THE KARL HOLL
LIBRARY OF CHURCH HISTORY

DUKE UNIVERSITY LIBRARY
DURHAM, N. C.

Date November 1947

K. Stoll

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen.

Fünfter Jahrgang
(1906—1907).

Von

D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1907
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark.

Sch.R.
252
S338P

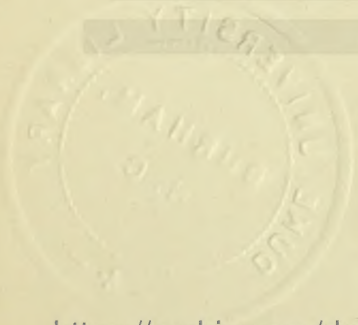
Inhalt des fünften Jahrgangs.

(1906—1907).

Nr. 1 Weihnachten (1906) Lukas 2, 1—14.
„ 2 Erster Sonntag nach dem Erscheinungsfest (13. Januar 1907) Matth. 4, 12—17; 23—25.
„ 3 Sonntag Estomihi (10. Febr.) Matth. 20, 20—28.
„ 4 Sonntag Judica (17. März) Matth. 26, 57—66.
„ 5 Karfreitag (29. März) Lukas 23, 33—46.
„ 6 Sonntag Rogate (5. Mai) Joh. 14, 1—6.
„ 7 Zweiter Sonntag nach Trinitatis (9. Juni) Matth. 9, 9—13.
„ 8 Vierter Sonntag nach Trinitatis (23. Juni) Luk. 9, 57—62.
„ 9 Achter Sonntag nach Trinitatis (21. Juli) Joh. 6, 30—44.
„ 10 Einundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (20. Oktober) Matth. 18, 15—20.
„ 11 Vierundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (10. November) Joh. 11, 1—27.

202095

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Duke University Libraries



https://archive.org/details/predigteninderst1906schl

Weihnachten.

(1906.)

Lukas 2, 1—14.

Heute dürfen wir feiern, das heißt danken und anbeten, Gott danken, Gott anbeten, nicht uns selbst. Christus ist geboren; das bedeutet nicht: seht, wie weit hat es der Mensch gebracht! seht, was sind wir für große Wesen! Christus ist geboren; das bedeutet: seht, was Gott euch tut! Das ist die reine Freude, die niemand kennt, der nicht anbeten lernt. Die Feste des Stolzes geben nicht die reine Freude. Denn der Stolz feiert dann, wenn er andere zertreten hat. Darum begleitet ihn der Neid. Ehre Gott in der Höhe! Das ist die reine Freude, die Christgabe. Da ist kein Stolz und kein Neid darin.

Alles in der Weihnachtsgeschichte führt uns weg von uns selber, weg vom Menschen, hin zur Anbetung Gottes. Wir feiern das Kind, das Gotteskind, das für uns geborene Kind.

1.

Die Jünger haben von keinem Werktag Jesu erzählt, daß so viel Himmelsglanz darauf lag, wie auf der Nacht, da er geboren ward. Darum feiert die Christenheit nicht einen der großen Arbeitstage Jesu, etwa jenen, da er auf dem galiläischen Berg das Wort mit Macht verwaltete, den alten Gottesdienst abtat und das Gebot Gottes neu aufrichtete,

202095

oder jenen, da er in der Wüste in großer Freudigkeit im Vertrauen auf Gottes Schöpfermacht die Tausende um sich sammelte und es ihnen vormachte, daß sie bei ihm nach Leib und Seele wohl versorgt sind als Gottes Gäste. Wir treten vielmehr zum neugebornen Kind heran und holen uns die Anbetung an seiner Krippe.

So ist es nach Jesu Sinn. Wir brauchen nicht zu besorgen, daß er uns schelte und sage: feiert doch meine Taten, meine schweren Kämpfe und großen Siege, meine herrlichen Erfolge, die der Menschheit eine neue Gestalt gegeben haben! Jesu Wille ist, daß wir Gott anbeten. Ehre sei Gott in der Höhe — das ist Jesu Wort an uns, und dazu ist die Krippe der rechte Ort.

Bei der Geburt ist der Mensch noch nicht am Werk. In das Werden des Lebens dringen unsere Gedanken nicht ein, noch berühren es unsere Finger. Da geschieht Gottes Werk, vor allem, wenn der geboren wird, der den Namen Gottes vor aller Welt geheiligt hat und den Willen Gottes mit einem Gehorsam tat, den alle erkennen, und die Gnade Gottes uns mit einer Liebe erwiesen hat, die alle Welt den Frieden Gottes schmecken läßt. Da regiert Gott und sein Werk geschieht, und es wird sichtbar, daß dem die Herrlichkeit zusteht, der droben ist, und wir beten an.

Darum gilt auch unsre Feier einzig dem Kind. Wir mögen auch der Mutter gedenken, der reinen Magd des Herrn, die nun nach ihrer schweren Stunde das Kindlein in den Armen hält und aufs Neue das Wort in sich bewegt: „Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilands“. Wir mögen auch des Vaters gedenken, dem Gott den Beruf gegeben hat, väterlich neben dem Kinde zu stehn, und der nun mit Ernst und Erstaunen die Größe seines Amts bedenkt. Allein die Weihnachtsbotschaft lautet: kommt zum Kind. Er ist Gottes Werk, er der, den die Gnade Gottes für uns bereitet hat.

Unser Geschlecht versteht es in gewisser Hinsicht wieder besser als frühere, daß die Geburt allem vorangestellt ist, was hernach im Leben entsteht. Alles, was später durch unsern Willen und unsre Tat in unsrer Geschichte hervorgebracht wird, hat seinen Grund in dem, was mit der Geburt geschaffen ist, in jenem Werk Gottes, durch welches Leben wird, das seine Kräfte in sich trägt. Alles, was wir haben, ist uns beschert durch Geburt und durch Wiedergeburt. Darum gehen wir zur Krippe, wo der geboren ist, der hernach freilich seine Frucht zu schaffen hat in treuem Gehorsam und ganzer Hingabe mit dem Einsatz seines eigenen Willens; er schafft aber die Frucht, deren lebendiges Saatkorn der Erde in der Christnacht übergeben worden ist. Da lernen wir anbeten.

Sagt nicht: dieses Ereignis sei zu klein, zu bescheiden, als daß wir hier einen solchen Eindruck von der Größe Gottes empfingen, daß er uns zur Anbetung brächte. Darin besteht vielmehr die Größe der Weihnachtstat, daß sie unsre Gedanken nicht ins Weite flattern läßt, und nicht die Sorge in unsre Seele legt: wer mag gen Himmel fahren und Gottes Geheimnis ergründen? Hier geschieht Gottes Werk auf Erden, bei uns und für uns. Wir haben das Kind vor Augen, das Gott in Gnaden für uns geschaffen hat. Meint ihr, ihr könntet dann anbeten, wenn ihr hineindringen könntet in das Zentrum des Weltlaufs, und es mit Augen sähet, wie alles, was geschieht, dort entspringt, sein Gesetz bekommt und seine durchsichtige Verständlichkeit? Meinet ihr, ihr könntet anbeten, wenn ihr zurücktreten könntet zum Schöpfungstag und jene Geburtsstunde mit ansähet, in der das Wesen der Dinge ward? Freunde, es braucht, damit wir anbeten, noch etwas anderes als das Staunen vor der unermeßlichen Macht, etwas anderes als die Bewunderung für einen unbegrenzbaren Verstand. Damit wir anbeten lernen, muß sich die Herrlichkeit Gottes uns als Menschenfreundlichkeit erweisen, muß die gewaltige Hand Gottes nach uns greifen

und uns zu ihm hinwenden, muß in der Fülle der göttlichen Kräfte die Liebe erscheinen, die den Menschen sucht und dich und mich zu ihm beruft. Daß der große und herrliche Gott sein Auge bis zu dir herniedersenkt, und seine Liebe an Wesen hingibt, wie wir es sind, das haben wir an der Krippe Jesu vor Augen. Dort tut Gott kund, daß er den Menschen schafft und ruft.

2.

Was er dort geschaffen hat, das war ein Gotteskind. Menschlich gesprochen, von unserm Standort aus hat das Weihnachtswort eine erhabene Kühnheit. Über dem Kinde wird verkündigt: Ehre Gott in der Höhe, Friede auf Erden, an Menschen Wohlgefallen Gottes. Kann das Kindlein das ausrichten? Ist es nicht eine Kühnheit, ein solches Ziel einem Kind zu stecken? Wie hoch überragt es das, was in der Christnacht bereits verwirklicht vor den Augen der Menschen stand!

Auf Erden ertönt ein anderes Lied, nicht: Ehre Gott in der Höhe, sondern: Ehre uns, Ehre dem Menschen auf Erden. Darum ist auch der Fortgang ein anderer; es muß so sein, daß, wenn der Anfang verschieden ist, auch alles anders wird, was aus ihm entsteht. „Friede auf Erden"; das ist nicht unsre Weise, sondern: „Streit auf Erden", und darum auch nicht Wohlgefallen, sondern Verdruß und Scheltworte, Zorn und Klage, und wenn es hoch kommt und am besten geht, Mitleid und Tränen. Wenn das Kind erwacht und in den Weltlauf hineintritt, dann wird auch dieses Lied an sein Ohr dringen. Dann wird es nicht nur den himmlischen Sang in seinem Herzen vernehmen, sondern auch die menschliche Weise kennen lernen. In diesen Zwiespalt ist es hineingestellt zwischen die droben, die Gott die Ehre geben, und die hier unten, die sich die Ehre geben, zwischen den, der den Frieden schafft, und die, die den Streit entzünden, zwischen den, der uns sein Wohlgefallen anbietet, und die, die an sich selbst Gefallen haben. Welchen Weg wird es gehen?

Was wird aus dem Kindlein werden, einer, der in die himmlische Weise einstimmt, oder einer, der das Lied der Menschen lernt? Freunde, ihr wißt, wie es gegangen ist. Wir feiern die Weihnacht; denn das Weihnachtswort ist nicht verklungen. Es blieb in ihm, im Knaben, im Mann, im Kreuzträger, im Auferstandenen, in dem, der erhöht ist und seine Gemeinde regiert Gott zur Ehre und uns zum Frieden. Jedes Wort, das wir von ihm haben, zeigt ihn uns aufwärts gewendet, als den, der Gott preist, keine Ehre hat, als die des Vaters, und keinen Willen, als den Willen Gottes. Jede Tat, die sein Amt uns kundtut und sein Werk auf Erden herstellt, macht uns an ihm die Liebe erkennbar, die nicht für sich selber lebt, sondern den Vater verherrlicht, zeigt uns die Herrschaft, die eins ist mit dem Dienst, weil er sein Leben nicht für teuer achtet, den Bußruf, der nur unser Bestes will und mit eitel Gnade und Vergebung erfüllt ist, und die Freude, die sich am Irdischen nicht befleckt, sondern als reine Flamme dankbar aufwärts steigt. So kennen wir ihn und so erleben wir ihn. Denn überall, wo sein Name gepredigt wird, entsteht die Anbetung, entsteht im Menschen das Vermögen, Gott zu preisen, entsteht der Friede, der uns mit Gott versöhnt, entsteht das Wohlgefallen, das uns mit Gott in Eintracht bringt. Seht, das macht allein Gott; das ist Gottes Werk, Gottes Offenbarung. Darum beten wir an.

3.

Das Kind ist für uns geboren. Seine Geburt ist seine Sendung. Die Gabe, die Gott ihm gegeben hat, verleiht ihm sein Amt. So führt ihn auch die Weihnachtsgeschichte uns vor: „Euch ist heute der Christus, der Herr geboren.“ Damit ist ihm das königliche Amt übergeben, das Amt dessen, der die Gemeinde schafft, die Gottes ist, und die Menschheit zum Vater führt und damit auch unter sich vereinigt.

Wenn wir aufmerksam unsre Geschichte lesen, tritt es

uns schon an ihr ergreifend entgegen, was das Amt Jesu bedeutet, wozu er gesendet ist. Es war die Zeit der Schatzung; die Steuerlisten werden gemacht, ein prosaisches Geschäft, vollends, wenn ein römischer Beamter mit der eisernen Faust den Juden zitiert, der sich dagegen mit Widerwillen und Leidenschaft empört. Der Tag, den die Christnacht beendet hat, war voll von Geldgedanken, von Rechnungen, von Gier und Leidenschaft, die nehmen will und die sich nicht nehmen lassen will, auch von Sorgen ernster Art, ob wohl der Druck erträglich sei und das Leben gefristet werden könne auch unter diesem schweren Joch. Die Nacht bringt Ruhe, doch nur für eine kurze Zeit. Mit dem Erwachen der Menschen wachen auch wieder ihre Zahlen, Rechnungen, Sorgen und Leidenschaften mit ihnen auf. In diese zur Schatzung versammelte Schaar tönt es hinein: Christus ist geboren; Ehre sei Gott in der Höh!

L. Fr., viel anders ist es auch bei uns nicht. Wir haben die letzten Tage auch mit Arbeit gefüllt, und es kann und soll ja auch nicht anders sein. Deßhalb haben wir den Herrn Christus nötig; deßhalb ist uns der gegeben, der uns mit seiner starken Hand faßt, aufweckt und zu Gott hin wendet.

Nahe bei Bethlehem war Jerusalem. Auch dort wachten sie; nicht einzig die Hirten bei den Hürden waren in jener Nacht wach. Im Heiligtum, im Tempel auf dem Zion, schreiten die Priester auf und ab und halten Wacht und man hört ihren Ruf, der kund tut, daß die Hüter des Heiligtums treulich wachen. Aber nicht dort wird der Himmel hell und nicht sie sind berufen, mit den Engeln sich zu freuen. Ehre sei Gott in der Höhe! das verstanden sie nicht. Ehre uns, den erwählten Priestern! Ehre uns, der heiligen Gemeinde! Ehre uns, den fleißigen Dienern Gottes! das verstanden sie. Das war ihre Weise. Die, die die andre Weise sangen: Ehre sei Gott in der Höh! die brauchten einen andern Ort.

Ist es anders bei uns? Wohl steht an mancher christlichen Kirche: ecce deus! hier ist Gott; in Wahrheit heißt das oft: ecce homo! seht da den Menschen! — samt seiner Narrheit und Eitelkeit. Eben darum, weil wir sogar aus unsrer Religion, unsrer Christlichkeit und unserm Gottesdienst immer wieder unsre eigne Verherrlichung machen und uns selbst und den Menschen groß machen und auch damit Selbstvergötterung treiben, darum wird uns verkündigt: für euch ist der Christus geboren, der euch Gott anbeten lehrt.

Auch in der Königsburg wachten sie eifrig und zahlreich; denn das Leben des Herodes darf in der Nacht nicht unbewacht bleiben. Aber auch dort sucht der himmlische Bote nicht die, die er zu Christus führt. In der Königsburg regiert die heiße Gier, die Sucht, die nach Macht schreit und nach Genuß verlangt, mit allen Mitteln, mit Recht und mit Unrecht, mit Gewalt und mit List, mit frommer Geberde und mit wildem Trotz. Der Bote, der die Geburt des Christus verkündigt, wendet sich anderswohin. L. Fr., dazu ist es Weihnacht geworden, damit wir von aller kranken, heißen Sucht, mit der wir uns selbst verderben und andere plagen, erlöst seien durch den, den Gott uns gegeben hat, und die Vergebung empfangen, die in das kranke, eigensüchtige Herz Gottes Liebe und Frieden legt.

Nicht alle kann er rufen; dennoch fehlen ihm die Anbeter nicht. Gott sorgt dafür, daß das Amt des Christus offenbar wird, und führt ihm die zu, die sein Werk schauen. Er ruft sie so, daß die weite Gemeinde entsteht, ohne Grenzen, offen für alle. Wollen nicht auch wir kommen? Sind wir nicht des Haders müde, des Haders mit uns selbst und des Zanks miteinander, des Haders mit Gott? Sind wir es nicht müde unsern nichtigen Willen zu tun? Täten wir nicht gern Gottes Willen? Sind wir es nicht müde, Wohlgefallen zu haben an uns selbst und uns mit allerlei Eitelkeit zu zieren? Wollen wir nicht Gottes Wohlgefallen em-

pfangen, das uns dann beschert ist, wenn wir Christi Hand ergreifen? Der Zugang zur Gnade ist uns aufgetan durch unsern Herrn Jesus Christus und durch ihn haben wir mit Gott den Frieden. „Eia, Weihnacht! eia, Weihnacht! Glorie, Glorie, Friede, Freude, und an den Menschen ein Wohlgefallen.“ Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

1. Sonntag nach dem Erscheinungsfest.

(13. Januar 1907.)

Matth. 4, 12—17. 23—25.

1. Sonntag nach dem Erscheinungsfest.

(13. Januar 1907.)

Matth. 4, 12—17. 23—25.

Jesu Predigt war kurz: Tut Buße; denn nun bricht Gottes Reich an. Kehrt vom bösen Wege um; denn jetzt macht er seine Herrschaft offenbar. Das ist das Wort Jesu, und dieses kurze Evangelium macht uns selig, und dieses kurze Evangelium schöpfen wir nicht aus. Davon laßt uns reden.

1.

Tut Buße! Jesus beginnt damit einen gewaltigen Kampf. Unser Text fängt an: „Als er hörte, daß Johannes überantwortet war." Schon Johannes hat gesagt: tut Buße. Der Ausgang war, daß ihn die Soldaten des Herodes holten. Man wußte: er lebt noch, aber man wußte auch: die Sonne wird er nicht mehr sehen. Da waren keine Täuschungen über den Ernst der Arbeit möglich, die Jesus damit begann, daß er an die Gemeinde den Bußruf richtete. Unser Text fährt fort: „Als er dies hörte, zog er in das galiläische Land," nicht nach Jerusalem. Dort konnte er seine Arbeit nicht einmal beginnen. Wenn er dort sein kurzes Evangelium sagen wollte, so hinge er sofort am Kreuz. Darum konnte Jesus nur an den Festtagen in die heilige Stadt gehn. Matthäus erzählt weiter: „Als er das hörte, da verließ er Nazareth," sein eignes Dorf, in dem er alle kannte und lieb hatte, und wo auch ihn alle kannten und lieb hatten. Aber die Gemeinschaft zerriß sofort, sowie er ihnen sagte: tut Buße; seht,

nun beginnt Gottes Reich. Da riſſen ſie ihn zum Bethaus hinaus, um ihn über den Berg hinabzuwerfen. Darum ging er nach Kapernaum, an das äußerſte Ende des jüdiſchen Landes, wo er ſich jederzeit leicht dem Kampf entziehen konnte. Eine kurze Fahrt über den See brachte ihn in das heidniſche Land. Dort pflanzte er ſich hin und ſagt ſein Wort: kehrt um; Gott regiert.

Unter den Büchern, die gegenwärtig in Deutſchland am meiſten geleſen werden, befindet ſich auch der „Seeſtern". Tauſende hat es intereſſiert, ſich eine Schlacht vorzuſtellen, die mit allen Waffen der Neuzeit und ihren mächtigen Armeen geführt wird, die mit einander viele Tage lang ringen, bis die Entſcheidung endlich fällt. Aber eine ſolche Schlacht gibt noch lange nicht ein Gleichnis zu jenem Kampf, den Jeſus begonnen und in die Weltgeſchichte hineingebracht hat durch ſein kurzes Wort: tut Buße; Gott iſt König.

Dieſer Kampf wird nicht mit Worten geführt. Eben deshalb iſt Jeſu Predigt kurz. Er verglich ſeine Arbeit mit dem Gang jenes Sohns, den ſein Vater zu den empörten Weingärtnern ſchickt. Er bittet ſie: beendigt euern Aufruhr; gebt Gott, was Gottes iſt. Da braucht es nicht viele Worte. Er doziert nicht: der Weinberg gehöre Gott und die von ihm beſtellten Weingärtner dürften ihn nicht berauben. Sie wiſſen, daß ſie im Dienſt des Herrn ſtehen und die Ernte nicht für ſich ſelbſt zu ſchaffen haben. Er diskutiert auch nicht mit ihnen, ob ihr Herr im Recht ſei oder ſie. Eine Entſcheidung legt er ihnen vor: wollt ihr euch jetzt Gott unterwerfen, dann iſt alles vergeben, was ihr getan habt, und ihr ſeid wieder ſeine Knechte und bleibt in ſeinem Dienſt. Wollt ihr aber euern Aufruhr fortſetzen, ſo entſcheidet ihr über euer Geſchick. Seht, darum hat Jeſu Predigt dieſe kurze Faſſung, weil er unſertwegen redet und uns helfen will. Er ſprach nicht deshalb, weil ihn ſeine Gedanken freuten und er ſie gerne in die Welt hinausrief. Wer deshalb ſpricht, weil er ſich

selber gern reden hört, der spricht lang. Jesus aber redet, weil er den Menschen von seiner Sünde befreien und zum Vater bringen will, und darum macht uns sein Evangelium, so kurz es ist, selig.

Sie haben schon damals oft gesagt: Wir verstehen gar nicht, was du meinst. „Tut Buße;" was soll das heißen? Wir sind nicht auf dem falschen Wege und brauchen nicht umzukehren. Ihnen sagte er: Freunde, verstellt euch doch nicht, heuchelt nicht. Ihr wißt, was an euch dem Willen Gottes widerspricht, wann und wodurch ihr mit Gott den Streit beginnt. Deshalb lautet das göttliche Wort: tut Buße, weil wir nicht Unterricht und Aufklärung brauchen, sondern wissen, wo wir den Willen Gottes brechen. Was uns nötig ist und einzig helfen kann, das ist die Tat, die das Böse abtut, der Wille, der die Sünde wegwirft und Gott gehorcht, und damit wir diesen finden, dazu dient uns Jesu Wort: Kehrt um.

Allerdings hat Jesus auch gelehrt und seinen Bußruf erklärt, darum, weil es im Menschen auch Zustände der Verfinsterung gibt. Es sieht manchmal kraus und wirr in unsern Köpfen aus, so daß wir es nötig haben, daß es uns andere sagen: du bist nicht auf dem rechten Weg. Wenn der Wille falsch geht, gehn die Gedanken auch falsch. Es wird uns manches Wort aus Jesu Arbeit berichtet, durch das er sich bemühte, seinen gerechten Hörern zu zeigen, worin sie sündigten. Er hat nicht dem Zöllner erklärt, warum er umkehren müsse; denn dieser weiß, daß er nicht für Gott, sondern für das Geld lebt. Er hat nicht dem den Weg zum Vater beschrieben, der aus seinem Hause weggelaufen war und im Elend bei den Schweinen saß. Dieser weiß, daß er nicht daheim ist. Aber dem andern Sohn, dem gerechten, hat er mit eindringender, treuer Lehrarbeit gezeigt, wodurch er aus der Liebe des Vaters austrat und sich seinem Willen widersetzte, obwohl er meinte, er sei sein treuer Sohn.

Auch wir müssen, sei es mit einander, sei es jeder für sich, je und je die Fragen ernstlich bedenken, die aus unsrer Lebensführung entstehen. Es gibt hier viel zu überlegen, was unsrer größten Aufmerksamkeit wert ist. Aber der entscheidende Punkt befindet sich nie in dem, was wir erst studieren müssen, bis wir es es herausbringen, und wofür wir erst Unterricht nötig haben, damit wir es begreifen, sondern die Entscheidung kommt für uns alle an den klaren, einfachen Dingen zu stand, von denen wir ganz genau wissen, wie es mit ihnen steht, was hier Bosheit ist und was Güte, was Gottes Ruf von uns will und was unser Eigensinn begehrt. Jesu Gebot: tut Buße, redet nicht gleich von allen möglichen Erweisungen des guten Willens, zu denen wir vielleicht noch durch Gottes Führung gelangen, sondern daß wir die Sünde da, wo wir sie sehen, brechen, und uns vom Bösen da, wo es enthüllt und deutlich in unsrer Erfahrung steht, scheiden, das meint Jesus, indem er uns bittet: kehrt um! Freilich redet er nicht von Halbheiten. Halbe Bekehrungen sind schlimmer als Unbußfertigkeit. „Tut Buße," das heißt: brecht mit ganzem, redlichem Willen die böse Sucht entzwei; werft sie weg, nicht nur für jetzt, sondern für immer, nicht halb, sondern ganz. Wir erweisen aber an derjenigen Sünde, die die unsre ist, weil wir sie kennen, über die wir Macht haben, so daß wir über sie zu entscheiden vermögen, dem Wort Jesu unsern Gehorsam oder Ungehorsam. Von ihr sagt uns sein kurzes Evangelium: tue sie ab.

Jesus hätte anders sprechen müssen, wenn es ihm daran läge, die Sünde in ihrer ganzen Größe zu enthüllen. Das hätte freilich eine lange Rede gegeben, wenn er auch nur in Kapernaum die Sünde ans Licht ziehen wollte mit allen ihren Äußerungen, anzufangen mit den Schriftgelehrten der Stadt und dem Obersten der Schule, Jairus, bis herab zum Zöllner und zum gefallenen Weib. Jesus hat aber nicht so gesprochen, denn sein Ziel ist nicht, den Menschen zu schänden, sondern

ihm zu helfen. Es hat in der Christenheit immer solche gegeben, die meinten, sie predigen Jesu Wort dadurch, daß sie die Sünde ans Licht ziehen. Das war nicht des Herrn Art. Ihm liegt es an unserm Gehorsam, an unserm Zutritt zu Gott, nicht daran, daß er uns unsre Sünde anhänge. Er hat allen, die sein Wort sagen, die Vollmacht gegeben kurz zu reden, und das große Thema von der menschlichen Sünde in das eine Wort zusammenzufassen: Kehrt um.

Deshalb hat Jesus auch nicht erklärt, wie es zur Sünde komme, auch ein gewaltiges Thema, über das viel zu reden wäre. Wie kam Israel auf seinen bösen Weg? Wie ist die pharisäische Art entstanden? Wie kam der Schriftgelehrte zu seiner Hoffahrt? Wie ist Matthäus in seine Zollbude geraten? U. s. f. Es ist zwar nicht wertlos, wenn wir uns, soweit es möglich ist, verdeutlichen, woher die Schwierigkeiten kommen, mit denen wir ringen, und wo die Versuchung entstanden ist, die uns den Kampf aufzwingt. Das kann uns im Widerstand gegen das Böse stärken. Vor allem haben wir aber von Jesus zu lernen, daß uns nicht damit geholfen ist, daß wir darüber sinnen und grübeln, wie es denn dabei zugegangen und alles so gekommen sei. Viele bereiten sich dadurch eine schwere innere Not und legen sich damit eine Kette an, die sie am Aufstehen hindert. Du brauchst nicht zu begreifen, wie sich alles so gefügt hat; was du nötig hast, ist, daß du mit einem neuen Willen aufstehst, der Gott gehorcht. Wir helfen uns nicht mit Meditationen über das Thema unsrer Sündhaftigkeit, sondern mit der Tat, durch die wir uns dahin stellen, wohin uns Jesus führt, weg von unsrer Sünde auf Gottes Weg. Darum ist Jesu Evangelium kurz: kehre um.

Aber er hatte nicht im Bußruf sein einziges Wort. Es ist nicht möglich, daß er nur von unsrer Pflicht spräche. Er arbeitet in Gottes Auftrag und spricht deshalb von Gottes Werk. Deshalb fährt er fort: Kehrt um, denn Gott regiert;

Gott waltet als König über euch; Gott tut seine Herrlichkeit und Gnade an euch kund. Er preist Gott mit seinem Wort, und darum steht im kurzen Evangelium Jesu der Satz vom Himmelreich, und ohne diesen wäre es nicht da. Er kann ihn auch unsretwegen nicht entbehren, weil er uns wirklich helfen will, und das geschieht nicht bloß dadurch, daß wir einen Anstoß zu einem neuen Willen erhalten und seinen Befehl hören, der uns aufweckt. Wir müssen vielmehr die Verheißung haben, daß wir umkehren können, die Ermächtigung, daß wir zu Gott uns wenden dürfen. Es gibt keine Berufung zur Buße ohne die Vergebung. Ohne sie wird das Bußwort inhaltslos und unfruchtbar. Die Vergebung ist aber Gottes Tat und der Erweis seines königlichen Regiments. Man kann die Sünde nur mit dem Guten überwinden, das Alte nicht beenden ohne das Neue. Dies ist Gottes Gabe, die Schöpfung seiner königlichen Gnade. Daher kann nur der, der Gottes Reich aufzutun vermag, den Kampf mit der Sünde in der Welt beginnen. Auch Jesu selbst wegen war es unentbehrlich, daß ihm der Vater die Botschaft vom Himmelreiche gab, so daß er mit uns von Gottes ewiger und vollkommener Gnade zu reden vermag. Die Christenheit hat reichlich erlebt, daß es keine kleine Sache ist, das Bußwort Jesu auf die Lippen zu nehmen, einerlei ob wir es öffentlich tun oder im persönlichen Verkehr mit einander. Tausende haben Buße gepredigt und sind dadurch selbst in die Versündigung gefallen, haben andere zu bekehren versucht und darob sich selbst verdorben. Warum? Man muß mit Gottes Gnade an die Sünde herantreten, sonst versündigt man sich selbst, wenn man sie anfaßt. Darum hat Jesus ohne Schaden für sich, vielmehr sich zur Gerechtigkeit das Bußwort der Welt gesagt, weil er ihr zugleich Gottes Reich anbietet und das königliche Werk der göttlichen Liebe an uns vollführt.

Aber auch jetzt wird Jesu Predigt kurz. Gott regiert;

was sollen da Worte? Besteht Gottes Reich in Worten? Ja! durch das Wort regiert uns Gott, und wir treten dadurch in sein Reich, daß er uns ruft. Er regiert nicht über uns, ohne daß wir es wissen und wollen, und macht uns nicht zu seinen Sklaven. Gottes Reich besteht aus seinen Kindern, und der König ist hier eins mit dem Vater, der seine Herrschaft uns dadurch erweist, daß er durch sein Wort uns zu sich zieht. Dieses Wort redet aber vom Taterweis der göttlichen Gnade, von Gottes Werken, durch die er seine Herrlichkeit der Welt erzeigt. Da wird das Wort kurz; denn die Tat spricht für sich selbst. Gottes Reich, das ist Erlebnis, nicht Geschwätz, das ist Geschichte, Lebensgeschichte, die deine und meine, die aller, Weltgeschichte, nicht bloß Begriffe. Darum sagte Jesus: das Reich Gottes ist nahe, weil er auf dem Kreuzeswege war und auf die Stunde sah, wo ihn der Vater dazu berufen wird, das Kreuz anzufassen zum ewigen Zeichen der göttlichen Gnade. Darum sagte Jesus: das Reich Gottes ist nahe, weil er den Ostermorgen kommen sah mit dem Auferstehungsstand des ewigen Lebens. Darum sagte Jesus: Gottes Reich ist nahe, weil er schon das Rauschen des Pfingstgeistes hörte, durch den Menschen entstehen, die aus Gott geboren sind, und die neue Gemeinde entstehen sah, nicht nur in Kapernaum, nicht nur in Galiläa, sondern in der Völkerwelt. Gott regiert dadurch, daß er seinen Willen vollführt uns zum Heil und Leben. Da wird die Predigt kurz und dadurch zugleich seligmachend, weil sie den königlichen Willen und das königliche Werk Gottes bei sich hat, das uns Gottes Herrlichkeit erweist.

2.

Dieses kurze Evangelium schöpfen wir nicht aus. Tut Buße; wer unter euch ist damit fertig? Ich möchte den sehen, der es wagt, hier aufzustehen und zu sagen: ich bin mit der Buße fertig. Nach Jesu Wort tut er es nicht. Nicht

so meint es der Herr, als ob wir aufstehen und umfallen, aufstehen und umfallen. Wenn er die Buße am Sohne beschreibt, der vom Vater wegging und wieder zu ihm zurückkehrt, so erzählt er nicht: der Sohn habe versucht nach Hause zu gehn, habe aber den Vater nicht zu finden vermocht, sondern wanderte und suchte und wanderte und zum Vater kam er nie. Das ist nicht Jesu Erzählung, sondern er hat erzählt, daß er zum Vater kommt und bei ihm bleibt. Wenn er die Buße an der Geschichte von den Weingärtnern erklärt, so ist seine Meinung nicht die: jetzt unterwerfen sie sich dem Herrn, und fallen wieder ab, und unterwerfen sich wieder und stehlen aufs neue, sondern er meint, daß sie mit redlicher Entschlossenheit gehorchen und sich ganz Gott untergeben sollen. Wenn er nicht uns die Verheißung geben könnte, daß wir mit Aufrichtigkeit Gott untertan werden und uns ihm redlich ergeben können, so hätte er den Bußruf nicht wagen dürfen. Er verspricht es uns aber mit heiligem Ernst: ihr könnt und dürft mit der Sünde brechen, dürft ihr ein ganzes Nein entgegensetzen, ihr dürft durch alle Stricke und Bande durchbrechen. Es ist ein wahres, nicht übertriebenes, sondern gewisses Wort: „wir, die wir der Sünde gestorben sind.“ Aber das Bußwort Jesu schöpfen wir nicht aus. Denn Jesu Wort, mit dem er uns von der Sünde trennt, fährt bis in unsre Natur hinab. Nicht bloß Kleinigkeiten greift es an, nicht bloß wechselnde Neigungen, die wir leicht abschütteln. Sein Bußwort greift tief, tief in das menschliche Wesen hinein, tief hinein in das, was wir alle sind. Darum greift es auch weit, so weit die Menschheit sich ausbreitet, von Volk zu Volk, von Geschlecht zu Geschlecht, von Stadt zu Stadt. Es gibt keinen Ort, wo es nicht immer wieder eine unumstößliche Wahrheit wäre, daß wir umkehren müssen, damit Gottes Reich von uns gefunden sei. Darum empfangen wir alle vom Herrn die Freude, daß wir jeden Tag wieder in den heißen, aber freudigen Kampf gegen uns selbst hineingestellt

sind, den er für uns begonnen hat und der darum entschieden ist, weil er ihn begann. Alle Morgen stehn wir wieder auf als die alten Menschen, alle Morgen aber auch als die, die den alten Menschen ausziehn durch die Gemeinschaft mit dem neuen Menschen, der aus Gott geboren ist, Jesus Christ. Und wenn wir uns Jesu Verheißung vorhalten: Gottes Reich, Gottes königliches Walten, uns zum Schutz und Schirm, uns zum Leben und zur Seligkeit, zur Gemeinschaft mit ihm — wie könnten wir das ausschöpfen! Gottes Reich besteht nicht nur darin, daß er unser Geschick freundlich ordnet, an unserm innern Leben vorbei, sondern setzt uns in Gemeinschaft mit ihm, so wie allein zwischen uns Gemeinschaft entstehen kann, so nämlich, daß er groß wird, nicht wir, er regiert, nicht wir, und sein Wille geschieht und nicht der unsrige. Und dies geht nicht nur diesen oder jenen an, hier einen und dort einen. Gottes Regierung schafft seine Gemeinde, der König vereinigt die Welt vor seinem Thron. Dieses Wort geht hinaus über alles, was wir erleben, über alle unsere Erfahrungen und jetzigen Zustände, und bleibt das Ziel über allen Zielen, die Hoffnung über allen Hoffnungen, das ewige Gut. Wie wollen wir es ausreden? Immer neu entsteht an ihm der Dank, die ewige Anbetung, immer neu auch die Pflicht des Bekenntnisses, die Predigt, die nie verstummen kann, immer neu auch die Pflicht des Diensts. Ist Gott König, so sind wir Knechte. Regiert er, so gehorchen wir.

L. Fr., es ist schon mehr als dreißig Jahre, daß ich predige, und ich habe nach meinem Vermögen mich bemüht, nichts zu predigen als den kurzen Satz Jesu: tut Buße, denn Gottes Reich ist uns aufgetan. Denkt ihr, nun sei das Thema für mich doch bald erschöpft? Im Gegenteil: wir stehen immer erst bei den Anfängen des Evangeliums. Ich kann euch nicht weiterführen als bis zu seiner Schwelle. Laßt uns darum bitten, daß die künftigen Geschlechter es

besser verstehen, was Buße ist, runder Bruch mit allem Bösen, und was Reich Gottes ist, Gottes Gegenwart uns zur Gnade, uns zum Licht, uns zum Leben. Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind wenige. Laßt uns den Herrn der Ernte bitten, daß er Arbeiter sende in seine Ernte. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Estomihi.

(10. Februar 1907.)

Matth. 20, 20—28.

Auch heute haben wir uns mit Politik zu beschäftigen, aber nicht mit derjenigen, die uns in den letzten Wochen bewegt hat. Das Wort, das wir heute zu hören haben, spricht die Politik Jesu aus, und diese ist eine andere, als die, die unsre Nationen und unsre Parteien betreiben. In der Politik handelt es sich darum, wer die Regierung in seine Hand bringe, und die Macht gewinne, um seinen Willen durchzusetzen und seine Ziele zu verwirklichen. Eben davon spricht Jesus mit einem jener Worte, wie nur er sie uns zu geben vermag, unmißverständlich, keiner Erklärung bedürftig, klar herausgearbeitet, so daß wir gleich gehorchen können. „Wer unter euch groß werden will, der werde bei euch der Diener, und wer der Erste sein will, der werde bei euch ein Knecht." Weil wir aber gegenwärtig von der andern Politik erfüllt sind, von derjenigen, von der Jesus sagt: die Heiden machen es so, so haben wir natürlich das Herz voll von Einreden und Bedenken gegen Jesu Weg, und wollen deshalb das, was uns bewegt, mit voller Wahrhaftigkeit aussprechen. Wir protestieren; warum?

Einmal wir können nicht dienen: wir haben keine Gelegenheit dazu. Sodann, wir mögen nicht dienen; das macht nicht vornehm, sondern gering. Endlich wir dürfen nicht dienen; das ist nicht der Brauch der Welt.

1.

Wir können, sagen wir, nicht dienen. Dazu fehlt uns die Gelegenheit. Wenn man nach menschlichem Maßstab von jemand mit Recht hätte sagen können, daß er nicht zu dienen vermöge, so war es unser Herr Jesus auf dem Kreuzesweg. Was er hatte und den Leuten zu geben wünschte, das begehrten sie nicht, und was die Leute wollten und von ihrem Christus verlangten, das wollte er nicht. Zwischen ihm und seiner Umgebung war eine tiefe Kluft. Es bleibt ihm nichts anderes übrig als nach Jerusalem zu gehen und das Kreuz zu tragen. Hat er auch geklagt: „Ich habe keine Gelegenheit zu dienen; die Leute sind widerspenstig, die Welt ist schlecht, und ich bin allein?“ Der Menschensohn, sagt er, ist gekommen, um zu dienen und für viele seine Seele zum Lösegeld zu geben. Eben jetzt richtet er seinen Dienst aus, macht die Gebundenen frei, sprengt die Ketten, nimmt Schuld, Tod, die Gottverlassenheit und Gottesfeindschaft von uns weg und stellt uns in die Freiheit der Kinder Gottes. Darum sagt er: Bei euch ist es nicht so, daß die Mächtigen die andern bedrücken und die Großen ihre Größe sich dadurch bereiten, daß sie die andern erniedrigen; denn ich habe euch mit meinem Leben frei gemacht. Hier lernen wir den kennen, dem wir dienen können und sollen, und finden den Herrn, der uns zu seinem Eigentum macht. Nun kann niemand mehr klagen: mich zwingt ein Fatum dazu Egoist zu sein; mich hat Gott dazu verdammt, nur an mich selber zu denken, und bloß dafür zu sorgen, daß ich zu essen habe und mir es wohl gehe. Aus diesem Gefängnis holt uns Christus heraus, und nimmt uns diese Kette ab. Dazu hat er seine Seele hingeben, damit wir frei werden zum Dienst.

Es fehlt uns auch nie an Gelegenheit, den Willen Christi zu tun. Es gab wohl nie eine so normale, gesunde, geordnete Gemeinschaft wie die der Jünger. In ihren äußern Verhältnissen besitzen sie volle Unabhängigkeit. Den Geldbeutel und

die irdischen Schätze sind sie losgeworden, und die Sorge auch. Der ganze Bestand ihres Lebens war einfach, natürlich und auf das Notwendige beschränkt. Und innerlich sind sie die Männer, denen Jesus zum Glauben half, und die er in den mannhaften Kampf gegen ihre Sünde gestellt hat. Sie sind die, die vereint den schmalen Weg gehen in der Anbetung Gottes und in der Liebe zu den Brüdern. Daß es ihnen aber in ihrem Kreise je an Gelegenheit zum Dienen fehlte, dieser Gedanke konnte ihnen nie kommen und kam ihnen nie. Sie sind ja eine Gemeinschaft und stehen täglich mit einander in Verkehr. Da braucht der eine den andern und mit jeder Berührung zwischen ihnen entsteht für sie auch wieder die Gelegenheit zum Dienst.

Unsere Geschichte gibt uns hiefür ein hübsches Beispiel. Da kommen Jakobus und Johannes zum Herrn mit ihrer großen Liebe und bitten ihn: „Da du uns auf Erden in deine Gemeinschaft gestellt hast, so vereine uns auch mit dir in deinem Reich.“ Was machen nun die andern? Sie haben gleich ein Tröpflein Gift bei der Hand, das sie in die Freude der beiden Jünger mengen. Das war nicht Dienst, nicht die Mitfreude, die mit der Liebe des Herrn gleichförmig denkt und nach ihrem Sinn spricht und handelt. Der Herr erfreut die beiden, die andern kränken sie; der Herr macht sie durch seine Verheißung gewiß und stark; die andern grollen ihnen und stellen sich ihnen feindlich in den Weg. Solche Gelegenheiten zum dienen, wie die, die hier von den Jüngern versäumt wurde, gab es aber jeden Tag. Sie konnten gar nicht beisammen sein, ohne daß sie Anlaß bekamen zum gegenseitigen Dienst.

Auch in der Bitte des Johannes war noch ein krankes Begehren, das Jesus reinigt. Er sagt ihm: „Denke an den Kelch, den ich trinke, an die Taufe, durch die ich geweiht und geheiligt werde zu meinem königlichen Amt.“ Wenn dann auch der Jünger seinen Kelch trinken muß, wenn auch er in

jene Taufe hineingestellt ist, von der Jesus spricht, sind dann wohl die Brüder unnütz, die ihn stärken?

Und erst wir! Davon kann keine Rede sein, daß uns die Gelegenheit zum Dienen fehlte, uns, die wir mitten drin unter den Menschen stehen, mit ihren dunkeln Gedanken, ihrem schwankenden Glauben, ihrer wilden, falschen Sucht und ihrer vielfältigen Not! Laßt uns nie sagen: wir können nicht dienen!

Aber vielleicht haben wir keine Kraft und können es deshalb nicht? So wäre es, wenn wir nicht zuerst den Dienst empfingen, der uns mit der Gabe des Vaters ausrüstet, wenn nicht der über uns waltete, der gesagt hat: Ich bin dazu gekommen um euch zu dienen, wenn nicht Gott bei uns wäre, dessen Politik eins ist mit derjenigen seines Sohns und sich ebenfalls in den Satz zusammenfaßt: Dadurch, daß ich diene, regiere ich. Erst müssen wir uns dienen lassen, dann können wir auch andern dienen; erst empfangen, dann geben wir. Die Wahrheit, die den andern zum Licht wird, ist nicht unsre Erfindung; wir empfangen sie aus Gottes Mund. Die Liebe, mit der wir andere stützen, ist nicht unsre Kraft; wir lieben, weil wir zuerst geliebt worden sind. Er ist aber da, er, der uns gerne dient, damit auch wir zu dienen vermögen.

2.

Aber wir mögen nicht. Denn es ist süß, es zu machen wie die Heiden, sich die Größe dadurch zu bereiten, daß man die andern herunterdrückt, sich dadurch die Ehre zu verschaffen, daß man die andern in den Schatten stellt, sich dadurch Reichtum zu erwerben, daß man die andern ausnützt. Wirklich, l. Fr., ist das süß? Haben wir wirklich für jene „Edelmenschen" und „Uebermenschen" Bewunderung, die ihre Größe dadurch betätigen, daß sie andere zertreten? Gelüstet es uns wirklich nach dem Ruhm, um uns her Ruinen zu schaffen? Freunde, wir müssen uns gegenwärtig wehren gegen diese

Gedanken; sie gehen mit bezaubernder Kraft durch unser Volk, jene Phantasien, wie schön es sei, als Sieger auf einem Ruinenhügel zu stehen, wie ihn der Haß zu schaffen vermag. Soll es uns nach dieser Größe gelüsten? Möglich ist es freilich, daß wir die Menschen uns dienstbar machen, sie unter unsre Gewalt bringen und ausnützen können. Allein was gewinnen wir damit? Was bleibt als reelle Frucht in der Hand dessen, der sich auf einen solchen Ruinenhügel hinaufgeschwungen hat? Auch er versinkt. Niemals werden wir dadurch reich, daß wir die andern ausnützen, niemals dadurch groß, daß wir die andern erniedrigen. Die Lust, die sich hieran heftet, ist eine bittere Lust. Innerlich leer bleibt dieser große Mann. Die andern hat er für sich gebraucht; allein was ist dieses „Ich"? Er weiß es selber nicht, sondern weiß nur das eine, daß es recht und gut ist, wenn er stirbt.

Laßt uns hinsehen zu dem, der nicht dazu gekommen ist, damit er bedient werde, sondern damit er diene. Das ist Größe, und wir wissen es, daß er der Große ist, der Unvergleichliche und Einzige, eben deshalb, weil er nicht kam um sich dienen zu lassen. Solche gibt es viele. Er aber, der eine wahrhaft Große, kam, um seine Seele zum Lösegeld zu geben für viele. Er ist auf dem Kreuzesweg, hat also nichts von dem, was die Heiden in allen Zeiten für Größe halten, sondern verzichtet auf das Leben. Alles gibt er damit hin. Das schließt den Verzicht auf sein Amt in sich, den Verzicht auf seinen Erfolg und sein Werk. Alles legt er ab und dadurch erhebt er sich in seine Größe, in jene Herrlichkeit, die er darin offenbart, daß er unsre Ketten bricht, und die Vielen sich zu eigen erwirbt und die große Gemeinde schafft, die erlöst ist, weil sie Gottes Gnade hat. Es ist auch für uns keine schwere, sondern eine süße Sache, dadurch groß zu werden, daß man den andern dient. Gewiß machen kann euch freilich hierüber nur die Erfahrung. Ich rate euch, probiert es mit Jesu Weg. Die Probe zu machen, lohnt sich wohl.

3.

Aber wir sagen vielleicht: Wir dürfen es nicht. Sogar in der Kirche ist das sehr oft gesagt worden: wir müssen uns dem Brauch der Welt anpassen; ein Bischof müsse wie ein Herzog sein oder wie ein König, sonst könne er sein Werk nicht tun, die Kirche eine Herrschergewalt haben, wie der Staat, sonst habe sie für ihren Beruf die Mittel nicht. Wehren müßten wir uns, entweder Hammer sein oder Ambos, entweder die Schläge geben oder sie bekommen. Dann, wenn wir die andern nicht ausnützten, würden wir selber ausgenützt. Das beste Mittel, sich gegen die Schläge zu wehren, sei, sie zu geben; wer selber Hammer sei, werde nicht zum Ambos, auf den man klopft. So sei es nun einmal der Brauch der Welt und das Gesetz der menschlichen Geschichte. Bei euch, sagt aber Jesus, ist es nicht so; bei den Heiden ist es so, nicht bei euch, meinen Jüngern, die ich frei mache von der Welt dadurch, daß ich sie erkaufe für Gott. Damit ist der Unterschied ausgesprochen, weshalb für uns das nicht gilt, was sonst gültig ist. Wir müssen es so machen, sagen wir, weil es die Welt so macht. Seht, damit haben wir wieder Gott vergessen. So macht es die Welt, weil sie Gott nicht kennt; die Heiden machen es so, sagt Jesus, die zwar viele Götter haben, aber keinen, der wirklich regiert und für sie sorgt. Ihr habt, sagt Jesus, euern Vater im Himmel; ihr kennt euern Gott. Damit stirbt die Furcht vor der Welt. Das gibt die Unanfechtbarkeit, nicht nur nach außen, im auswendigen Verlauf unseres Lebens und Geschicks, über dem Gottes Fürsorge waltet, sondern auch inwendig mitten in allem Dienst, verbunden mit der vollen Hingabe an die Bedürfnisse der andern. Unanfechtbar, geschirmt und geschützt, zu keiner Sklaverei erbötig steht der da, den Jesus mit seinem Lösegeld freigekauft hat. Der Sohn macht eben die, die er zum Dienst beruft, auch wahrhaft frei, weil er sie zu Gott hinführt, und damit vergeht die Furcht vor der Welt.

Wer hätte sich mehr fürchten sollen, als er, der auf dem Kreuzesweg war? Und doch: frei von Furcht geht er hinauf nach Jerusalem. „Ich bin gekommen, mein Leben zu geben.“ Es nimmt es ihm keiner. Er zittert nicht vor den Fäusten, die nach ihm greifen, nicht vor Judas, nicht vor Kajaphas, nicht vor Pilatus. „Ich gebe mein Leben“, so spricht der freie Sohn; denn er hat den Vater, und sein Dienst ist Gottesdienst und seine uns erfassende Liebe ist Gehorsam gegen Gottes Willen. Was aber in der Gemeinschaft mit Gott geschieht, das ist geschirmt und geschützt gegen jede Macht der Welt.

Wer sollte sich mehr fürchten als die Jünger, die mit ihm nach Jerusalem ziehn? Und doch verlangt Johannes mit ganzer Hoffnung nach Jesu Herrlichkeit und bittet um den Thron in seinem Reich. Noch ist sein Glaube der Stärkung bedürftig und ihre Hoffnung hat noch Reinigung nötig. Aber was uns an ihm sichtbar wird, ist wirklich Glaube, echtes Hängen an Gott, wirkliches Aufblicken des Menschen über die ganze Welt empor zu dem, der allein und wahrhaft der Große ist. Deshalb konnte ihn Jesus zu seinem Dienst gebrauchen und hat ihn zum Segen für die ganze Welt gemacht.

Wir dürfen die Verheißung Jesu auch für uns ergreifen und es getrost glauben, daß sich Gott auch zu uns bekennt, wenn wir uns aufrichtig in den Dienst begeben. Wir werden nicht verarmen und zu kurz kommen auf seinem Weg; im Gegenteil wir haben es immer wieder in reicher Erfahrung vor uns, wie Gottes Hand mit denen ist, die nicht ihre eigene Größe suchen und ihre eigene Ehre wirken. Lassen wir die unnütze Sorge, als ob wir unser Leben verdürben, wenn es unter Gottes Willen steht, als ob wir in die Knechtschaft der Menschen gerieten, wenn wir im Gehorsam gegen Jesus bleiben. Er wird seine Verheißung auch an uns bewähren, daß denen, die in seinem Dienst sich hingeben, Größe, Ehre und Macht zufällt, die Macht, die Gott verklärt.

Unverwandt auf Jesus sehen, wie wir es im Eingang sangen, das ist das Mittel und die Methode, nach der man echte Größe erwirbt. Uns allen ist das Verlangen in die Seele gelegt, daß aus unserm Leben etwas Rechtes werde, nicht bloß eine leere, schattenhafte Existenz, die in nichts zergeht. Wir tragen alle die Sehnsucht in uns, daß aus unsrer Arbeit Frucht entstehe und aus ihr ein Segen werde, Erfolg und Ehre auch für uns. Dieser Hoffnung bringt der Herr die Erfüllung und unsrem Streben den Erfolg. Unverwandt auf Jesum sehen, auf den, der nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, und der seine Herrschaft dadurch schuf, daß er seine Seele hingegeben hat, Freunde, das macht uns groß. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Judica.

(17. März 1907.)

Matth. 26, 57—66.

Sonntag Judica.

(17. März 1907.)

Matth. 26, 57—66.

Wir haben die beiden Priester vor uns, Kajaphas, den Hohepriester mit dem Titel und der Tracht, mit dem Recht, das im Gesetz Gottes verzeichnet ist und sein Amt anordnet, mit der tausendjährigen Tradition, da seit einem Jahrtausend ein Hohepriester dem andern im Tempel Jerusalems gefolgt ist, und ihm gegenüber steht Jesus als der Angeklagte, gegen den die Zeugen auftreten und den der Richter verhört, allein, ohne Gemeinde, ohne Tempel, ohne Macht, aber auch er ein Priester, der beschäftigt ist mit dem Dienst Gottes, bereit das wahrhaftige Opfer zu bringen und einzutreten in Gottes Heiligtum, wo er sitzen wird zur Rechten der Majestät. Der eine Priester überantwortet den andern in den Tod. Zwei Religionen werden uns dadurch sichtbar, die beiden Religionen, die miteinander auf Erden kämpfen. Auch Kajaphas handelte in jener Stunde als Priester, nicht mit einer Gottlosigkeit, die gar nicht an Gott denkt und bloß den Menschen sieht. Ihr hört ja, wie er für den Tempel eifert und für die Ehre Gottes gegen den Lästerer kämpft. Als die Männer auftraten, die Jesus nach seiner Vollmacht befragt hatten, und denen er gesagt hatte: sein Zeichen sei das, daß er den Tempel wieder bauen werde, nachdem sie ihn abgebrochen haben, da sieht Kajaphas in Jesu Wort eine schwere Versündigung. Wie kann er doch einer solchen Gottlosigkeit sich schuldig machen, daß er an das Ende des Tempels zu denken wagt, und was ist das für eine ungeheure Anmaßung, daß er ihn neu bauen

will! Und als ihm Jesus seine Gemeinschaft mit dem Vater in ihrer Ewigkeit und Herrlichkeit bezeugt, die ihn zum Thron Gottes erheben und ihm die neue Sendung zur Begründung des göttlichen Reichs verleihen wird, da zerreißt der Hohepriester seine Kleider. Dergleichen kann er nicht ertragen. Eine solche Entehrung Gottes verwundet seine Seele. Er hat Religion. Und wie er, so dachten alle, die damals Jesus richteten.

Aber nicht Kajaphas allein hatte Religion. Wenn wir zu Jesus hinübersehen, zu seinem Schweigen und zu seinem Zeugen, so ist klar: auch er hat Religion und handelt so um Gottes willen. Nichts hilft ihm, nichts spricht für ihn, nichts ist sein Besitz als allein der Vater. In seiner Gemeinschaft steht er auch auf dem Kreuzesweg, auch jetzt, wo ihm der Hohepriester zuruft: du Lästerer. Er hat den Vater so, daß er ihn zu sich nehmen wird und ihm aus dem Kreuzesweg den Weg in die Herrlichkeit bereitet.

Daß wir hier zwei Religionen vor uns haben, muß uns zu tiefem Nachdenken bewegen. Welche der beiden ist wohl unsre Religion? Natürlich, sagen wir, die Religion Jesu; wir sind doch nicht Juden; unser Hoherpriester ist nicht Kajaphas. Allein so rasch ist diese Antwort nicht zu geben. Die Religion des Kajaphas ist sehr verbreitet, und wenn es auf die Statistik ankommen sollte, auf die Zahlen, die die Menge der Gesinnungsgenossen feststellen, wenn bloß die Geschichte die Antwort geben soll mit dem, was in der Menschheit durch sie sichtbar wird, dann ist die Religion des Kajaphas die mächtige, nicht die Jesu. Was macht zwischen ihnen den Unterschied? Kajaphas hat eine Religion, die ihn selber verherrlicht; Jesus hat eine Religion, die Gott verherrlicht. Das bringt den Unterschied zwischen den beiden Religionen hervor, die es in der Menschheit gibt.

Wenn wir diesen Unterschied begreifen, dann ist uns die Notwendigkeit des Kreuzes aufgeschlossen; dann verstehen wir,

warum sich Gott im Bilde dessen offenbart, der in den Tod gegeben ist; dann begreifen wir, daß es auch für uns keinen Zugang zu Gott gibt als durch den Gekreuzigten, daß Gott auch mit uns nicht anders gnädig handelt, als durch den, der das Kreuz für uns getragen hat.

Laßt uns auf den Unterschied zwischen den beiden Priestern achten. Kajaphas wehrt sich für seinen Tempel; Jesus wehrt sich nicht und schweigt. Kajaphas zwingt Jesus zum Bekenntnis, Jesus gibt es ihm, aber nicht von selbst. Jesus preist den Vater ob seiner vollkommenen Treue und Gemeinschaft; Kajaphas heißt das eine Lästerung.

1.

Warum war es denn eine so schreckliche Sache, daß Jesus gesagt hatte: der Tempel werde abgebrochen werden? Hat Kajaphas Angst, Gott komme um sein Heiligtum, die Anbetung Gottes ende und der Name Gottes verschwinde? Das war nicht der Grund, der jene Männer, die mit Jesus verhandelt hatten, bewog, jetzt als seine Verkläger gegen ihn aufzustehen. Unser Tempel sollte verschwinden! sagen sie, der Tempel, in dem wir Priester sind, der unsere Freude und unser Ruhm ist, der Tempel in unsrer Stadt, der sie berühmt macht, der Tempel unseres Volkes, der das Zeichen seiner Erwählung aus allen Völkern ist, der Tempel, in dem wir die schönen Feste feiern, der uns die Vergebung unsrer Sünden verbürgt und Gottes Hilfe in allen unsren Nöten verheißt. Unsern Tempel sollten wir verlieren! Wer das sagt, der — greift uns an, nein! so reden sie nicht: der greift Gott an. Denn sie haben Religion, und zwar eine Religion, deren Wert für sie darin besteht, daß es ihnen gut geht und sie verherrlicht sind. Wer darum ihren Tempel angreift, der greift Gott an.

Jesus verhieß ihnen: Ich werde ihn neu bauen, nicht erst nach langer Zeit, am dritten Tag; ihr müßt nicht lange

warten, so steht das neue Heiligtum da. Was war denn daran so schrecklich, wenn ihnen Jesus einen neuen Tempel verschaffen will? Zweifelt Kajaphas daran, daß Gott hiezu die Macht habe? Das ist nicht der Punkt, der ihn erbittert. Sonnenklar aber war das, daß in dem Tempel, den Jesus verheißt, nicht mehr Kajaphas der Hoheprieſter sein wird. Im neuen Tempel wird nicht mehr er regieren. Soll er sich nun nicht wehren? Was war es doch für eine schöne Sache, wenn Kajaphas am Versöhnungstage die Krone trug mit Gottes Namen, und die Edelsteine auf der Brust mit dem Namen Israels, wenn er in das Heiligtum Gottes hineintrat, er ganz allein, weil keiner sonst hiezu erkoren war, während er hineingehen durfte bis ins Allerheiligste, wohin sonst niemand kam! Soll er sich nicht dafür wehren, eben seiner Religion wegen? Aber das ist diejenige Religion, bei der Gott dem Menschen dienen und den Menschen erhöhen muß.

Bei Jesus steht es anders, und das ist der Segen seines Kreuzeswegs, daß wir darüber gar nicht zweifeln können. Die Religion Jesu besteht nicht darin, daß Gott zum Knecht des Menschen wird. Das hat er durch die Kreuzestat offenkundig gemacht. Vor seinen Ohren wird über seinen Spruch verhandelt, was er wohl mit ihm gemeint habe, ob er eine Gotteslästerung sei oder nicht, und er schweigt. Warum schweigt er? Wir machen es doch anders; wenn eines unsrer Worte Streit veranlaßt, dann erklären wir es und stellen fest: das habe ich gesagt, es so gemeint und dazu diesen Grund gehabt. Warum schweigt er?

L. Fr. Jesus hat gesagt: Mein Wort ist nicht mein. Sie zanken über sein Wort; es ist nicht das seine, so daß er es verteidigen und erklären und beweisen wollte oder könnte oder müßte. Er hat als der gesprochen, der den Vater offenbart. Er hat nie anders geredet, als vom Werk, das Gott tut. Darum ist es des Vaters Sache, sein Wort zu erklären, zu verteidigen, zu beweisen, eben dadurch, daß es geschieht.

So war es ja gerade auch mit jenem Wort, das den Abbruch und Neubau des Tempels ankündigt. Eben jetzt geschieht es. Jetzt wird der Tempel Gottes abgebrochen; der Immanuel geht in den Tod; der, in dem uns Gottes Gnade besucht hat, stirbt. Und mit ihm endet und zerfällt das alte Heiligtum. Was soll er da mit seinen Gegnern zanken, wenn Gottes hohe Regierung sein Wort erfüllt und es vor ihren Augen und durch sie selbst vollzieht? Aber auch das andere geschieht, der Neubau des Tempels. Denn Jesus stirbt in der Gewißheit, daß er durch seinen Tod zum Priester werde, der die Gemeinde Gottes heiligt. Jetzt wird das reine Opfer gebracht, das Gottes Liebe ganz, Gottes Gerechtigkeit ganz offenbar und herrlich macht. Jetzt wird der Priester durch jene Taufe geweiht, die ihm den Eingang in Gottes Heiligtum gewährt. Hier redet Gott, darum kann Jesus schweigen, und durch sein Schweigen bewährt er, daß er nichts für sich von Gott begehrt, daß er sein Ziel darin sieht, nicht daß er groß werde, sondern daß Gott groß werde, und daß seine Religion darin besteht Gott zu verherrlichen.

2.

Mit dem Zeugenverhör kamen die Richter Jesu nicht zur Gewißheit. Es war doch nicht völlig klar zu stellen, was Jesus eigentlich gesagt hatte. Sie sind aber fromm, und fromme Leute brauchen Gewißheit, um zu handeln. Ein klares, befestigtes Gewissen ist nötig, um ein solches Urteil zu fällen, wie das, das die Richter Jesu vor sich haben. Darum tritt der Hohepriester zu Jesus heran und beschwört ihn mit dem Namen Gottes, des Beschirmers der Wahrheit und des gerechten Richters. Dadurch will er ihn zwingen, zu sprechen: Willst du nicht meineidig werden, so rede. Seht ihr, wie der Mensch den Namen Gottes braucht, wie er will, als ein Mittel seiner Macht, wie ein Folterinstrument, mit dem der Angeschuldigte zum Geständnis gezwungen wird!

Es ist Religion in dieser Beschwörung, aber es ist die Religion, bei der der Mensch Gott als seinen Knecht braucht und mit Gottes Namen macht, was er will.

Was will er denn von Jesus wissen? Ob er der Christus sei, der Sohn Gottes. Hinter sein Geheimnis will er kommen. Aber Kajaphas weiß ja, das dieses Geheimnis in die Tiefen Gottes hineinreicht. Nach der Sohnschaft Gottes fragt er ihn, ob er sein Leben aus Gott habe, ob der Vater sich ihm bezeuge als der, der ihn gemacht, erfüllt und geleitet habe mit seiner wirksamen Gegenwart im heiligen Geist. Ob er der Gesalbte sei, will er wissen, das heißt der, den Gott zum Herrn und Hirten seiner Gemeinde bestellt hat. Kann denn der Mensch mit Trotz und Zwang Gottes Geheimnis ans Licht ziehen? Will Kajaphas Gott nötigen, sich zu offenbaren? Ich will es, sagt er, daß du sprichst; du mußt! Wie oft kam seither dieses: Du mußt! Du mußt! zum Vorschein. „Du mußt mir das Rätsel lösen, du mußt mir Bescheid geben und dich mir bezeugen, du mußt!“ Das ist die Religion, bei der Gott dem Menschen dienen soll.

Jesus bleibt, wie er immer war. Einst hat auch ein anderer, der Jesus teurer war, als Kajaphas, den Versuch gemacht, sein Geheimnis ihm abzuzwingen und ihm den Mund gewaltsam zu öffnen. „Bist du der, der da kommen soll, oder warten wir auf einen andern?“ Auch der Täufer hat in seiner Ungeduld und in seinem Zweifel einen Zwang auf Jesus ausgeübt und ihn angetrieben, seinen Christusnamen in die Welt hinauszurufen. „Geht und sagt Johannes, was ihr seht und hört.“ Die Werke des Vaters geschehen in offenkundiger Deutlichkeit und bezeugen den Reichtum seiner allmächtigen Gnade.

Einst beim Tempelweihfest fiengen die Juden Jesus in der Tempelhalle ein und bildeten rings um ihn eine dichte Schar; jetzt kann er nicht entweichen. „Wie lange hältst du unsere Seele auf? Bist du der Christus, so sage es uns.“

Sie reden wie Kajaphas, und meinen, sie dürften Jesus zwingen, das auszusprechen, worauf sie warten, und ihnen so das Rätsel zu lösen, das mit seiner Erscheinung vor ihnen steht. Er hat nicht geschwiegen, sondern ihnen seine ganze Heilandsherrlichkeit bezeugt. „Ich bin der gute Hirte; niemand reißt meine Schafe aus meiner Hand; der Vater, der sie mir gegeben hat, ist mit mir eins." Aber er hat auch damals keusch und gehorsam den Platz des Sohns bewahrt, der nicht für sich selber zeugt, wirbt und kämpft, nicht mit seinem königlichen Namen prunkt, und seine Sohnschaft Gottes nicht ausstellt, sondern auf Gott wartet. Ich habe es euch gesagt, sagte er ihnen, und ihr glaubt nicht. Er spricht, damit sie glauben. Sie wollen das nicht; was nützt ihnen nun sein Wort!

Diesmal aber, als der Hohepriester auf ihn zutrat mit seinem Eid, war die Stunde für ihn besonders versuchlich, wenn wir die menschlichen Maßstäbe auf sie anwenden dürfen. Ist es jetzt nicht die letzte Zeit, wo er für sich arbeiten kann? Wenn er jetzt nicht seine Gegner überzeugt, ist es zu spät. Er hatte bisher auf den Vater gewartet; aber der Vater führte ihn dem Kreuze zu. Muß er nicht jetzt für sich sorgen, seinen Christusnamen proklamieren, seine Sohnschaft beweisen und bezeugen, wenn es der Vater nicht tut? Diese Gedanken haben Jesus nicht berührt. Er schweigt, und als ihn der Priester zum Reden zwingt, antwortet er ihm: Du selbst sagst es; ich habe dir meinen Namen nicht aufgedrängt, und bin nicht vor dich hingetreten mit dem Befehl: Kajaphas, nieder auf die Knie, der Christus steht vor dir! Ich ließ dich gehen und habe dir nichts zugemutet. Nun sagst du es aber selbst; so sollst du wissen: Von nun an wirst du den Menschensohn zur Rechten Gottes sitzen und mit den Wolken des Himmels kommen sehen. Darin wird Jesu Religion offenbar, jene Religion, die Gott als Gott ehrt, Gott reden läßt, auf sein Zeugnis wartet und nicht für sich selber arbeitet, sondern

gewiß ist, daß Gott sich offenbart zu seiner Stunde und daß seine Stunde die rechte, die weise, die gnädige ist. Das hat Jesus mit treuem Sohnesgehorsam auch vor seinen Richtern festgehalten. Darum, weil er im Gehorsam des Sohnes spricht, hat er vor ihnen auch seine Gemeinschaft mit dem Vater bezeugt in ihrer ganzen Herrlichkeit und Größe bis hinauf zu Gottes Thron und hinaus zum Ende der Zeit.

3.

Da zerriß der Hohepriester seinen Rock. Er heißt Jesu Antwort ein Verbrechen, für das er den Tod verdiene. Womit hat er denn eigentlich Gott gelästert? Was war an Jesu Antwort anstößig? Jesus hat absichtlich auch in diesem Moment nur mit Schriftworten gesprochen. Er wiederholt aus Psalm 110 das Wort von dem, der zur Rechten Gottes sitzt bei seinem Thron, und aus Daniel 7 die Verheißung dessen, der in den Wolken des Himmels kommen wird mit der Sendung von oben. Das stand auch in der Bibel des Kajaphas, und er hat an diesen Worten nicht gezweifelt. Auch Kajaphas hat sie geglaubt, wie man zu sagen pflegt. Und doch schilt er Jesu Antwort eine Lästerung, und sieht darin die Todsünde, die Jesus mit dem Kreuze büßen muß. Du willst das sein, der Galiläer und Nazarener! Wie denn? Hat nicht Gott die Macht, sich selber den zu wählen, den er in das Königsamt einsetzt? Hat Kajaphas zu sagen, wem Gott seine Liebe zu gewähren habe, daß er sein Sohn sei? Kajaphas hat aber noch einen stärkeren Grund, der Jesu Schuld erweist. Du willst es sein, du, den wir in unsrer Gewalt haben! Morgen hängst du am Kreuz. Und du berufst dich auf Gott! Gott ist ein Gott der Kraft, des Siegs und der Herrlichkeit; du aber bist im Leiden und Sterben; dich zertreten wir. Wie kannst du der Christus sein? Gott ist ein Gott der Gnade. Wir wollen, sagt Kajaphas, einen gnädigen Gott haben, einen Gott, der hilft, der Glück verleiht, nicht

Tod, nicht Kreuz, sondern der unsere Sünde verzeiht, sich zu uns hält und mit seiner Herrlichkeit sich für uns offenbart. Dein Gott ist nicht der unsere; denn dein Gott gibt dich hin ans Kreuz; das tut unser Gott nicht. Denn unser Gott ist der Gott der Macht und der Gnade.

Seht, das ist wieder die Religion, bei der Gott dem Menschen helfen muß und als sein Bedienter angestellt wird, damit er durch ihn sicher und selig sei und seine Unterstützung erhalte, wenn er nicht selber zurecht kommen kann. Diese Religion versteht das Geheimnis des Kreuzes nicht, sondern stößt sich am Sterben Jesu. Aber gerade deshalb hat Gott Jesus in den Tod geführt, damit diese Religion begraben sei, tot, l. Fr., auch in unsern Herzen tot, Gott sei Dank! und die Religion entstehe, die Gott preist.

Es war ein wunderlicher Streit. Kajaphas sagt: Deinem Gott gebricht es an Macht; denn er hat dich in unsre Gewalt gegeben. Fehlt es Jesu Gott an Macht? „Ihr werdet mich von nun an sehen zur Rechten der Kraft." Jesus traut dem Vater zu, daß er ihn aus der Todestiefe in die Himmelshöhe erhebe, und legt ihm die Kraft bei, aus der Dornenkrone die Krone der Herrlichkeit zu machen, aus seinem Blut den lebendigen Trank für die Sünderwelt. O, Jesus hat einen starken Gott. „Ich will einen gnädigen Gott haben," sagt Kajaphas. Hat nicht auch Jesus einen gnädigen Gott? O ja, einen Gott, der so gnädig ist, daß er in alle Tiefen der menschlichen Not und Schuld hinabgeht, einen so barmherzigen Gott, daß er auch einem Kajaphas sein Reich anbietet, einen Gott von solcher Gnade, daß er seinen eigenen Sohn nicht schont, damit er mit ihm uns alles schenke, mit ihm, den er zu seinem Thron erhöht und mit seiner ewigen Herrlichkeit ausrüstet.

Aber eins hat Kajaphas nicht: er hat keinen heiligen Gott, dessen Gerechtigkeit offenbar wird in seiner Gnade, und den Gott hat Jesus. Darum hört bei ihm jene Religion auf,

bei der Gott an den Menschen gebunden ist, und fängt diejenige Religion an, durch die der Mensch vor Gott sich beugt, Gott Recht gibt und ihm die Ehre läßt und beten lernt: Dein Name werde geheiligt.

L. Fr., weil die Religion des Kajaphas auch unsre eigene Religion ist, darum ist Jesus für uns gestorben. Darum bringt auch uns kein anderer als der Gekreuzigte die Berufung zu Gott, und immer müssen wir, wenn wir zu Gottes Thron emporsehen, zugleich auf das Todesbild Jesu sehen. Denn dort finden wir den, der Gott verherrlicht hat, und von ihm empfangen auch wir die Religion, die Gott verherrlicht. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Karfreitag.

(29. März 1907.)

Lukas 23, 33—46.

Drei Kreuze stehen vor unserm Blick, und an dem, das in der Mitte steht, hängt Jesus. Nach der Absicht derer, die sie errichteten, sollte er sterben, wie die Menschen sterben, und erst noch, wie verschuldete Menschen sterben, deren Leben nur ein Uebel und kein Segen war und darum weggeworfen wird. Aber er starb nicht, wie die Menschen sterben, weder wie der Schächer zur Linken, noch wie der Schächer zur Rechten, weder mit einem Protest gegen den Tod, der ihn verwünscht, noch mit der Ergebung in den Tod, die ihn als ein unabwendbares Schicksal hinnimmt, sondern Jesus starb mit Gott. „Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geist." Das war sein letzter Akt, die letzte Leistung seines Willens und Bewußtseins, sein Sterben, und dieses Sterben war im höchsten Sinn ein Lebensakt.

Weil Jesus mit Gott gestorben ist, darum verleiht er uns die Gnade, daß auch wir mit Gott sterben können. „Selig die, die im Herrn sterben von nun an." Für diese seine Gabe danken wir ihm nicht erst dann, wenn es mit uns zu Ende geht, auch nicht nur dann, wenn solche, die uns verbunden sind, sterben. Wir brauchen sie vielmehr heute und morgen und immerdar, um mit Gott leben zu können. Es greift tief in unsre Lebensführung ein, wie wir uns zur Todesfrage stellen, ob wir sie anfassen wie der Schächer zur Linken und uns gegen den Tod auflehnen, oder wie der Schächer zur Rechten und ergebungsvoll in ihn versinken, oder ob wir uns

an das Kreuz in der Mitte halten und unsern Geist dem Vater übergeben. Das ergibt nicht bloß verschiedene Todesstunden, sondern vor allem verschiedene Lebenswege, verleiht nicht nur unsern kranken Tagen ihr Gepräge, sondern auch unsern gesunden, und gibt uns nicht nur ein anderes Alter, sondern schon eine andere Jugend.

Darum wollen wir alle, Alte und Junge, Starke und Matte, heut unserm Herrn Jesu dafür danken, daß

er die Empörung gegen den Tod
und die Ergebung in den Tod von uns nimmt,
und uns verleiht, daß wir unsern Geist in die Hand des Vaters legen.

1.

Steige herab vom Kreuz, hilf dir selbst und uns, wehre dich gegen den Tod. So stirbt der Schächer zur Linken Er stirbt menschlich. Wie gut verstehen wir ihn und seinen bittern Trotz, mit dem er sich gegen sein Schicksal sträubt. Wer wehrt sich nicht gegen den Tod? Wen preisen wir, die Jugend oder das Alter, die Gesundheit oder die Krankheit, den Frühling oder den winterlichen Tag? Aber ob wir auch alle uns gegen den Tod auflehnen und viele große Stücke ihres Lebens nur damit zubringen, sich gegen ihn zu wehren: das kann nicht die rechte Führung des Lebens und nicht die rechte Weise zu sterben sein. Der Trotz des Schächers ist kindisch; es fehlt ihm die Kraft. Unsere Empörung gegen den Tod ist toll; denn sie begehrt Unmögliches und bereitet uns ein bittres Sterben, wie sie auch unser Leben bitter macht.

Woher stammt sie? Hilf dir selbst! ruft der Gekreuzigte Jesus zu Das ist der selbstische Wille, der Herr sein möchte über Leben und Tod. So redet der Mensch dann, wenn er den Herrn über sich verleugnet und sich dem Wahn ergibt, er sei der Herr und sein Leben sei sein Eigentum, und er könne tun, was er wolle, und sei seiner selbst wegen in der

Welt. Wenn der Mensch sich selber lebt, dann bäumt er sich auf gegen den Tod. Hilf dir selbst! so sprach der Gekreuzigte auch damals zu sich selbst, als er jene Taten wagte, um deren willen er verurteilt ist. Da hat er auch sich selbst geholfen, sich selbst gerächt und verteidigt, hat seinen eigenen Willen getan und war selbst seines Glückes Schmid. So wurde Unglück aus seinem Glück.

Jesus ist nicht so gestorben. Diese Bitte: „Steig herab und hilf dir und uns", war für Jesus nicht erhörbar. Er kann das nicht wollen, was sie begehrt, und kann nicht so sterben, daß er sich gegen das Sterben sträubt. Warum nicht? Er würde Gott verleugnen. Er stirbt vor Gottes Augen nach Gottes Willen. Er kann beten, sogar am Kreuz, kann betend sterben. Wer sich gegen den Tod sträubt, der kann nicht beten.

Wahrlich! es war kein träumerisches Sterben. Jesu Passion hat nichts mit Verzückungen und Illusionen zu tun, durch die wir uns etwa inwendig eine Gedankenwelt aufbauen, mit der wir uns die wirkliche Welt verhüllen. Auch im Sterben flieht Jesus vor der Wahrheit nicht, sondern stirbt mit derselben absoluten Wahrhaftigkeit, mit der er gelebt hat. Er hat es empfunden und ausgesprochen, daß er von Gott verlassen war. Gottes Gegenwart gibt Kraft; der Tod aber ist das Ende der Kraft. Wo Gott ist, da ist das Reich und die Herrlichkeit; der Tod aber ist das Unterliegen, die Erniedrigung und Versenkung in das Nichts. Er spricht nicht von Gemeinschaft mit Gott, wenn er stirbt, nicht von Seligkeit, wenn er leidet, nicht vom Leben, wenn der Tod eintritt. Gott verläßt ihn aber so, wie er zwischen sich und uns die Trennung stiftet, und das bedeutet nicht, daß Gott verschwände und wegginge. Gott geht und vergeht nicht. Der Vater ist da und hört ihn. Er kann deshalb zu ihm beten und seinen Geist ihm übergeben. Die Hand des Vaters hält ihn. Alles vergeht für Jesus in der Stunde des Todes, und er hat jetzt im Sterben nichts mehr, was sein Eigentum wäre; aber der Vater ist da und ihm übergibt er seinen Geist.

So einfach und schlicht der ganze Vorgang ist: wir alle empfinden dennoch seine geheimnisvolle Größe. Keiner von uns wagt zu sagen: das könnte ich auch; dergleichen erlebt man alle Tage. Nein! das hat die Welt einmal erlebt und nun ist es freilich vorhanden für immer. Wir alle empfinden: das ist die richtige Weise zu sterben. Der Trotz ist kindisch, der Aufruhr toll; Gott den Geist zu übergeben, das ist vernünftig, und gibt ein seliges Sterben, soweit überhaupt Sterben selig sein kann. Denn ein solches Sterben verherrlicht Gott.

2.

Jesus hat uns aber zugleich mit dem Trotz auch die Ergebung in den Tod abgenommen. Der Schächer zur Rechten fügt sich in die Tatsache und ergibt sich in sein Los. Das ist ein verehrungswürdiger Vorgang. Wir ehren alle, die mit Ergebung sterben, auch wenn sie sich nur vor der Majestät der Natur und der Unzerbrechlichkeit ihres Gesetzes beugen. Es ist immer ein ehrwürdiger Vorgang, wenn der Mensch sein Antlitz verhüllt, schweigt und das Geschick des Todes mit Ergebung leidet. Aber auch das ist ein schweres Sterben und darum macht es uns auch das Leben schwer. Es ist zwar vernünftig, daß wir die Tatsachen sehen, wie sie sind, nicht träumen, sondern uns deutlich machen, was an uns geschieht. Aber diese Vernunft ist noch unmenschlich, mörderisch; sie schaut bloß nach außen und hat noch keine Antwort für das, was aus uns selber werden soll. Auch dann bleibt die Ergebung noch schwer, wenn wir mit dem Schächer zur Rechten nicht nur die Wucht der Tatsachen ehren und das Gesetz der Natur heiligen, sondern uns unter Gottes Recht beugen, und wissen, daß nicht nur unser Leib sterblich, sondern auch unser Wille sündlich ist. Das war an der Weise, wie der Schächer zur Rechten starb, recht und gut: er heiligte Gottes Gesetz gegen sich selbst. Aber wie rührend menschlich und uns allen unmittelbar verständlich ringt sich aus der Ergebung die Bitte

los! Sie zeigt, wie schwer es uns immer wird, nichts als den Tod vor Augen zu haben und uns in seine Herrschaft zu ergeben. Bei dieser Ergebung ist doch immer ein „aber". Er hat sich ergeben in Gottes Urteil; aber — aber „wenn du kommst in deiner Herrschaft, dann denke an mich!" Ueber der Ergebung schwebt die Hoffnung. Zum dunkeln Heute möchte sie gern ein lichtvolles Morgen fügen. Der Schächer beugt sich unter das Todeslos und streckt sich gleichzeitig verlangend nach einem zukünftigen Leben aus.

Rührend menschlich ist ein solches Sterben; was dabei vorgeht, ist uns allen wohl vertraut; aber Jesus ist nicht so gestorben. Er hat sich nicht in den Tod ergeben. Er trotzt nicht und er erliegt nicht; er wehrt den Tod nicht ab, und feiert ihn auch nicht als seinen Retter. „Warum hast du mich verlassen?" Ihr hört, er ergibt sich nicht. „Vater, in deine Hand," nicht in des Todes Hand, „übergebe ich meinen Geist."

Warum hat er sich nicht ergeben? Weil er Gott nicht verleugnen kann. Wo Gott ist, da ist das Leben; da gewinnt nicht der Tod den Sieg. Durch Gott wird uns nicht die Ergebung in das Nichts auferlegt. „Gedenke einst an mich," bat der Schächer. „Heute," antwortet ihm Jesus. Das ist das göttliche „heute" der vollkommenen Gnade, die in jede Lage unsers Lebens die Hilfe legt, das „heute" der ewigen Liebe, das jeden Tag durchwaltet. Das läßt es Jesus nicht zu, daß er nur in die Zukunft blicke und zur finstern Todesstunde bloß noch das Jenseits füge. In diesem „Heute" ist freilich auch das „Morgen" beschlossen; es nimmt uns alle Sorgen um das, was kommen wird. Ein ewiger Morgen ohne Nacht bricht mit diesem „heute" an. Aber Jesus hat diese Zukunft nicht erst in der Ferne und ist nicht von ihr geschieden. Der Vater ist da und in seine Hände übergibt er seinen Geist.

3.

Können auch wir, l. Fr., so sterben? Oder müssen wir ratlos schwanken zwischen Trotz und Verzicht? Was Jesus erworben hat, das ist alles für die Welt gewonnen, alles für die Menschheit erworbenes Gut. Darum ist er mit Gott gestorben, damit auch wir mit Gott sterben und mit ihm leben. „Selig die, die im Herrn sterben von nun an.“ Oder haben wir vielleicht keinen Geist, den wir in des Vaters Hand geben könnten? Haben wir bloß ein Gehirn? Wer von dieser Sorge nicht im Blick auf Jesus frei wird, der sehe auf die beiden andern Kreuze. Wer trotzt dem Tod und spricht; ich will nicht sterben? Tut das das Gehirn? Oder seht auf den andern Schächer, der von seiner Schuld spricht und von Gottes Gericht. Tut das nicht der Geist? Wer begehrt nach ewigem Leben? Nein, Freunde, so ist es nicht, daß wir keinen Geist hätten oder nicht wüßten, daß wir ihn haben, den wir in Gottes Hände legen dürfen. Um ihn aber Gott zu übergeben, müssen wir ihm trauen. Auch bei den kleinen Dingen, die wir andern Menschen anvertrauen, brauchen wir das Vertrauen dazu, und vollends, wenn wir unsern Geist, uns selbst, dann, wenn wir sterben und alles vergeht, in Gottes Hände legen sollen, wie könnten wir das ohne Glauben tun? Darf man Gott so trauen, kann man ihm so glauben? Dazu ist Jesus gesendet und dazu an das Kreuz gehängt, damit wir wissen, daß wir so glauben, solches Gott zutrauen dürfen. An ihm haben wir es vor Augen, wie Gott mit uns Menschen verfährt, was er verwirft und was er zu sich zieht. Ganz will er uns haben, das hat er durch die am Kreuz uns geoffenbarte Gnade gezeigt, ganz, ohne unsern Schmutz und ohne unsere Bosheit, ganz für sich zu echter, lebendiger Gemeinschaft. Darum dürfen wir ihm glauben, auch im Sterben, glauben auch im Blick auf unsre Schuld. Jesus ruft uns zu dem Gott, der uns verzeiht, mit sich versöhnt und uns das Leben gibt.

Freunde, es ist wirklich so, daß wir Gott unsern Geist übergeben dürfen. Laßt uns das nicht erst einst tun, nicht dann erst, wenn die Todesstunde kommt. Aus dem, was heute ist, erwächst das Morgen. „Als berufen zu den Stufen vor des Lammes Thron, laßt uns eilen. Das Verweilen bringt oft um den Lohn.“ Wollen wir dem Herrn sterben, laßt uns dem Herrn leben. Wollen wir ihn mit unserm letzten Atem preisen, laßt uns ihm dienen mit unsrer Manneskraft. Wer dem Herrn lebt, wird ihm sterben, und seine Seele in Gottes Hand legen, wo sie wohl geborgen ist. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Rogate.

(5. Mai 1907.)

Joh. 14, 1—6.

An dem Fleck sitzen zu bleiben, wo wir sind, das ist niemand möglich. Wir sind alle in Bewegung. Wie die Knospe nicht verschlossen bleiben kann, sondern endlich aufbricht, so bewegt sich die Jugend voran, und was in ihr liegt, kommt zur Entfaltung; und wir Alten können vollends nicht bleiben, was wir sind, sondern werden weggeführt. Wir sind auf der Wanderschaft. Das gilt auch von den großen Gemeinschaften, die mit langer Dauer das Leben der Einzelnen überragen. Wenn unser Volk auf einem Höhepunkt steht, bei dem wir es gern festhalten möchten, auch dann gibt es kein Bleiben; es muß weiter. Ebenso wenig bleibt die Kirche von einem Geschlecht zum andern, wie sie war; auch sie ist auf der Wanderschaft.

Was ist der Weg? Diese Frage ist falsch gestellt. Wer ist der Weg? Das ist die richtige Frage. Ich bin der Weg, sagt der Mensch zunächst; das ist die falsche Antwort. Ich bin der Weg, sagt uns Christus; das ist die richtige, göttliche Antwort.

1.

Was ist der Weg? Viele bewegt diese Frage, und eine große Summe geistiger Arbeit wird auf sie verwendet. Wenn ihr statt des deutlichen deutschen Wortes „Weg" das fremde Wort „Methode" einsetzt, dann erinnert ihr euch sofort, wie viel Nachdenken und Arbeit auf unsere Frage gerichtet ist. Welches ist die beste Methode der Lebensführung, die richtige

Methode des Denkens und Wollens, die Methode der Erziehung, der Volksbeglückung, die Methode der Heiligung, der Evangelisation, die Methode zur religiösen Erneuerung und kirchlichen Besserung unseres Volkes? Alle unsere Methoden nimmt uns Jesus aus der Hand: Ich bin der Weg. Was ist die richtige Methode zum Denken? Denke an mich! Die richtige Methode des Wollens? Gehorche mir! Die Methode deiner Heiligung? Bleibe in mir! Die Methode der Predigt? Sei mein Zeuge! Glaubet an mich und glaubet an Gott, sagt der Herr. Ich bin der Weg.

Warum können uns keine Künste als Weg dienen, der uns zum Ziele brächte? Warum können wir uns nicht durch Erfindungen und Einrichtungen die Straße bauen, auf der wir unsere Wanderschaft vollziehen? Wohin wollen wir? Das ist die Frage. Der Weg entscheidet sich nach dem Ziele, zu dem wir wandern. So, sagt uns Jesus, kommt ihr nicht zum Vater. Zu Gott sollen wir; und wie sollten wir mit künstlichen Methoden zu Gott kommen? Der Weg, der uns zu ihm führt, muß die Wahrheit sein und das Leben; die Wahrheit, nicht die Dressur, das Leben, nicht tote Dinge und papierene Regeln. Götzen macht man sich durch Methoden dienstbar, nicht den lebendigen Gott.

Eben deshalb weil wir auf der Wanderschaft zu Gott sind, darum brauchen wir einen Weg. Kein andres Wesen auf Erden baut sich Straßen und wählt sich Wege, als der Mensch. Die Sterne fahren durch den Weltraum, die Blitze durch den Luftraum, ohne daß sie sich die Bahn erst suchen; sie werden gestoßen durch die Dinge, in deren Mitte sie sich bewegen, gezogen durch die Kräfte, welche sie treiben. Wir aber brauchen einen Weg; denn wir sind auf der Wanderschaft zu Gott. Darum gibt es auch nur für uns Menschen Irrwege und Abwege, jene unruhige, stürmische, ziellose Bewegung, die immer dann eintritt, wenn wir die Bahn verlassen haben. In unsrem menschlichen Leben haben wir

oft die zielloſe Bewegung vor Augen, das Hin und Her, das Vorwärts und Zurück, jetzt hinauf, dann hinab, jetzt in die Verzagtheit, dann in den Uebermut. So unruhig und zwecklos wird die Bewegung dann, wenn wir den Weg verlaſſen haben. Auf dem Weg geht es ſich gut; er braucht nicht breit zu ſein, damit man auf ihm gehen kann; auch auf dem ſchmalen Weg bewegen wir uns ruhig und ſicher hin zum Ziel. Darum lautet Jeſu Wort: Ich bin der Weg.

2.

Mit der Erkenntnis, daß uns unſere Künſte und Einrichtungen nur eine kleine Hilfe bieten und in der Hauptſache verſagen, ſtehen wir noch nicht ſofort bei jenem Jünger, der verlangend zum Herrn aufſah mit der Bitte: Zeige mir den Weg! Zunächſt lockt uns immer der Gedanke: Wir, jeder für ſich, ſei doch für ſich ſelbſt der Weg! Viele begeiſterte Stimmen preiſen uns das gegenwärtig an. Das ſei, ſagen ſie uns, die rechte Lebenskunſt, daß du aus dir eine Perſönlichkeit macheſt, ein geſchloſſenes Weſen, das ſeinen eigenen Gedanken folgt mit Beharrlichkeit und ſeinen eigenen Willen tut und durch nichts ſich abdrängen läßt von dem von ihm ſelbſt erwählten Ziel und bei ſich ſeine Befriedigung findet. Iſt es nicht ein lockendes Ziel, ſich ſelbſt zu leiten, ein ganzes Weſen zu ſein, das nichts bedarf als ſich ſelbſt, in ſich das Zentrum zu haben und bei ſich ſelbſt den Quell des Glücks zu finden? Aber Jeſus widerſpricht dieſen Gedanken. Ich bin der Weg, nicht du biſt es für dich; meinen Gedanken halte feſt, nicht deinen, meinen Willen tue, nicht deinen; glaube nicht an dich ſelbſt, verleugne dich vielmehr, ſei mißtrauiſch gegen dich! Glaubet an Gott und glaubet an mich; ihr kommt nicht durch euch ſelbſt zu Gott, ſondern durch mich.

Wer hat recht? Freunde, es kommt darauf an, wohin wir wollen, zu was für einem Ziel unſere Wanderſchaft uns bringen ſoll. Wollen wir zum Ruhm, zur Größe, dahin, daß

wir uns selbst bewundern können und an uns selbst Wohlgefallen finden, dann müssen wir uns selber helfen und den Weg uns selber bahnen; dazu ist nicht Jesus für uns der Weg. Dazu könnten wir auch das nicht brauchen, was er uns gibt: nicht die Wahrheit — für jenes Ziel brauchen wir den Schein, die Schauspielerei, die Lüge, — auch nicht das Leben, — auf jenem Wege zehren wir am Leben der andern, und das ist nicht der Weg, wie wir uns selbst das Leben bereiten. Nicht an jene Ziele dachte Thomas, als er ratlos vor dem Herrn stand und ihn bat: Gib uns Ziel und Weg! Er wollte zum Vater, zu den vielen Wohnungen, die im Haus des Vaters sind; er wollte dahin, wohin Jesus ging, an jene Stätte, die er uns bereitet. Und auf dieses Ziel bezieht sich Jesu Verheißung, dafür bietet er sich uns als Führer an.

Neben den sogenannten Persönlichkeiten sieht Thomas dürftig aus, wenn es ihm dunkel vor den Augen ist und er ratlos vor der Frage steht, welchen Weg er gehen soll. Und doch hat ihm Gottes Gnade Größeres verliehen, Herrlicheres geschenkt als allen denen, die sich selber leiten. Nicht die Schwere der Passionsnacht allein hat ihn ratlos gemacht; freilich ist er es deshalb, weil jetzt Jesus geht und Gottes Regierung alle seine eigenen Gedanken zerbrach; allein darin, daß er nach dem Wege fragt und nach dem Ziele verlangt, wird zugleich die ganze Herrlichkeit der Arbeit Jesu sichtbar. Seine Gnade und Treue hat es bewirkt, daß Thomas ernsthaft nach Gott fragt, daß er zum Vater will, dahin will, wohin Jesus geht. Freunde, es kann Gott auch uns die Gnade geben, daß wir nach Gott fragen. Er kann uns solche Gnade schon frühe geben, schon in unsrer Studentenzeit. Es liegt freilich ein Schmerz im Wort des Thomas: „Ich weiß nicht Weg und Ziel." Laßt uns nicht feige diesen Schmerz meiden! Ihm antwortet die Verheißung Jesu. So werden wir fähig zu hören, was er uns sagt.

3.

Jesus spricht mit seiner Antwort sein ganzes Heilandsamt, sein ganzes Christuswerk aus. So einfach kann er uns beschreiben, wozu ihn Gott für uns braucht und was er uns mit ihm verleiht. Wenn wir begriffen haben, was das ist, daß Jesus für uns zum Wege wird, dann haben wir ihn ganz verstanden, dann ist uns sein Name deutlich, sein Werk klar. Wenn er uns zum Weg werden soll, so muß er uns fassen und bewegen können. Kann Jesus das? Er gab ja Thomas diese Antwort in der Nacht des Abschieds, als er ging. Aber eben deshalb, weil er zum Vater ging und vom Vater kam, darum kann er uns fassen und bewegen, so daß wir nach seinem Willen wandern. Weil er in Gott lebt und in Gott regiert, darum ist er uns allen nah. In die andern Ziele und Wege, die ein Mensch sich wählen kann, teilen sich die Leute; der eine geht dahin, der andere dorthin, und bekanntlich gibt es über die beste Methode und den besten Weg Streit. Zum Vater dürfen wir alle. Seht, das ist Jesu Geschenk, daß wir dieses unaussprechlich große Wort mit Zuversicht aussprechen dürfen: Zum Vater dürft ihr alle! Darum ist der Weg zu ihm für uns alle da und der Herr für uns alle gegenwärtig. Und er ist so gegenwärtig, daß er wirklich uns erfassen kann, nicht nur von außen durch die Sinne, wie die Welt und die Menschen uns bewegen; weil er beim Vater ist und mit dem Vater regiert, darum ist er wirklich gegenwärtig bei dir und mir. Das gehört zum guten, brauchbaren Weg, daß man ihn nicht verlieren kann. Weglaufen können wir von ihm, uns trennen von seiner Nähe; wir wissen alle, wie oft wir dies tun, wie oft unsere Gedanken wegschwanken von seinem Wort und unsere Liebe zusammenbricht und ein anderes Begehren uns bewegt. Aber ob wir auch von ihm weglaufen — er bleibt bei uns und faßt uns so, daß wir zu ewiger Gemeinschaft mit ihm vereinigt sind, nach seinem Wort: Wo ich bin, sollt auch ihr sein.

Und er faßt und bewegt uns so, daß wir wirklich wandern. Er bindet uns nicht so, daß wir die Bewegung verlieren, weil er nicht so über uns regiert, daß er uns knechtete. Indem er macht, daß wir ihn nicht vergessen, sondern an ihn denken dürfen und müssen, denken wir an die Wahrheit über alle Wahrheiten, an die eine große Wahrheit, die alles in sich faßt, an die, die Gottes ist. Indem er unseren Willen an sich zieht, daß wir ihm gehorchen, gibt er uns damit die Liebe, die nach dem Besten, Höchsten, Größten greift, von der allein gesagt werden kann: „Sie höret nimmer auf"; in diejenige Liebe führt er uns ein, die Gott gegeben wird. Indem er uns in seinen Dienst nimmt, gibt er uns Arbeit, die fruchtbar ist, weil sie getan wird in Gott. Wahrheit und Leben, das macht ihn zum Weg. Und so führt er uns zu Gott.

Er bindet uns dadurch an ihn, daß wir ihm glauben. Glaubet an Gott und glaubet an mich! Das ist das Wunder, das Jesus immer wieder wirkt; er schafft Glauben an ihn. Er macht, daß wir uns nicht selber glauben, auch nicht dem Geld, auch nicht der Welt, sondern ihm. Eben deshalb kann er das, weil er vom Vater kommt und zum Vater geht. Gott kann man glauben, ohne Zweifel, ohne Verdacht, ohne Argwohn, mit ganzem Herzen und einem gewissen Ja. Zweifelst du an seiner Macht? Gott hat sie. An seiner Wahrheit? Wessen soll sie sein, wenn sie nicht Gottes ist? An seiner Gnade? Sieh, darum ist uns Jesus zum Weg gegeben, damit wir Gottes Gnade sehen. Auf dem Weg wandeln heißt im Glauben leben. Dadurch wird uns auch deutlich, wo der Abweg ist. Vom Glauben aus, mit dem wir uns an ihn halten, fällt helles Licht auf jede Stelle, wo wir uns von ihm trennen und Gott den Gehorsam aufsagen. Das ist der Ernst im Amt Jesu und in seiner Gemeinschaft mit uns, aber es ist ein heilsamer Ernst.

Viele Wohnungen gibt es im Hause des Vaters. Wir stehen in anbetender Bewunderung vor der Größe des

göttlichen Reiches. Weil es viele Wohnungen gibt, gibt es auch viele Wege zu ihnen. Jeden von uns führt er auf seinem eigenen Weg. Und doch: ein Weg eint uns alle zur selben Wanderschaft; zu einem Ziele wenden wir alle unser Antlitz, die wir nach Gott fragen, von derselben Hand bewegt. Das ist das Geheimnis der Kirche. Darin erweist sich Jesus als den Weg, daß er uns vereint wandeln macht zum selben Ziel. Freunde, ob wir wollen oder nicht, wir müssen vorwärts, wir sind auf der Wanderschaft. Laßt uns zum Vater gehen! Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

2. Sonntag nach Trinitatis.

(9. Juni 1907.)

Matth. 9, 9—13.

Die Stadt Kapernaum, in der sich Jesus niederließ, war keine einträchtige, sondern eine zerrissene Gemeinde. Der tiefste Riß, der die Leute miteinander entzweite, war der, der die Gerechten und die Sünder von einander schied. Wir wissen alle aus unserer eigenen Erfahrung, wie vollständig und schmerzhaft die Gemeinschaft zwischen uns zerreißt, wenn ein Bruch des Rechts, Unrecht, das unsere Habe, unsere Ehre oder gar unser Leben antastet, zwischen uns steht. Dann stirbt das Vertrauen, endet die Liebe und hört die Gemeinschaft auf. Weil Kapernaum eine fromme Stadt war, bekamen dort diese Risse eine ganz besondere Schärfe und schmerzhafte Bitterkeit. Die Frommen verteidigten gegen die Sünder nicht nur ihr eigenes Recht, sondern Gottes Recht; was sie von einander schied, war nicht nur eine Schädigung ihres Vorteils, sondern der Bruch des göttlichen Gesetzes, das nicht zertreten und gebrochen werden darf.

Da kam Jesus und brachte ihnen den Frieden. Als er Matthäus zu sich rief und den vielen Sündern und Zöllnern das Mahl bereitete, da machte er offenbar, nicht nur für Kapernaum, sondern für alle Welt, daß er der Stiller unsres Haders, unser Versöhner ist. Aber der Friedefürst muß gleich wieder hinein in den Kampf. Sie wollten es ihm wehren, Frieden zu schaffen, und er mußte den Frieden, den er den Verlorenen gab, dadurch schützen, daß er den Kampf mit

den Gerechten aufnahm, auch mit ihnen dazu, damit er ihnen den Frieden gebe. Laßt uns heute dem Friedefürsten zusehen, wie er allen den Frieden gibt, den Verschuldeten und den Gerechten.

1.

Die Mehrzahl der Gemeinde von Kapernaum sagte von Matthäus, er sei ein verlorener Mann, weil er frivol war, leichtsinnig, gottlos, dem Geld nachging und ungerechtes Gut ihm an den Fingern klebte. Warum kann ihm Jesus den Frieden bereiten, während ihn alle andern Leute für einen friedlosen Mann hielten und ächteten? Das Erste, was Jesus dazu nötig hatte und besaß, ist das, daß er selbst nicht ein einziges Jota oder einen einzigen Strich an Gottes Gesetz gebrochen hat. Viele klagen gegenwärtig über Jesus, er sei zu hart; die Weise, wie er den Matthäus behandle, gehe zu weit; er mute ihm zu, alles zu verlassen. Ist diese Forderung nicht übertrieben, kulturfeindlich, barbarisch? Matthäus hatte manches Jahr darauf verwendet, sich Schätze anzuhäufen, und sein Vermögen zu mehren. Nun kommt ihm Jesus in die Quere, und damit geht ihm plötzlich der ganze Ertrag seiner Arbeit verloren; denn er läßt seinen Geldschrank stehen und geht Jesus nach!

Freunde, das Erste, was Jesus zu tun hatte, war, daß er sich selber gesund erhielt und nicht auch sich krank machte. Er durfte nicht krank werden mitten unter all den Kranken; er mußte gesund bleiben, gesund im Herzen, gesund im Willen, dadurch gesund, daß er die ganze Liebe Gott gab und sie nicht spaltete, daß er den ganzen Gehorsam Gott erwies, ohne Beschränkung und Vorbehalt. Sonst hätte er Matthäus vergeblich gerufen. Daß ihm Matthäus traut, daß er es wagt, ihm nachzugehen, das beruhte auf der Gewißheit: das ist ein Gerechter; der tut Gottes Willen und ist Gott ganz gehorsam. Darum ging er ihm nach. Freunde hat ja Matthäus

auch in der Zeit viele gehabt, wo ihn die Frommen der Stadt für einen verlorenen Mann hielten. Viele Gesinnungsgenossen hielten zusammen und machten sich das Leben so nett und freundlich, als sie konnten. Und doch weiß Matthäus wohl, was er tut, als er alle jene Freundschaften preisgab gegen die eine, die Jesus ihm jetzt anbot. Denn jene Freundschaften beruhten darauf, daß sie die Sünde verschleierten, zudeckten, entschuldigten, nicht davon sprachen, vielleicht sogar einen Scherz aus ihr machten. Das Gesetz Gottes ist aber nicht tot, wenn wir es vergessen. Die Sünde entschwindet dadurch nicht einmal unsrem Gedächtnis, noch weniger vergeht sie aus unsrem Wollen und aus unsrem Schicksal.

Es ist natürlich, daß wir Menschen es immer so machen wie Matthäus und seine Genossen, ehe Jesus sie berief. Wir stehen vor der menschlichen Not ratlos und ohnmächtig. Da ist uns der Gedanke immer nah: Laßt uns nicht dran denken! Was hilft es, an eine Not zu denken, die man doch nicht heben kann? Laßt uns eine Lebensansicht uns bilden, in der das häßliche Wort Sünde nicht mehr vorkommt, wo wir nicht mehr von Recht und Unrecht reden, sondern alles begreifen, alles entschuldigen, alles in seiner Art, so gut es geht, nett und nützlich finden. Wie viel Not und Mühe ist uns damit abgenommen! Dann brauchen wir niemand mehr zu schelten, niemand mehr zu richten; wir können Geduld mit einander haben und uns vertragen. Wir wollen aber nicht vergessen: Jesus hat den Frieden nicht dadurch geschaffen, daß auch er die Sünde entschuldigte und rechtfertigte, sondern dadurch, daß er sie ganz verwarf, ganz wegtat. Wir werden leicht schwach in unsrem Urteil und lassen uns anstecken durch die Schwäche der andern. Gewiß, wir sollen den Frieden haben für uns selber und ihn auch den andern geben; aber der Friede, den uns Jesus gewährt, entsteht nicht dadurch, daß wir unwahrhaftig werden gegen uns und gegen die andern, nicht dadurch, daß wir Gottes Gesetz verleugnen und

das Recht und Unrecht durch einander mengen; sondern dadurch kommt Jesu Friede zu uns, daß Gottes Gesetz geheiligt wird, mit ganzem Ernst, gegen uns und gegen alle, weil Gottes Wille geschehen muß und nicht unser Wille.

Aber Jesus hat noch etwas Zweites gebraucht, um Matthäus den Frieden zu bringen, nicht nur, daß er sich selber unter das Gesetz Gottes stellt in der ganzen Mannhaftigkeit des vollen Gehorsams: Er muß das Vermögen haben, das Böse zu überwinden. Er kann Matthäus nicht zu sich nehmen, wenn er selber von ihm angesteckt wird, vielmehr, er muß die Macht haben, das Böse wegzuheben sowohl aus seiner Vergangenheit wie aus seiner Zukunft. Matthäus hat das Böse hinter sich in seinem vergangenen Leben; denn er ging verkehrte Wege; er hat es aber auch vor sich in seiner Zukunft; es wird ihm wieder begegnen, sich weiter fortsetzen und ihm auch den kommenden Tag verderben. Da braucht es Macht zu verzeihen, die entstandene Schuld zu tilgen, das Geschehene zu begraben, so kommt die Sünde aus der Vergangenheit weg, und braucht es Macht zu bewahren, zu schützen vor dem Fall, zu heiligen. Eine Vergebung, die heiligt, eine Heiligung, die Verzeihung ist: das muß Jesus geben können; dann darf er getrost zu Matthäus sagen: Folge mir nach! Diese Macht hat er gehabt; sie ist der Besitz, den ihm der Vater gegeben hat. Wenn er Matthäus sagt: Komm zu mir! so heißt das: Was hinter dir liegt, das ist bedeckt, das stört meine Gemeinschaft mit dir nicht, das bricht deinen Frieden mit Gott nicht; und was vor dir liegt, dafür sorge ich; ich werde dich bewahren und leiten, dir zeigen, wie du Gott gehorsam wirst und seinen Willen tust.

Wir haben immer wieder nötig, auf den Friedefürsten zu sehen, wie er sich an Matthäus offenbart. Wie oft werden wir verzagt, verzagt gegenüber der Sünde anderer und im Blick auf die unsrige. Gewiß, wir können nicht helfen. Was Jesus Matthäus tut, das ist nicht nur menschliche Freund-

lichkeit und Gütigkeit; das ist die königliche Tat des Christus, der in der Vollmacht Gottes handelt und darum so vergibt, daß er heiligt, so heiligt, daß er versöhnt. Aber diese Macht ist Jesus nicht verloren gegangen, sondern begleitet die Berufung zu ihm stets. Wir sind zu ihm berufen wie Matthäus, damit wir dieselbe Friedensmacht Jesu empfangen und erleben, die er Matthäus gab.

2.

Aber der Friedefürst muß in den Kampf. Die Gerechten greifen ihn an, und er erweist die Wahrheit seiner Gnade dadurch, daß er sich in diesen Kampf hineinstellt, obgleich es der Weg zum Kreuze wird. Kein Mensch in der Stadt hätte daran gedacht, daß Jesus ihren Zöllner zu seinem Freund mache und mit den Gerechten breche. Der Vorgang hat die ganze Tiefe einer göttlichen Offenbarung, die niemand ahnt, bis sie da ist, die aber, wenn sie da ist, mit ihrem Licht die ganze Welt bestrahlt. Gerechte sind die, die in Frömmigkeit und Ehrfurcht Gott dienen; gerecht sind die, die den Willen Gottes tun mit ernstem täglichem Bemühen; wie kann Jesus sich von ihnen trennen? Wir wissen mit völliger Gewißheit von ihm, daß er zu jeder Guttat sich bekennt, an jeder Gerechtigkeit sich freut, mit jedem Gehorsam, der den Willen Gottes tut, sich eint. Wir haben ihn immer für uns, sobald wir rechttun, Gerechtigkeit üben und gehorsam gegen Gottes Gebot sind. Jesus hat seine Verheißung erstreckt bis zur letzten, kleinsten Guttat hinab; es gibt nichts Gutes, woran sich Jesus nicht freute, womit er sich nicht einträchtig macht. Und doch: „Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu berufen."

Als sie den Streit mit ihm anfingen, da tat er nicht erstaunt und überrascht, da jammerte er nicht: Was ist das für ein Unglück, jetzt habe ich den Matthäus gefunden und die Gerechten verloren; welch ein Verlust; die Sache geht

schief, anders als ich dachte! So redet Jesus nicht. Sondern er sagt: Ich bin nicht für euch gekommen. Er ist nicht überrascht, daß sie ihm fern stehen; sein Reich und seine Gnade offenbart sich ohne sie.

Der Vorgang, den uns der Herr hier offenbart, greift in unser aller Leben tief ein. Wir haben es nicht nur mit derjenigen Versuchung zu tun, an der Matthäus und seine Genossen strauchelten, nicht nur mit der, die aus den heißen Trieben der Natur entsteht. An unser Rechttun, an unser Frommsein, an unsere Religiosität und Christlichkeit heftet sich nochmals eine Versuchung. Welch seliges, süßes, tiefes Gefühl des Wohlseins heftet sich daran, wenn wir rechttun! Was für einen erhebenden Eindruck macht es auf uns, wenn wir uns sagen dürfen: Du bist gerecht! Nicht darin schon liegt das Verkehrte. Gottes Gaben sind dazu da, damit sie uns erfreuen. Wie an die Sünde die Scham, der Unfriede, die inwendige Pein sich heftet, so heftet sich an das Rechttun die Freude, die Zuversicht, das Gefühl der Kraft. Kranke fühlen sich krank, der Gesunde fühlt sich gesund. Das ist natürlich und recht. Aber nun kommt die Versuchung, eben die, daß wir uns nun in unsrer Gerechtigkeit wohlgefallen, mit unsrer Gerechtigkeit uns schmücken und zieren und groß machen und unsere Frömmigkeit dazu brauchen, damit wir selig, glücklich, mächtig, hoch vor Gott und Menschen sind. So entsteht die Religion, die die Menschen verherrlicht, der Gehorsam, bei dem schließlich der Mensch doch für seine eigene Rechnung handelt, der Dienst Gottes, bei dem nicht mehr ich Gott diene, sondern Gott mir. Und jetzt sind diejenigen Gerechten da, von denen Jesus sagt: Euch rufe ich nicht, an meinem Tisch haben die Sünder Platz und mit ihnen breche ich mein Brot, nicht mit euch.

Laßt uns nicht sagen: Das hat Jesus den Pharisäern gesagt und ihnen ist es zu gönnen! Wer spricht so? Der Pharisäer; nicht die von Kapernaum, sondern die, die in

unsrer Kirche sind. Laßt uns auch nicht sagen: Die Rationalisten, die von Tugend sprechen, oder die Mönche und Katholiken, die an ihre Verdienste denken und ihre Buße, ihren Glauben, ihre Liebe als Verdienst bei Gott in Rechnung stellen, die trifft das Wort, das sind solche Gerechte, denen die Gerechtigkeit zur Versuchung ward. Es gibt keinen Glaubensstand, keine Frömmigkeit, keine Höhe des geistlichen Lebens, die von dieser Versuchung frei wäre.

Sie wird nur dadurch überwunden, daß wir sie uns von Jesus zeigen lassen und im Gehorsam gegen sein Wort bleiben. Er hat für die Gerechten den Frieden, wie er ihn auch für die Verschuldeten hat. Sie haben den Frieden nicht, sondern den Zank. Sie streiten mit den Sündern und müssen das tun, damit ihre Gerechtigkeit durch ihr schwarzes Gegenstück hell und deutlich werde. Sie streiten mit Jesus, verweigern ihm das Vertrauen, können nicht glauben, haben ihn im Verdacht, er sei selbst innerlich krank, breche Gottes Gesetz und werde an seiner Gnade zum Sünder. Sie streiten auch mit Gott, machen ihn so klein wie sich selbst, wollen es ihm nicht zulassen, daß er andern gnädig sei, nicht nur ihnen, wollen seine Hände binden nach ihrem eigenen Willen. Jesus hat den Frieden, auch für sie; denn bei ihm lernen sie das Wort des Psalms: Ich preise die Gerechtigkeit des Herrn allein; und bei ihm lernen sie trachten nach Gottes Reich und Gottes Gerechtigkeit, nicht nach ihrer Herrschaft, sondern nach Gottes Herrschaft, nicht nach ihrer Gerechtigkeit, sondern nach Gottes Gerechtigkeit. Als er jenes Festmahl hielt, das uns Matthäus hier beschreibt: hat Jesus damit seine Gerechtigkeit ausgestellt, groß gemacht, leuchten lassen, sich selbst zum Wohlgefallen? Gewiß, es war ein seliges Mahl, ein Mahl, zu dem wir jenes Wort zitieren dürfen: Jetzt freuen sich die Engel im Himmel, ein Mahl, von dem gilt, was Jesus sagte, als er die Samariterin gewann: Meine Speise ist es, den Willen Gottes zu tun. Aber er versteht den Willen

Gottes so, daß er denen die Gerechtigkeit gibt, die keine haben, die rechtfertigt, die verloren sind, nicht so, daß er sein eigenes Recht offenbare und seine Größe und Ehre kund mache. Er gab sie ja preis in dem Augenblick, als er Matthäus rief, und ließ sich lästern, als ob er selbst ein Sünder wäre. In ihm wird die Gerechtigkeit Gottes offenbar und darum ist er der Friedefürst, nicht unsre Gerechtigkeit, sondern die Gerechtigkeit, die Gottes Gnade herrlich macht, die Gott dadurch herstellt, daß er unsern Hader stillt, unsere Not endet, unsere Schuld deckt, die Gerechtigkeit, die darin besteht, daß Gott uns mit sich verbindet zu ewiger Gemeinschaft.

Wir finden den Frieden nicht durch Unrecht, nicht dadurch, daß wir unserm eigenen Willen gehorchen; wir finden den Frieden auch nicht durch unsere Gerechtigkeit, mit der wir uns selber groß machen. Er ist der Friedefürst. Denn bei ihm lernen wir: Ich preise die Gerechtigkeit des Herrn allein. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

4. Sonntag nach Trinitatis.

(23. Juni 1907.)

Luk. 9, 57–62.

Jedermann sucht in der Religion etwas Vollkommenes. Denn die Erinnerung an Gott ist für uns immer vom Gedanken begleitet, daß uns seine Gemeinschaft mit uns Vollkommenes gewähre, das vollkommene Gut, das unser ganzes Glück ausmacht und alle unsere Bedürfnisse stillt, die vollkommene Gerechtigkeit, die uns nach allen unseren Beziehungen in normale und gesunde Verhältnisse bringt, die völlige, ganze Liebe, die keinen harten Bruch erträgt, sondern uns mit allen in Gemeinschaft setzt. Von dieser vollkommenen, oder wie man auch zu sagen pflegt, von dieser absoluten Art der Religion handeln die Gespräche Jesu mit den drei Anfängern im Christentum. Jesus sagt, wie er die vollkommene Art der Religion versteht; aber auch die drei, die den ersten Schritt taten, um in die Gemeinschaft mit Jesus zu kommen, deuten an, wie sie sich die Vollkommenheit des Christentums denken. Da kommt nun freilich ein Gegensatz ans Licht. Jesus versteht die vollkommene Art der Religion anders als die drei, anders als wir Menschen sie verstehen. Wir tragen Gott unsere Wünsche vor und treten mit unseren Erwartungen und Ansprüchen zu ihm. Was wünschen wir von ihm? Alles, natürlich, da er ja der Vollkommene ist, alles Glück, alle Moral, die alle unsere Verhältnisse gesund und ersprießlich macht, alle Liebe und Gemeinschaft, die uns mit jedermann befreundet. Wenn uns Jesus alles gäbe, sowohl das Geld

als den heiligen Geist, sowohl das Familienglück als das Himmelreich, sowohl die Freundschaft mit den Menschen als die Freundschaft mit Gott, dann, sagen wir, dann wäre das Christentum die vollkommene Religion!

Auch Jesus bezeugt die Vollkommenheit unserer Verbundenheit mit Gott. Aber sein Auge geht nach einer andern Seite hin. Er redet wieder, wie immer, als der Sohn Gottes, der auf das bedacht ist, was Gottes ist. Was willst du Gott geben? fragt er. Willst du Gott alles geben, das ganze Vertrauen, den ganzen Gehorsam, die ganze Liebe? Wenn du Gott nicht das Ganze gibst, dich ganz, dann gibst du ihm nichts.

Es muß zwischen diesen beiden Betrachtungen der Religion kein Streit entstehen, sodaß wir klagen dürften, Jesu Wort sei hart. Das ist das Erste, was wir uns deutlich machen wollen. Aber freilich, häufig genug steht Jesus im Streit nicht nur mit jenen dreien, sondern auch mit uns. Das ist das Zweite, worauf wir achten wollen. Und daraus kommt das Dritte: Wie schlichten wir den Streit? Dadurch, daß wir ohne Sorge, tapfer und froh Jesus gehorchen; seine Worte sind gut, nicht hart. Sie führen uns zur Vollkommenheit des Christenstands.

1.

Der Erste kommt zu Jesus mit dem Gedanken: Wenn ich dir nachfolge, dann bekomme ich es gut, sehr gut. Darauf sagt ihm Jesus: Ich habe nichts, gar nichts; ich bin ein ganz armer Mann, und weil ich nichts habe, kann ich dir auch nichts geben, kein Haus, kein Vermögen, kein Glück. Aber steht denn nicht im Propheten: „Mein ist das Silber und das Gold, spricht der Herr"? Das hat sich seither nicht geändert, weder in der Zwischenzeit zwischen dem Propheten und Jesu Tagen, noch seither. Gott verwaltet alle Kräfte und alle Schätze, alle Kräfte, die wir zum Leben und zur Gesundheit

brauchen, alle Schätze, die uns Freude schaffen. Er kleidet die Lilien und speist die Raben. Wenn ihn jener Mann gefragt hätte: Geht es mir schlecht in deiner Nachfolge, da du ja ganz arm bist? — ihr wißt, was ihm Jesus geantwortet hätte: O nein; freilich bin ich arm, aber ich habe Gott; es geht dir bei mir nicht schlimm. Wenn ihn der Mann gefragt hätte: Gerate ich bei dir in Sorge? — ihr wißt, was ihm Jesus sagte: O nein, ich nehme dir die Sorge ab. Da gibt es also keinen Streit, keinen Anlaß, Jesus zu schelten oder zu korrigieren.

Der Zweite kommt mit dem Gedanken, er habe selbstverständlich auch noch andere Pflichten, nicht nur die Religion, nicht bloß die Nachfolge Jesu; Jesus werde damit vollständig einverstanden sein, daß er seinem Vater die ganze Pflicht erweise und ihm die letzte Ehre tue. Da sagt ihm Jesus: Du hast jetzt nur eine einzige Pflicht: folge mir! Er machte ihn von jedem Dienst frei und band ihn ganz an sich. Haben wir nun etwa Angst, unsere Kinder gehen uns verloren, wenn sie in Jesu Gehorsam treten? Kein Mensch, der Jesus kennt, hat je diese Angst gehabt. Es gibt vieles, nicht bloß den Tod, was uns die Kinder entfremden und rauben kann; aber unser Herr Christus nimmt uns unsere Kinder nicht. Er heiligt alle Ordnung Gottes; in seiner Nachfolge lernt man keine Bosheiten; alles, was recht und rein ist, steht unter seinem Wohlgefallen. Wie könnte es da Streit geben, da unser Herr alle natürliche und menschliche Liebe heiligt und befestigt, dadurch, daß er uns die Liebe Gottes gibt?

Der Dritte schließt sich an Jesus mit dem Gedanken an, er wolle zuerst noch eine Abschiedsfeier halten mit seinen Freunden und Familiengliedern. Natürlich, wie soll er auch plötzlich verschwinden, ohne Abschied? Wie hart und schroff wäre eine solche Tat! Da läßt ihn Jesus nicht weg. Brich durch! sagt er ihm. Wer die Hand an den Pflug legt, kann sich nicht gleichzeitig rückwärts drehen. Da fallen uns allen aber jene vielen Worte Jesu ein, die uns jede Angst nehmen,

er mache uns zänkisch, hart, rauh. Die Liebe ist gegen alle gelind, gibt allen die Ehre. Denn mit der Liebe Gottes pflanzt Jesus in uns nicht nur die Bruderliebe, sondern in der Bruderliebe auch die allgemeine Liebe. Da gibt es also keinen Streit, keinen Anlaß, daß wir gegen ihn murren.

2.

Und doch, l. Fr., nicht nur jene Drei murrten; nein, wir geraten alle fortwährend in unsern Gedanken gegen ihn in Streit und haben daher diese Worte dringend nötig mit ihrem scharfen Gegensatz gegen das, was wir begehren. Ich will euch ein Beispiel erzählen aus der jüngsten Zeit: Es kam ein Gespräch in die Öffentlichkeit zwischen einem Deutschen und einem Russen. Der Russe klagte, wie viel besser doch die Zustände in Deutschland seien als in seinem Vaterland. Da sagte ihm der Deutsche: Was ihr nötig habt, das ist eine religiöse Erneuerung. Seht ihr, er dachte genau so wie der erste Jünger in unserem Text. Eine religiöse Erneuerung, die tut gut; die bringt voran; dann läuft die Industrie; dann marschiert der Staat; dann hantiert ihr nicht mehr mit Bomben; dann macht ihr keine Diebe mehr zu Ministern und keine Narren zu Abgeordneten; religiöse Erneuerung, die bringt Segen. Ganz recht, die wohltätigen Folgen bleiben nicht aus. Und doch: Was wäre als Jesu Antwort zu diesem Rat hinzuzufügen? Meinest du, ich sei ein Fabrikbesitzer, ein großer Industrieller, oder ein großer Staatsmann, der einen morschen Staat kuriert? Ich habe nichts, gar nichts; des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt; dazu bin ich nicht gesendet. Gewiß, wir raten jedem zerrütteten Hausstand: Geht zu Jesus, dann wird es besser. Wir geben jedem entgleisten, versinkenden Menschen den Rat: Geh zu Jesus, er bringt dich zurecht. Wir denken auch nicht nur dann so, wenn uns zerrüttete Verhältnisse quälen. Wir führen alle unsern Christenstand in der Überzeugung: An Gottes Segen

ist alles gelegen. Wenn wir seinen Willen tun, so stehen wir unter der Verheißung: „Auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden."

Aber, l. Fr., dieser Rat ist nur dann gut, wenn er uns zum armen Jesus führt, zu dem, der dem Jünger antwortete: Ich gebe dir kein Geld, kein Glück. Darum ist uns Jesus in dieser Gestalt gegeben und so zum Herrn der Menschheit berufen, als der ganz Arme, damit wir begreifen, was Gott ist: nicht der Diener unsres Glücks, nicht der Erfüller unsrer Wünsche, nicht das beste Mittel zum Wohlsein für Völker oder Einzelne. So kehren wir das Verhältnis zwischen uns und Gott um, machen ihn zum Knecht und uns zum Herrn, machen uns zum Weltgrund und Weltziel, dem alle Dinge dienen müssen, und ihn zum Mittel, wollen unsern Willen erfüllt sehen und zur Geltung bringen, nicht seinen Willen. Darum führt eine solche „religiöse Erneuerung" zu keinem Resultat; sie ist nicht religiös, sie ist selbst Sünde. „Ich bin der Herr, dein Gott." Dazu kommen wir zu Jesus, damit wir Gott als Gott ehren und erkennen, und deshalb ist er ganz arm.

Auch der zweite und dritte Jünger führt uns zu einer Frage, die die größte Wichtigkeit für uns hat. Ihr habt vielleicht erwartet, daß ich mich entschuldige, daß ich über diesen Text predigen muß. Freunde, ich kann mich nicht entschuldigen. Die Worte unsres Herrn sind gut. Wir haben viele Pflichten, Familienpflichten, Geschäftspflichten, bürgerliche Pflichten gegen unsre Gemeinde, unser Volk und den Staat, wissenschaftliche Pflichten und so fort. Wir, die wir in die Kirche kommen, sind pflichttreu. Wir haben wieder eine Woche hinter uns, die gefüllt war mit Berufserfüllung, mit Pflichttreue in unserem Geschäft. Aber Freunde, was kommt dabei heraus? Es kann doch nicht anders sein, sagen wir; das Christentum wäre nicht die absolute Religion, wenn es nicht eben in der Berufstreue bestände. Was ist das Er-

gebnis? Wir haben an Menschen gedacht, für Menschen gesorgt, für Menschen gearbeitet, die Woche lang, das Leben lang. Was bleibt für Gott? Wir kommen nach einer Woche der Berufserfüllung in die Kirche; können wir beten? Ach nein, wir sind stumm. Was bedeutet Gott für uns? Jesus für uns? Herzlich wenig. Sind wir empfänglich für Gottes Wort? Zerstreut sind wir, haben einen wirren Kopf, können nichts fassen, als was hineingeht in das Maß unsres irdischen Berufs. Seht, Freunde, darum ist uns Jesus so gesendet, nicht nur ohne Vermögen, sondern auch ohne Geschäft, ohne irdischen Beruf, mit dem Vermögen, seinem Jünger zu sagen: laß die Toten die Toten begraben, du aber bezeuge Gottes Reich und Königtum. Dazu ist er uns so gegeben, damit wir über den Menschen noch einen andern sehen, der größer ist als alle Menschen und dessen Dienst fruchtbarer, seliger, lebensvoller ist als der der Menschen. Gewiß, der Beruf ist schön; aber schöner als alle Menschen ist Gott und seine Liebe und seine Kindschaft. Gewiß, die Pflicht ist heilig, aber heiliger als alle Pflicht, die uns mit den Menschen verbindet, ist Gottes Ruf, der uns zu ihm hinwendet, damit wir in seiner Gemeinschaft stehen. Komm und folge mir nach, spricht der Herr.

Beim Dritten, l. Fr., braucht es keine Erklärung, damit wir verstehn, wie gut es Jesus mit ihm meinte. Er fürchtet sich vor dem Bruch mit den Menschen; er nimmt Rücksicht auf seine Freunde; er will alles vermeiden, was stört und verletzt. Das ist schon vielen zur Fessel geworden, die ihre Treue im Dienst Gottes brach. Wir wollen dem Herrn danken, daß er auch an dieser Fessel als der Durchbrecher aller Bande sich erweist.

3.

Streit ist genug in unserem Herzen gegen diese Worte, Anlaß genug, daß wir auch uns diese Worte vorhalten, durch die Jesus seinen Jüngern zur ganzen Religion verhalf. Wie schlichten wir unsern Streit gegen sie?

Zwei Fragen entstehen aus der Religion, eben deshalb, weil sie uns die Gemeinschaft mit Gott auftut: Was gibt mir Gott? und: Was gebe ich ihm? Aus der Volkommenheit Gottes ergibt sich, daß beide Fragen dieselbe Antwort bekommen. Was gibt mir Gott? Alles, eine ganze Liebe, eine ganze Fürsorge, die Leib und Seele umfaßt, ein ganzes Vergeben, das alle meine Schuld deckt, eine ganze Hilfe, die zum ewigen Leben langt. Was gebe ich Gott? Alles, einen entschlossenen Willen, nicht einen zweifelnden und schwankenden, einen ganzen Gehorsam ohne Vorbehalt, eine ganze Liebe, die alle Kraft und alles Vermögen ihm dienstbar macht. Aber ihr seht, die beiden Fragen und die Antworten, die sie bekommen, sind nicht von derselben Art. Die erste Frage: Was gibt mir Gott? gehört in Gottes Regiment; die zweite Frage: Was gebe ich Gott? gehört in mein Revier, in meine Macht. Laß die Frage, die Gott angeht, ihm; so gibt es Frieden mit dem Herrn und Eintracht mit seinem Wort. Was Gott uns gibt, das ist Gottes Sache. Wir nehmen so viel Glück und Geld und Gut, als er uns gibt; wir nehmen so viel Pflicht, Dienst, Beruf, als er uns gibt; wir pflegen so viel Gemeinschaft und Freundschaft mit den Menschen, als er uns gibt. Wenn wir die Frage, die Gott angeht, ihm lassen, dann haben wir Zeit und Kraft für die Frage, die uns angeht: Was gibst du Gott? Dadurch wird unsre Religion ganz; so kommt die absolute Art des Christentums ans Licht.

Daß wir das, was Gott angeht, ihm lassen, heißt nicht: daß wir darauf verzichten. Warum nicht? Gott verzichtet nicht darauf, uns mit allen guten Gaben zu begnaden. Seine Gaben nehmen wir dankbar und bewahren sie treu. Wir wollen auch nicht versäumen, seine Gnade zu preisen mit vollem Lob und ihn als den zu verherrlichen, der uns alles gibt. Würden wir das unterlassen, dann würde uns Jesu Wort freilich eine schwere Last, dann entstände aus ihm die Mühe eines heißen Ringens, das nur mit unsrer Willensmacht nach

dem Kranz des ewigen Lebens strebt. Dadurch, daß der Herr seine Frage an uns stellt, verdunkelt er Gottes Werk und Gnade nicht. Er stellt sie ja nur dazu an uns, damit wir Gott lassen, was sein ist, den Reichtum seines Segens, die Fülle seiner Gnade. Aber wiederum, wenn wir nur auf das unser Auge richten, was Gott verspricht, Gott uns gibt, Gottes Segen für uns ist, auch dann haben wir den Zutritt zu Gott versäumt. Weil Gottes Liebe ernsthaft ist, ruft sie uns, und weil Gott uns ruft, ruft sie wirklich uns, uns ganz. Beide Fragen stammen aus derselben Wurzel: so spricht die Liebe. Sie fragt zweierlei: Was gibst du mir? und preist den, der im Reichtum seiner Gnade uns mit allem begabt, was wir zum Leben brauchen. Sie fragt aber auch: Was kann und darf ich dir geben? Sie spricht nicht nur dann ein ganzes Wort, wenn sie Gottes Gnade preist, sondern auch dann, wenn sie Gott sich hingibt in treuer Verbundenheit.

Sind es harte Worte gewesen, die Jesus hier sagt? Freunde, er steht in der ganzen Christusherrlichkeit vor uns im selben Augenblick, wo er sich als den Armen vor uns stellt, und als den, der die Welt verläßt und mit ihr bricht. Niemand kann uns diese guten Worte sagen als er. Zum ganzen Gehorsam kann uns der berufen, der selber ganz gehorcht, zur ganzen Liebe nur der, der selber Gott die ganze Liebe gab. Daß Jesus das von uns begehren kann, das macht ihn zum Christus. So ist er der Durchbrecher aller Bande. Kommt und folgt ihm nach! Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

8. Sonntag nach Trinitatis.

(21. Juli 1907.)

Joh. 6, 30—44.

Wie ist es auch nur möglich, daß wir mit Jesus Gemeinschaft haben? Von keinem andern Mann der Vergangenheit sagen wir, daß wir mit ihm verbunden seien in einer lebendigen und wirksamen Gemeinschaft. Einzig von Jesus sagen wir, wir seien sein Eigentum und er sei bei uns und wir bei ihm. Wir reden zu keinem Toten, aber zu Jesus beten wir; wir verlassen uns auf keinen Abgeschiedenen, aber an Jesus glauben wir, auf ihn trauen wir. Und doch ist es schon so lange her, daß er mit den Worten, die wir heute wieder hören dürfen, von Kapernaum Abschied genommen hat. Überall sonst macht der Tod die ganze Trennung; warum nicht auch hier?

Jesus sagt uns, warum unsere Gemeinschaft mit ihm bleibt, von der Erde bis zum Himmel reicht und von der Zeit bis zum jüngsten Tag und auch dann nicht endet, sondern sich vollendet: „Ich werde euch auferwecken am jüngsten Tag". Warum gibt es zwischen ihm und uns eine solche Gemeinschaft? Darum, weil Gott sie stiftet, und die Gemeinschaft, die Gott stiftet, bleibt, unzerstörlich, wirksam, in Ewigkeit. Das laßt uns heute erwägen:

Gott zieht uns zu Jesus, und
Jesus tut Gottes Willen an uns.

Das macht unsere Gemeinschaft mit ihm fest.

1.

Nichts als Gott kann uns zu Jesus ziehen. Die Juden sagten zu ihm: „Gib uns Manna". Es kann Stunden

geben, wo wir ernstlich verlangen, Manna zu bekommen, Brot des Lebens für schmachtende Lippen. Aber der Herr gibt uns kein Manna. Wenn er es uns gäbe, dann triebe uns der Hunger zu ihm, der Hunger nach Leben, das Verlangen nach Genesung, das Begehren nach Kraft; dann führten uns die Schrecken des Todes zu ihm und wir liefen ihm nach in Scharen, sowie wir schmachten. Darum gibt uns der Herr kein Manna. Aber er läßt uns deshalb nicht unversorgt; er läßt uns nicht verschmachten und sterben. „Gib uns allewege das Brot des Lebens", sagten sie in Kapernaum zu ihm, und er hat seine Verheißung nicht verleugnet, als sie ihn baten; er ließ sie nicht fallen und wich nicht zurück, sondern gibt ihnen das Brot des Lebens freigebig mit jener echten Gnade, die gern gibt: „Ich bin das Brot des Lebens". Er gibt es auch uns; aber weil er, und nichts als er für uns das Brot des Lebens ist, darum kann uns nichts zu ihm ziehen als Gott allein. Wir können ihn nur dann als das Brot des Lebens schätzen, wenn unser Blick auf Gott gerichtet ist.

Die Juden murren; und er nimmt die Trennung hin, die zwischen ihnen entsteht, und kann sie nicht überwinden. „Was wirkest du?" sagen sie zu ihm; „wir kennen dich ja, du bist einer von uns, du kannst nicht mehr als andere Menschen". So reden die Leute ja immer von ihm, und wir auch, dann, wenn unser Herz zweifelt statt zu glauben. Warum hebt er sich nicht über sie hinauf in strahlender Größe? Warum beläßt er es beim einfachen Wort: „Ich bin das Brot des Lebens"? Es gibt doch so vieles, was die Menschen anzieht und sie in Bewegung bringt. Warum läßt er zum Beispiel nicht seine Erkenntnis glänzen und fesselt sie durch große Gedanken? Warum bearbeitet er sie nicht mit ergreifenden Worten, die sie in der Tiefe ihrer Seele rühren, aufregen und zu ihm treiben? Warum steht er nicht heldenhaft vor sie hin mit einer großen Leistung, die alle überwältigt? Nichts kann und soll uns zu ihm ziehen als Gott allein. Er begehrt nicht,

daß wir deshalb zu ihm kommen, weil wir große Gedanken suchen, oder deshalb, weil seine Redekunst wie mit Zaubermacht auf uns wirkt, oder daß wir ihn deshalb suchen, weil wir die Größe des Menschentums in ihm bewundern und den Helden in ihm ehren. Gott soll uns ziehen, Gott allein.

Darum wurde der Abschied von Kapernaum für ihn so schmerzhaft und schwer. Es ist auch in diesen Worten beides vereint, die ganze Heilandsfreude Jesu und der Kreuzesernst. Brot des Lebens; ich kann euch ins Leben helfen, euch den Sterbenden! Das ist die ganze Heilandsfreude, die Seligkeit des Sohnes. Aber daneben steht die Kreuzesnot. Wir wissen ja, wie er seine Worte schloß: Ich gebe mein Fleisch für euch, mein Blut für euch, das ist der Trank, der euch lebendig macht. Das kommt beides aus demselben Grund: Er hat nichts als Gott. Darum steht er so reich vor uns und kann jeden laden, daß er zu ihm komme, mit der Verheißung: „Du wirst nicht dürsten, und auch wieder so arm und kann die Männer von Kapernaum nicht fesseln und bezaubern und ihr Herz nicht wenden. Gott zieht zu ihm und er allein.

Er stellt den Anspruch an sie, daß sie ihm glauben. Ist es nicht eine harte Sache, daß uns Jesus immer wieder nötigt, ihm zu trauen, so daß stets wieder der Vers an uns herantritt: Ob ich auch gar nichts fühle von deiner Macht, du bringst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht? Ja, Freunde, Gottes Herrlichkeit sehen ist süßer als glauben. Aber es muß so sein. Warum? Damit Gott uns zu ihm führe und es wirklich Gott sei und Gott allein, den wir suchen. Darum geht es auf dem Glaubensweg, so daß wir los sein müssen von uns selbst und unsere Stütze nicht finden in unsrem eigenen Vermögen und unserer eigenen Leistung, sondern uns auf ihn verlassen und warten, was er aus uns macht. Weil wir aber im Glauben und nur im Glauben ihm verbunden sind, darum wissen wir, daß uns Gott zu ihm geführt hat. Denn Glaube entsteht nicht anders als durch Gott und hat

allein in Gott seinen Grund. Wir kommen nicht selber los von uns selbst, wir wenden den Blick nicht selber weg von uns zu ihm; frei von uns selber macht uns Gott. Er zeigt uns, daß wir nicht auf uns uns stützen können, sondern auf ihn; und wenn wir wissen, daß uns Gott zu ihm geführt hat, dann wissen wir auch, daß unsere Gemeinschaft mit ihm hält, hält bis zum jüngsten Tag.

Nichts als Gott, aber auch alles, was wir von Gott wissen, zieht uns zu Jesus hin. Jede Gewißheit Gottes ist mit der Überzeugung verbunden, daß Gott im Leben seine Offenbarung und sein Merkmal hat. „Im Tod gedenkt man deiner nicht; wer will dir in der Todeswelt danken"? sagt der Psalm und wir sagen alle so. Das Leben ist Gottes Werk und Offenbarung. Darnach verlangt uns, daß wir in Gott den Schöpfer und Vollender des Lebens erleben. So steht Gott auch vor Jesu Augen. Brot des Lebens, das ist seine Sendung. So spricht er den Willen Gottes aus, wie er für uns gilt; das ist seine Gabe, die er uns, den Sterbenden, reicht. Und wir wissen alle weiter, daß das Recht göttlich ist, daß wir im Urteil, das unsern boshaften Willen verwirft, Gottes Urteil inne werden. So steht Gott vor Jesu Augen. Sowie wir auf ihn blicken, wissen wir: der steht vor uns, der die Gerechtigkeit heiligt, nicht der, der den boshaften Willen lobt, pflegt und beschönigt, sondern der, der die Sünde der Welt wegträgt als das Lamm Gottes; und dadurch wird er für uns zum Brot des Lebens. Und noch eins wissen wir: daß die Gnade Gottes ist, daß es das Merkzeichen Gottes ist, daß er gern hilft, hilft deshalb, weil er gütig ist, hilft, wo keine andre Hilfe helfen kann, hilft, wo Schuld uns der Hilfe unwert macht, weil er zu vergeben im stande ist, hilft, wo das Leben zerbrochen ist und wir ins Nichts zerfallen, weil er der Schöpfer ist in ewiger Herrlichkeit. So haben wir Gott in Jesu Wort und Werk vor uns, als den, der die Gnade hat. Alles, was wir von Gott wissen, zieht

uns zu ihm. Solange wir noch beten: Dein Name werde geheiligt, so lange sind wir bei Jesus und bleiben wir bei ihm Wir müßten Gottes Namen vergessen, wollten wir uns von ihm scheiden, müßten das Bild Gottes auslöschen, wenn uns Jesus verschwinden sollte. Wie es unmöglich ist, daß uns Gottes Namen untergeht, so ist es unmöglich, daß wir uns von Jesus trennen. Gott hat diese Gemeinschaft gestiftet; so hält sie, und hält bis zum jüngsten Tag: „Ich werde euch erwecken am jüngsten Tag".

2.

Aber wir haben noch ein Zweites zu erwägen: Was tut denn er? Wie stellt er sich zu uns? Das müssen wir wissen, damit unsere Gemeinschaft mit ihm nicht eine Träumerei sei, mehr als Selbsttäuschung, die ins Leere greift und an der der Zweifel nagt. Wir beten: „Erkenne mich, mein Hüter; mein Hirte, nimm mich an"! Beten wir so in der Gewißheit oder in der Ungewißheit, mit dem Zweifel oder in der Sicherheit der Erhörung? Wie stellt er sich zu uns?

Wir haben heute wieder die Antwort des Herrn gehört. Natürlich kann nur er hier antworten, nicht ich oder du. „Ich verstoße", sagt er, „niemand, der zu mir kommt; alle, die der Vater mir gibt, werde ich bewahren, keinen von ihnen verlieren; denn ich bin nicht dazu gekommen, damit ich meinen Willen tue, sondern den Willen des, der mich gesandt hat." Das ist Jesu Antwort, wenn wir fragen: wie er sich zu uns stelle.

Das macht seine Herrlichkeit aus, daß er nicht eine doppelte Liebe hat, sondern nur eine einige, die er in einen einzigen ganzen Willen zusammenschließt. Seine Liebe zu Gott und seine Liebe zu uns, das ist ein und derselbe Wille. Er hat nicht zwei Mittelpunkte, um die sein Leben sich dreht, hier Gott, dort den Menschen, nicht zwei Interessen, die in ihm mit einander kämpfen, hier den Zug nach oben, dort den Zug

zur Welt. Nur eine Liebe lebt in ihm und er schließt uns ein in seine Liebe zum Vater. Darum hält er uns die ganze Treue; denn er ist Gott treu. Er bricht seine Sohnschaft nicht und gibt seine Gemeinschaft mit Gott nicht her. Darum bricht er uns die Treue nicht und gibt seine Gemeinschaft mit uns nicht preis. Was begehrt er vom Vater als seine Gabe? Menschen, die Gott zu ihm führt, Menschen, denen er das Brot des Lebens reichen kann. Wen der Vater zu ihm führt, den nimmt er auf; denn er ehrt des Vaters Willen und vollendet sein Werk. Nicht um unsretwillen sind wir ihm teuer, aber um Gottes willen, nicht um dessen willen, was wir sind und leisten, — darauf können wir unsre Gemeinschaft mit ihm nicht stellen, — aber deshalb, weil Gott uns zu ihm gezogen hat, und er Gottes Werk nicht zerstört und Gottes Gnade nicht vereitelt. Er tut den Willen des, der ihn gesandt hat. Seht Freunde, das ergibt die feste Gemeinschaft und bringt die Sicherheit in unser Verhältnis zu Jesus. Wir haben es hier nicht mit Willkür zu tun, nicht mit der Laune des Eigenwillens, nicht mit der Beschränktheit der menschlichen Liebe. Hier steht der vor uns, der Gottes Willen tut.

Was tust du? sagten ihm die Juden, in der Meinung, er habe noch nichts Rechtes geleistet, aus seiner Arbeit sei noch nichts Greifbares herausgekommen, wofür man ihm danken müßte. Haben sie Recht? „Ich tue nicht meinen Willen, sondern den Willen Gottes.“ Ist das nicht das Werk über alle Werke, mehr als alle Zeichen? Was sind die Zeichen, so groß sie sind, neben diesem Wort? Das ist dasjenige Werk, dessen die Welt bedarf, durch welches das Brot des Lebens wird. Sohnschaft Gottes hat er, und er braucht sie nicht, um sich zu erhöhen, nicht zur Bereicherung seines eigenen Lebens, nicht zur Steigerung seiner eigenen Seligkeit. Sohnschaft Gottes hat er und trägt das himmelhohe Wort in sich, daß er von oben gekommen sei, und ist imstande, aus der Synagoge von

Kapernaum hinauszugehen als der, der verachtet wird. Denn er tut nicht seinen Willen, sondern den Willen des, der ihn gesandt hat. Die Liebe zu den Menschen hat er, und er wird nicht weggerissen von ihrer Leidenschaft und ihrer Torheit. Diese Männer von Kapernaum, die uns unser Text darstellt, waren ihm ans Herz gewachsen; durch Monate hindurch hat er mit ihnen verkehrt in treuster Gemeinschaft; aber er wird nicht der Knecht ihrer Forderungen; sie ziehen ihn nicht mit sich auf ihren törichten Weg. Denn seine Liebe zu den Menschen ist eins mit seiner Liebe zum Vater. Er gibt der Menschen wegen Gott nicht preis und eben darum gibt er auch seine Liebe zu uns nicht auf, sondern steht vor alle hin als das Brot des Lebens auf dem Kreuzesweg, nicht trotzdem er selbst ins Sterben geht, sondern weil er das kann.

Freunde, ist das nicht genug, damit wir uns auf ihn verlassen? Wollen wir nicht fest unsre Augen auf ihn richten und ihm sagen: Wir legen unser Leben in deine Hand; bei dir ist es gegen alles Sterben geschützt? O ja! „Ich bin das Brot des Lebens". Wir haben genug. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

21. Sonntag nach Trinitatis.

(20. Oktober 1907.)

Matth. 18, 15—20.

21. Sonntag nach Trinitatis.

(20. Oktober 1907.)

Matth. 18, 15–20.

Liebe Gemeinde! Was ist eine Gemeinde Jesu? was ist die Kirche? Vielleicht denkt ihr, das sei ein verwickeltes Thema, auf das sehr verschiedene Antworten gegeben werden; anders antworte man darauf hier in Tübingen und anders droben in Rottenburg, anders hier in unserer Kirche und drüben bei den Methodisten. Laßt uns Jesus hören, was er von seiner Gemeinde sagt. Hier kommt es auf seine Aussage an: denn er ist der Schöpfer und Herr seiner Gemeinde, und sie ist das, was er aus ihr macht. Wir hören in unserm Textwort, wozu der Herr seine Jünger verbindet, was er ihnen für einen Beruf, für eine Aufgabe, für eine Arbeit gibt. Die Gemeinde derer, die vergeben, das ist die Kirche. Wo nicht vergeben wird, da ist nicht Kirche. Wo vergeben wird, da ist Kirche. Matthäus erzählt uns, das Jesus vor seinem Aufbruch nach Jerusalem einen Tag dazu benützt hat, um seinen Jüngern zu zeigen, was er von ihrer Gemeinschaft erwarte. Aus dieser Rede hören wir heute ein Stück. Das war wirklich ein Tag der Kirchweihe. Wenn wir den heutigen Sonntag Kirchweih heißen, so bringt uns das vieles in Erinnerung, was durch Gottes Gnade vergangen ist und noch immer mehr vergehen muß. Ihr wißt, daß sich im Gang der Kirche nicht einzig Gottes herrliche Regierung zeigt, sondern sich auch viel Kinderei und Narrenwerk an sie hängt. Mit jenem Tag dagegen, da Jesus seinen Jüngern das Verständnis dafür gab, was ihre Gemeinschaft sei und leisten könne, verband sich keine Spur von Kinderei, von Gepränge und äußerm Putz. Auswendig geschah an ihm nichts Auffallendes und Merkwürdiges. Die

Rabbinen von Kapernaum legten sich ganz beruhigt zu Bett und dachten: heut habe Jesus nichts getan; es sei alles geblieben, wie es war. Er aber redete mit Menschen- und mit Engelzungen und schrieb sein Wort in die Seelen seiner Jünger, und wie Schuppen fiel es von ihren Augen, und ein neues Ziel stand vor ihrem Blick, ungeahnt bisher, als viel zu hoch in die Ferne geschoben, als unerreichbar für menschliche Kraft, und nun war es da, in ihrer Gemeinde zur Wirklichkeit geworden und ihnen durch Jesus zum Beruf und zum Vermögen gemacht. Vergeben dürfen sie, lösen, so daß im Himmel gelöst ist, binden, so daß im Himmel gebunden ist. Den Schlüssel gab er ihnen in die Hand, und dieser Schlüssel öffnet Gottes Reich.

Die Gemeinde Jesu besteht aus denen, die vergeben können. Darin besteht ihre Macht, ihre Weisheit, ihre Heiligkeit. Das sind die drei Punkte, auf die wir achten wollen.

1.

Vergeben können, schreiben wir damit der Kirche nicht zu wenig zu? Geben wir den Ehen, die in unserer Kirche geschlossen werden, nicht zu wenig mit, wenn die Gatten das empfangen, daß sie vergeben? Leistet die Kirche genug für die Schule, wenn sie aus ihr eine Stätte macht, wo man verzeiht? Erweist sie sich mächtig genug an unserm Volk, wenn dieses durch sie vergeben lernt? Freunde, vergeben, das bedeutet das Böse überwinden. Wenn Jesus seinen Jüngern sagt: Ihr seid die Gemeinde derer, die vergeben, so macht er sie zu Überwindern. Oft ist die Kirche deshalb gepriesen worden, weil sie überwinde. Was wollt ihr überwinden? Die Not des Lebens? schön, das ist nett. Den Tod? das ist tapfer. Vielleicht auch die Sünde, eure Sünde, die in eurem eigenen Herzen wohnt, die Versuchung, die euch anficht? gut, so soll es sein. Aber wir stehen damit noch immer nicht auf der Höhe, zu der unser Text die Gemeinde

des Herrn erhebt: Überwinden die Sünde in den andern, das heißt vergeben, das heißt überwinden. Freunde, die Leute sagen oft: Gottes Vergeben, das sei schwer begreiflich, und Jesu Versöhneramt ergebe eine harte Rede, und daß er uns mit seinem Kreuz die Vergebung bereitete, das könne man nicht glauben. Gewiß ist Gottes Vergebung wie alles, was Gott tut, ein Wunder der Herrlichkeit Gottes; unsere Gedanken sind zu kurz, um es zu fassen, und unsere Anbetung zu schwach, um es zu preisen. Aber daß Gott verzeiht, das ist kein finsteres Rätsel, sondern ein Geheimnis voll Licht und Glanz; das ist die Offenbarung Gottes und seiner Herrlichkeit. Aber daß ich vergebe, ich und du, lieber Freund, daß wir zwei verzeihen, wer kann das glauben? Hat das in einem Menschenherzen Platz?

Jesus gibt uns in unserem Text ein Beispiel, wie es sein soll, nicht als eine gesetzliche Vorschrift, die wir buchstäblich jeden Tag auszuführen hätten, sondern als ein Richtmaß für unsern Willen, damit wir lernen, was sein Wille ist, und ihn an unserem Ort nach unserer Lage tun. Wir machen es aber nicht so wie der Mann, den er uns zum Beispiel vorhält. Wenn ein Bruder an uns gesündigt hat, was machen wir nun? Dem trauen wir unser Leben lang nicht mehr; aus ist die Gemeinschaft und die Trennung ist da. Oder wenn wir die Beziehung zu ihm nicht abbrechen können, weil er zu eng mit uns verbunden ist und uns die Wunde zu weh täte, wenn wir das Verhältnis lösen müßten, dann sind wir blind, sehen nichts, decken alles zu; dann ist es, als ob nichts geschehen wäre. Das eine Mal wollen wir binden, das andre Mal wollen wir lösen. Und in beiden Fällen kommen wir nicht zum Ziel, weil wir es nicht so machen, wie es uns Jesus sagt. Wenn wir die Gemeinschaft um der Sünde willen aufheben, so ist die Sünde nicht überwunden; so bleibt sie da und schafft alle ihre traurigen Folgen. Wenn wir sie zu-

decken und blind sind, so ist sie auch nicht überwunden, sondern bleibt und der Riß ist da, obwohl wir ihn verhüllen.

Wenn wir es machen wollen wie es Jesus uns sagt, so müssen wir das beisammen lassen, was er verlangt, das Binden und das Lösen, und aus beidem einen einträchtigen Willen machen, der beides mit ganzem Gehorsam erfaßt. Was gibt uns Jesus mit diesem Wort und wie sollen wir es heißen? Ist es eine Regel der Zucht oder ist es eine Regel der Liebe? Was tut der, den er uns zum Beispiel macht: vertritt er gegen den Schuldigen Gottes Recht oder Gottes Gnade? O beides, ohne daß wir hier eine Trennung stiften dürfen. Jeder Schritt des Mannes, den uns der Herr zum Beispiel gibt, ist von der göttlichen Gnade regiert. Wenn er zu dem geht, der gesündigt hat, allein, was führt ihn zu ihm? Die Liebe Christi. Er will die Gemeinschaft mit ihm bewahren, gegen die Zerstörung schützen und neu befestigen über den Bruch und Riß hinweg. Darum geht er allein. Wenn er Lust hätte, ihn zu schänden, zerrte er die Sache gleich in die Öffentlichkeit. Der Schuldige hört nicht auf ihn, sondern ist eigensinnig; dennoch gibt er ihn nicht auf, sondern ruft die Brüder zu Hilfe, weil das Urteil derer, die nicht beteiligt sind, vielleicht mehr Gewicht für den Fehlenden hat. Das Bußwort wird bestätigt, wenn es auch von den andern unterstützt ist. Immer noch hört er nicht. Und doch gibt er ihn nicht auf, sondern nun tritt die Gemeinde in Tätigkeit. Der Fehlende soll wissen, daß er nicht nur mit dem einen, sondern mit allen bricht, nicht nur mit den Menschen, sondern mit dem Herrn, und sich nicht nur gegen das menschliche Recht verfehlt, sondern den göttlichen Willen bricht. Aber auch jetzt vor der Gemeinde geschieht alles nach der Regel der göttlichen Gnade, dazu, damit er ihr erhalten sei und ihr Bruder bleibe in voller Gemeinschaft. Hört er auf sie, so ist alles, was ihn jetzt belastet, weggetan; dann er ist nicht nur halb, sondern ganz wieder ihr Glied, nicht entehrt, son-

dern wieder in die ganze Liebe hineingestellt, die alle umfaßt. Das Wort, das uns der Herr hier gibt, erläutert uns sein Liebesgebot, und macht uns verständlich, was er damit meint, daß er uns zur Liebe beruft. Der, der so handelt, löst; er macht frei. Er löst so, wie Gott löst und weil Gott löst.

Und doch steht jeder Vorgang in diesem Beispiel unter Gottes heiligem Recht und hat den entschlossenen Willen in sich, der alles Böse wegtut. Warum geht er zu ihm? Der andere hat gesündigt und Sünde darf nicht sein. Warum beruft er die Brüder und die Gemeinde? Es gibt zwischen ihnen keine Gemeinschaft anders als im Gehorsam Gottes, und keine Liebe anders als zusammen mit der Heiligung des göttlichen Rechts. Hört er nicht, so geht er weg, wie ein Zöllner und Heide, ein von Gott Gebundener. Seht, das können wir nur im Namen Jesu, nur dann, wenn uns der Herr leitet und sein Wort uns unsern Willen gibt. Wir müssen, um so zu handeln, unsern Willen an Gottes Willen anheften. Unsern Zorn müssen wir an Gottes Recht anbinden, fest, fest, damit er zu keiner eigenen Bewegung fähig ist, sondern ganz an Gottes Recht gebunden bleibt, und ebenso müssen wir unsere Liebe an Gottes Gnade heften, fest, fest, weil sie sonst zusammen sinkt, ermattet auf der Erde liegt und zergeht.

Keine andere Gemeinschaft auf Erden kann das; nur Jesu Gemeinde kann lösen und binden. Man sollte denken, unser heutiger Staat brächte es zuwege mit seinen ungeheuren Machtmitteln; unwiderstehlich ist unsere Armee, immer leistungsfähiger unsere Polizei; mit Telegraph und Telephon verfolgt sie den Verbrecher. Hunderte von Richtern sind beständig in unsrem Vaterland an der Arbeit zu urteilen, zu strafen; hunderte von Gefängnissen brauchen wir und machen alle voll. Können wir wirklich binden? überwältigen und abtun, was böse ist? Können wir lösen, freimachen, so daß die Bande springen? Sie kommen aus unsern Gefängnissen

so gebunden, wie sie hineingingen, ja noch viel gebundener; sie sind nicht frei Wir schwanken hin und her zwischen der Zuchtlosigkeit und einer harten Strafgewalt. Denn wir kommen mit unsern Machtmitteln nicht an den Willen heran. Hier gilt es, Gottes Werk zu tun. Das Lösen und das Binden vollbringen wir nicht mit unsrer Menschenmacht, mag sie noch so raffiniert gesteigert sein. Darum hat Jesus seine Gemeinde geschaffen, damit sie das könne, was sonst niemand kann. Das gibt ihr ihre Macht, daß sie vergeben kann.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo viele meinten, mit der Schule brächten wir es fertig zu bändigen, was gebändigt sein muß, Zucht zu schaffen und Herr über das Böse zu werden. Und sie hat ja auch mächtige Mittel, mit denen sie auf unsere Jugend und darum auf unser ganzes Volk Einfluß hat. Wie vieles können wir heute unsern Kindern begreiflich machen, wie frei und weit wird ihr Blick! Aber heute wissen wir das längst: In der Schule bindet und löst man nicht, auch nicht an unsrer hohen Schule mit ihrer höchsten Wissenschaft. Wir kommen mit keiner Erkenntnis heran an den Willen. Nicht das Wissen baut, sondern die Liebe, nicht des Menschen Liebe, sondern Gottes Liebe. Den Schlüssel, mit dem wir die inwendigen Riegel wegheben und den Kerker öffnen, daß die Seele frei wird, frei zu tun, was Gott will, den schafft uns nicht die Erkenntnis; den hat uns der Herr geschenkt.

2.

Aber es kommt uns gegen die Beschreibung der Kirche, wie sie uns der Text gibt, noch von einer andern Seite her ein Bedenken. Viele, auch große Theologen und hochstehende Männer, haben unser Kapitel gelesen, ohne auch nur daran zu denken, daß wir hier die Beschreibung der Kirche von Jesus bekommen, da er hier seinen Jüngern deutlich macht, was ihre Gemeinschaft als ihre Arbeit und Aufgabe zu betreiben hat. Wieso soll hier von der Kirche die Rede sein, da nicht vom Be-

kenntnis und von der Lehre gesprochen wird? Das mache erst die Kirche aus, daß wir durch sie die eine Lehre haben und im selben Bekenntnis verbunden sind. Ganz recht; die Gemeinde Jesu besteht aus denen, die den Vater kennen, und so stellt sie uns auch Jesus dar. So haben wir sie auch in unserem Text vor uns. Seht den an, den uns Jesus zum Beispiel macht, der zu seinem Bruder geht und sagt: was du getan hast, besteht nicht vor Gott; das ist Sünde: kennt er Gott oder kennt er ihn nicht? Ist er gewiß, daß Gottes Wille gilt? Steht er im Finstern oder wandelt er im Licht? Er weiß, was sein Wille ist, nicht nur mit einem leeren, nur andern nachgesprochenen Begriff, sondern mit einem echten Wissen, das ihn bewegt und regiert. Er ist an Gottes Recht gebunden und kann nicht von ihm lassen, und ist an Gottes Gnade gebunden und kann nicht von ihr lassen. Das ist die Weisheit der Gemeinde Jesu und die Wissenschaft der Kirche, nicht eine entlegene Wissenschaft, zu der nur auserlesene Geister fähig sind, nicht eine Erkenntnis, die das Geheimnis Gottes ergründet und sich mit dem abgibt, was Gottes ist, freilich auch eine erhabene Erkenntnis und unser höchstes Wissen, dasjenige nämlich, das uns deutlich macht, was Gottes Wille für uns ist, was sein Recht ist, dem wir gehorchen, und seine Gnade, durch die wir vergeben. Dieses Wissen geht auf Wirkliches, nicht auf Erträumtes, auf Gegenwärtiges, nicht auf Entlegenes und Vergangenes. Es gibt uns den Blick in die göttliche Gegenwart, wie er mit uns fährt und uns regiert, wo wir ihn verlassen und wo wir bei ihm bleiben, wo wir seinem Willen widerstehen und wo wir ihm gehorchen. Das zu wissen, das ist unser Ruhm.

Diese Erkenntnis ist auch nicht schon längst fertig und abgeschlossen, so daß etwa nur noch die Kinder an ihr zu lernen hätten, wir andern aber längst schon wüßten, worin die Erkenntnis Gottes besteht. Es steht nicht so, daß die einfachen Worte unsers Texts erschöpft wären und unser aller

Eigentum bildeten. Im Gegenteil, wir stehen bei ihnen erst noch an der Schwelle der Erkenntnis und es liegt noch viel in ihnen, was wir noch nicht berührt haben. Die Worte unsers Texts haben sich in die christliche Erkenntnis, wie sie unter uns besteht, noch nicht fest und klar eingepflanzt; vielmehr gehen unsere Gedanken, auch die, die wir als christlich und fromm ansehen, gewöhnlich um unsern Text herum. Manchem mag es zwar deutlich sein, daß sein Vergeben und Gottes Gnade mit einander in Verbindung stehen, so wie es z. B. im Vaterunser steht, daß wir dadurch, daß wir vergeben, uns selbst in der Vergebung Gottes erhalten, weil wir Gottes Gnade nicht für uns glauben können, wenn wir sie nicht willig auch den andern gönnen. Auch das hat der Herr gesagt. Gleich nachher kommt das Wort, durch das er Petrus erklärt: wenn er den Mitknecht würge, ende er selber in der Haft. Aber, Freunde, die Kirche hat von ihm noch etwas Größeres bekommen, und die Gabe, die er jedem von uns gibt, ist noch eine reichere, nicht nur, daß ich für meine Sünde Gottes Vergebung empfange, nicht nur, daß Gottes Gnade meine Sünde deckt und trägt und von mir nimmt: lösen darfst du, nicht nur dich, andere, und zwar so, daß Gott sie durch dich löst, wie du auch zu binden hast, so daß Gott durch dich bindet. Wenn wir für uns selbst die göttliche Gnade begehren und uns dessen getrösten, daß Gott gnädig an uns handelt und uns verzeiht, so können wir solche Gnade und Gabe nie auf uns allein beschränken. Sie ist uns dazu gegeben, daß andere sie von uns empfangen. Indem wir sie erlangen, ist sie auch für andere da. Das ist aber nicht nur ein Gedanke, mit dem wir uns erfreuen und erbauen, sondern gibt uns die Regel für unser Handeln, und ordnet die Führung unseres Lebens. Das gibt uns den Beruf, das Recht Gottes so zu heiligen, daß es geheiligt ist, nicht bloß für mich, sondern für andere, und an Gottes Gnade so zu glauben, daß sie empfangen wird, nicht nur

von mir, sondern von den andern. Das ist der Beruf der Christenheit, und hier stehen ihrer Erkenntnis noch weite Wege offen. Sie ist noch lange nicht am Ziel.

3.

Aber wir wollen uns noch etwas Drittes deutlich machen. Vielleicht hat jemand unter euch mir erwidert: Du sagst, die Kirche besteht aus denen, die vergeben; aber ich sage: sie ist die Gemeinde der Heiligen. Ganz recht, lieber Freund, ganz recht. Sieh nur zu: in unserem Text beschreibt dir Jesus Gottes Heilige. Der Mann, den er dir zum Beispiel macht, ist ein Heiliger. Wie kann er Gottes Recht vertreten, Gottes Gnade bringen, wie lösen zur Freiheit Gottes und binden zu Gottes Recht und Gericht, wenn er nicht verbunden wäre mit Gott? Verbundenheit mit Gott, das ist Heiligkeit; eine andere Heiligkeit gibt es für uns nicht als die, die wir dadurch bekommen, daß wir Gottes Eigentum sind. Der Mann, den uns Jesus beschreibt, nimmt seine Liebe aus Gottes Willen, sein Vergeben aus Gottes Vergeben, sein Strafen aus Gottes Recht. Er ist ein Heiliger. Nur ein solcher hat den Schlüssel Gottes, der den Schatz der göttlichen Gnade öffnet und verschließt. Aber die heiligen Leute, von denen Jesus spricht und die er macht, sind wirkliche Menschen, nicht gemalte Heiligenbilder, wie man sie etwa früher an einem Kirchweihtag an die Wände der Kirche hängte, nicht solche Heilige, die ihre Heiligkeit wie einen Putz sich anlegen. Und darum, weil der Herr uns, die wir Fleisch und Blut sind, uns, die wirklichen Menschen, heiligt und mit Gott vereint, darum besteht seine Gemeinde aus denen, die Vergebung bedürfen und empfangen und einander geben, nur aus solchen. Darin ist ihre Überwindung der Sünde begründet, daß sie sie durch Gottes Gnade bei sich und bei andern begraben kann. Daß diejenigen Heiligen, die Jesus heilig macht, vergeben können, sehen wir auch daran, daß er diesen den Zu-

gang zu Gott auftut. Er drückt das dadurch aus, daß er zur Mahnung, die uns das Vergeben rät, die Verheißung fügt, die unsern Bitten die Erhörung schenkt. Meinen wir: das stehe ohne Ordnung beisammen, dazwischen sei ein Graben, und das eine Vermögen stehe neben dem andern ohne daß sie ein inneres Band vereinigte? Vielmehr weil uns Jesus zum Vergeben beruft, rüstet er uns mit dem Recht aus, daß wir bitten dürfen. Zu solchem Werk und Amt ist keiner geschickt, er hole sich denn seine Liebe bei Gott und seinen Zorn bei Gott, und trete zum Thron der Barmherzigkeit hinzu und empfange dort Kraft um Kraft, Kraft zum Dulden, Kraft zum Glauben, Kraft zum Hoffen, Kraft zum Überwinden, nicht nur für sich, sondern auch für die, die Gott ihm anvertraut hat. Was hätten wir denn zu bitten, wenn uns der Herr nicht einen solchen Beruf gäbe? Sollen wir denn immer nur um gutes Wetter bitten oder um sonst irgend eine Kleinigkeit? Und wozu brauchen wir die Verheißung Gottes, daß er unsere Bitten hört? Deshalb brauchen wir sie, weil wir lösen sollen, lösen zur Freiheit Gottes, und binden, binden so, daß das verschwindet, was Gott widersteht. Die aber, die vor Gottes Thron treten in der Gewißheit, daß sie erhört werden, das sind Heilige. Weil die Kirche bitten kann, ist sie die Gemeinschaft der Heiligen. Und bitten kann sie deshalb, weil der Herr ihr sagt: „Ich bin bei euch.“ Die Macht unsres Gebetes stammt nicht aus unsrem Willen, nicht aus der Größe unsrer Frömmigkeit. „Ich bin bei euch;“ darum können wir bitten und empfangen, darum vergeben und überwinden. „Ich bin bei euch“, darum sind wir heilig. Laßt uns das als die gewisse Zusage Jesu fassen, daß er unsere Heiligkeit vor Gott darauf stellt, daß er bei uns ist. Wo zwei oder drei vereint sind in seinem Namen, da ist die heilige Kirche; denn er ist dabei, und weil er dabei ist, sind wir heilig. Amen.

24. Sonntag nach Trinitatis.

(10. November 1907.)

Joh. 11, 1—27.

Es gehört häufig zur Christenpflicht, die wir alle haben, daß wir trösten. Ob wir das wohl können? Als die Schwestern in Bethanien durch den Tod ihres Bruders betrübt wurden, kamen viele Tröster zu ihnen, wie es die Sitte Jerusalems verlangt hat. Jesus fand eine ganze Schar bei den Trauernden versammelt, die damit beschäftigt war, ihnen Trost zu spenden, lauter liebe, fromme Worte, und doch haben wir vor Augen, daß ihr Trost nicht ausgereicht hat. Ich zweifle, ob es in unserer heutigen deutschen Christenheit viel besser steht. Was man als Trost bekommt, wenn man seiner bedürftig ist, das ist oft nur dürres Laub, welk und matt. Aber in Bethanien hat noch ein anderer getröstet, nicht bloß die Schar, die aus Jerusalem gekommen ist; Jesus tröstet dort. Und weil es zu unserer Christenpflicht gehört, daß wir einander Trost geben, wollen wir auf ihn achten, wie er tröstet, damit wir in unserem Beruf auch in diesem Stück wachsen. Das sehen wir gleich: Jesus hat das Leiden nicht verscheucht, er tröstet zu dem Zweck, damit wir durch seinen Trost im Leiden für das Leiden stark werden. Das ist das Erste, worauf wir achten wollen. Und das Mittel, durch das er uns tröstet, besteht darin, daß er uns die Herrlichkeit Gottes zeigt. Das ist das Zweite, was uns unser Text sagt.

1.

Wenn wir im Leid sind, ist der erste Gedanke natürlich immer der: wir wollen es verscheuchen. Bei jedem Schmerz,

der uns trifft, machen wir unwillkürlich die Bewegungen, die ihn vertreiben sollen. Darum meinen unsere Tröster oft, sie müßten uns helfen, den Schmerz zu verscheuchen; sie wollen ihn uns ausreden. Das ist nicht Jesu Art. Das seht ihr schon daraus, daß unsere Geschichte, die uns den vollen Trost Jesu gewährt, ein Stück seiner Passionsgeschichte ist. Der Evangelist erklärt uns durch seinen Bericht, wie Jesus ans Kreuz gekommen ist. Wenn wir unsere Erzählung zum ersten Mal hörten und ihren Zusammenhang nicht schon kennten, würden wir nicht erraten, daß wir hier ein Stück der Leidensgeschichte Jesu betrachten. Wir würden im Gegenteil vermuten, nach diesem Zeichen sei Jesus ein gefeierter Mann gewesen, ganz sicher vor jeder Beschimpfung und jedem Angriff, völlig bewahrt vor jedem Leiden. Allein Jesus ist nicht deshalb zum Grab des Lazarus gegangen, weil er dem Kreuz auswich; er tat es vielmehr in der klaren Gewißheit, daß er eben jetzt einen starken Schritt zum Kreuz hin tue. Das ist das Große in unserer Erzählung: der, der sein eigenes Leben gibt, schenkt es dem Lazarus. Darum gibt sie uns einen deutlichen Einblick in die Art, wie Jesus selig war. Seligkeit war es, was der Herr auf seinem Gang zum Grab des Lazarus besaß. „Vater, du hörst mich allezeit", das war ein Jauchzer, so froh, so rein, so voll, wie er noch nie auf Erden hörbar ward, der darum durch die ganze Erde hindurch klingt: „Du hörst mich allezeit." „Ich bin das Leben", alle Seligkeit ist in dieser Gewißheit beschlossen, in einer Tiefe, die für uns unfaßlich bleibt. Aber wir sehn, daß der Herr seine Seligkeit nicht dazu braucht, um das Leiden zu verscheuchen. Dicht daneben stehen die Tränen und er ergrimmt, nicht gegen Gott, aber gegen die Welt, und er hat seinen ganzen Willen nötig, damit er Herr bleibe über sich selbst.

Es war auch bei den Jüngern nicht anders. Nicht mit Pauken und Zymbeln in heller Freude zog seine Schar mit ihm nach Bethanien, nicht als die Triumphierenden, die auf die Überwindung des Todes warten. Wie sagt doch Thomas?

„Laßt uns mit ihm gehen, damit wir mit ihm sterben." Ein treues Herz, ein Jüngerherz spricht so, aber er meinte, es sei alles aus.

Weil der Herr den Schmerz nicht verscheucht, darum kam er auch nicht gleich, als ihn die Schwestern baten. Das war nicht Härte, vielmehr umgekehrt, es wäre Härte gewesen, wenn er ihnen die Hoffnung gegeben hätte, er nehme jeden Schmerz von ihnen weg. Er wird ihnen den vollen Trost verschaffen, aber nicht so, daß ihre Tränen nicht wieder fließen. Sie haben bald in Bethanien noch bitterer geweint, als damals, als sie Lazarus hinaustrugen. Ihre Tränen flossen wieder, als Jesus von Bethanien wegging und nicht mehr kam, sondern nach Golgatha ging. Maria hat nicht nur ihren Bruder zum Grab gerüstet, sondern bald auch den Leib Jesu, als sie ihm die Salbe gab.

Deshalb, weil der Herr solchen Trost hat, der uns im Leiden für das Leiden stärkt, ist sein Trost wirksam und wahr. Die Trösterei, die uns den Schmerz ausredet und ihn verscheuchen will, wird immer unwahr. So arbeiten wir mit Täuschungen, oder um auch einmal das moderne Wort zu brauchen, mit Suggestionen. Ein Rausch ist kein Trost. Täuschung schwächt. Alle die Versuche, das Leiden weg zu reden, scheitern daran, daß es kommt und da ist mit der ganzen Macht der Wirklichkeit. Darum ist solches Trösten gefährlich, weil es uns leicht tiefer in die Not hineinführt, als wir vorher waren. Schon mancher hat sich durch seine Tröster verlocken lassen, sich gegen Gott zu sträuben und gegen sein Leid sich zu erbittern. Dann wird es aber nicht leichter, sondern erst recht tief.

Zum Versuch, uns über das Leiden in ein Traumland hinaufzuschwingen, gehören auch die Berechnungen unseres Glücks, die uns unsere Tröster gern vorlegen. Das häufigste Wort, das die Tröster der Maria ihr gesagt haben, war das: Lazarus ist es wohl; es ist ihm gut gegangen; er ist jetzt im Frieden; er ruht sanft. Gewiß, l. Fr., die Hoffnung

gehört zum Trost. Wir können nicht bei dem kleinen Stück des Lebens stehen bleiben, das wir sehen. Wir müssen vorwärts schauen. Aber wir haben es an unserm Text vor Augen: dieser Trost reicht nicht aus. Martha sagt so wahr und redlich: „Ich weiß wohl, daß mein Bruder auferstehen wird am jüngsten Tag.“ Es ist nichts Geringes, daß sie das weiß; aber getröstet ist sie noch nicht. Und Jesus braucht nicht dieses Mittel; er hat nicht gesagt: „Lazarus schläft, nun geht es ihm gut; Lazarus schläft, nun lassen wir ihn schlafen!“ „Er schläft“, sagt er zu seinen Jüngern, „und ich gehe hin und wecke ihn auf.“ Wenn wir in dieser Weise anfangen, unser Glück zu berechnen, und abzuschätzen was wir verloren haben und was uns bleibt, dann kommen wir nicht zur Ruhe. Da steht Gewinn neben Verlust; der Gewinn ist freilich hübsch, aber der Verlust bleibt herb, und zwischen Schmerz und Freude, zwischen Angst und Hoffnung schwankt das Herz. Wenn wir unser Auge auf uns selbst und unser Glück heften, dann stehen wir auch immer in der Versuchung, den Streit mit Gott zu beginnen. Dann fragen wir: Warum? warum hast du jetzt das getan? warum mußte es so gehen? Dann reden wir vom dunkeln Schicksal und von harten Schlägen und von schweren Wegen und dergleichen dummes Zeug. Etwas von dem klingt sogar im Wort der Frauen von Bethanien an. Es hat eine ergreifende Wahrheit, daß die beiden Schwestern mit demselben Wort zu Jesus kommen: „Wenn du da gewesen wärest, dann wäre der Bruder nicht gestorben.“ Freilich hat der Evangelist beiden Frauen das Zeugnis gegeben, daß sie in Aufrichtigkeit und Redlichkeit fromm waren. Wir hören von ihnen nicht einen Ausbruch der leidenschaftlichen Klage, die mit Gott hadert; denn sie stehen unter der Zucht des göttlichen Worts in der Beugung vor dem göttlichen Namen. Das seht ihr an der zarten Bitte: „Herr, den du lieb hast, der ist krank“, eine feine Bitte, die wirklich fromm geblieben ist. Ihr seht das auch an der Klage: „Herr, wenn du da gewesen wärest!“

Es kommt kein Vorwurf über ihre Lippen. Aber dieses „wenn“ hat doch eine Tiefe des Schmerzes in sich, und sie müssen sich gegen die Gedanken wehren, die hier entspringen. All das schneidet Jesus ab. Er läßt es uns nicht zu, daß wir Gott zur Rechenschaft ziehen, und macht aus Gott nicht den Angeklagten, den wir verhören. Sein Trost ist von anderer Art.

2.

Wie hat er getröstet. Er hat ihnen die Herrlichkeit Gottes gezeigt, seines Gottes und unsres Gottes, seines Vaters und unsres Vaters, die Herrlichkeit Gottes, die darin besteht, daß er mit seiner ganzen Gnade und Macht sich zu uns hält. Das zeigt uns Jesus zunächst an sich selber. Er macht offenbar, daß er in einer ganzen Gemeinschaft mit Gott steht. Die Botschaft trifft ein, Lazarus ist krank. Bedeutet das das Ende der göttlichen Hilfe? Hört hier die Liebe des Vaters auf, die ihn ermächtigt, seine Güte den Seinigen zu zeigen? O nein. Ob er krank ist oder gesund, die Herrlichkeit Gottes schwankt nicht. Lazarus stirbt, Jesus weiß es. Ist jetzt seine Gemeinschaft mit dem Vater unterbrochen? Hört jetzt seine Vollmacht auf, ihn zu preisen? Er schläft, sagt er. Der Schlaf unterbricht freilich unsere Gemeinschaft; aber den, der schläft, kann man wecken, und dann tritt er wieder zu uns zu neuer Gemeinschaft. Lazarus wird begraben, liegt im Grab, einen Tag, zwei Tage, es wird der vierte Tag. Hört jetzt Gottes Macht und Gnade auf? „Vater, ich danke dir, daß du mich allezeit höreſt.“ Die Herrlichkeit Gottes hat kein Loch, und seine Gnade und Macht keine Schranken. Er weiß, daß, wenn er handelt, dann auch die andern handeln; an seinem Werk entsteht das Werk des Kajaphas und des Judas. Er kann die Herrlichkeit Gottes nicht offenbaren, ohne daß die Sünde der Menschen sich regt, und das Leben nicht zeigen, ohne daß er selber in den Tod geht. Hört dadurch seine Gemeinschaft mit dem Vater auf? Wird sie durch den Kreuzesweg beschattet und

unterbrochen? „Ich weiß, daß du mich allezeit hörst, auch jetzt, wo ich den Schritt zum Kreuz tue.“ Seht, das ist Offenbarung Gottes und seiner Herrlichkeit.

Ebenso hält er sich zu uns mit einer völligen Gemeinschaft. Lazarus ist tot, aber er ist nicht vergangen, nicht ausgelöscht; er hört die Stimme Jesu. Er ist auch jetzt für ihn nicht unerreichbar geworden; warum nicht? Er liegt in den Händen Gottes, und wohin die Hand Gottes reicht, dahin reicht auch Jesu Ruf. Er hält sich zu den Schwestern in ganzer Gemeinschaft, macht ihre Tränen zu den seinen, ihre Freude zur seinen, und zieht sie zu sich heran, damit sie glauben lernen. Und Glaube ist ganze Gemeinschaft, ganze Verbundenheit mit ihm, ohne Riß und Bruch. Freunde, da ist das Ewige für uns erschienen, nicht bloß ewiges Dasein, nicht bloß ewiges Glück, sondern ewiges Leben, und damit die Bedingung zum ewigen Dasein und die Bedingung zum ewigen Glück. Das ist deshalb für uns offenbar geworden, weil hier Gottes Herrlichkeit offenbar ward für uns. Weil Gott für uns da ist, haben wir ein ewiges Dasein, das ein ewiges Leben ist, und weil Gott uns begnadet, darum haben wir ein ewiges Glück, das mehr ist als eine ewige Selbstsucht, mehr als eine ewige Sünde und ewige Gottlosigkeit, sondern das ein ewiges Leben ist. So haben wir Trost, nicht solchen, der uns für unsern Schmerz stumpf und für die Wirklichkeit blind macht, sondern solchen, der uns so an unsern Platz in der Welt stellt, daß wir ihren Druck ertragen. Denn nun ist uns eine Quelle der Kraft geöffnet und ein Grund der Freude gegeben, der über uns liegt. Wir finden unsern Trost darin, daß wir unser Auge aufwärts wenden, dorthin, wohin uns Jesus sehen heißt. Nun sind auch die heißen „Wenn“ verschwunden; „wenn du da gewesen wärest, so wäre das Unglück nicht geschehen; wenn dies oder jenes geschehen oder nicht geschehen wäre, so wäre alles anders.“ Das können heiße „Wenn“ sein, die stark brennen. Aber über all diesen „Wenn“, „Wenn“ steht

der ewige Gott und über der Unsicherheit und schwankenden Art unsrer Unternehmungen und Maßnahmen steht seine Herrlichkeit. „Ich bin das Leben"; das ist ein Bleibendes, ein Gegenwärtiges und umfaßt alle unsere „Wenn" und umspannt alle die schwankenden Schritte, durch die wir unser Leben ordnen. So dürfen wir es wirklich sagen: „Alles ist mein, ob es das Leben sei oder der Tod, ob es das Gegenwärtige sei oder das Zukünftige." Ob es das Leben sei, Gott gibt es uns; so ist es seine gute Gabe. Ob es der Tod sei, Gott führt uns in den Tod, so stehen wir auch dort im Schutz und Glanz seiner Herrlichkeit. Ob es die gegenwärtige Welt sei, Gott baut sie vor uns auf als ein Zeugnis seiner Größe. Ob es die künftige Welt sei, in die er uns führen wird zu neuer Offenbarung seiner Herrlichkeit, so wird sie uns ein neues Zeugnis seiner Gnade sein. Das ist Trost. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen.

Sechster Jahrgang
(1907—1908).

Von
D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1908
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

Inhalt des sechsten Jahrgangs.

(1907—1908).

Nr. 1 Dritter Adventssonntag (15. Dezember 1907) Römer 3, 10—21.
„ 2 Sylvester (1907) Joh. 14, 27.
„ 3 Sonntag nach Epiphanias (2. Februar 1908) Hebr. 3, 1—6.
„ 4 Sonntag Estomihi (1. März) Hebr. 2, 10—18.
„ 5 Sonntag Quasimodogeniti (26. April) Offenbarung 1, 17. 18.
„ 6 Sonntag Jubilate (10. Mai) Offenbarung 2, 8—11.
„ 7 Sonntag Exaudi (31. Mai) Hebr. 6, 17—20.
„ 8 Zweiter Sonntag nach Trinitatis (28. Juni) 2 Timoth. 1, 3—6.
„ 9 Sechster Sonntag nach Trinitatis (26. Juli) Apostelgeschichte 8, 26—39.
„ 10 Achtzehnter Sonntag nach Trinitatis (18. Oktober) Jakobus 2, 1—10.
„ 11 Dreiundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (22. November) Apostelgeschichte 20, 17—38.

3. Adventssonntag.

(15. Dezember 1907.)

Römer 3, 10—21.

Wir rüsten uns wieder auf die Weihnachtszeit, und dazu bringt uns unser Text eine wirksame, tiefgreifende Hilfe:

Wir müssen still werden vor Gott; sonst können wir nicht Weihnacht feiern.

Wir müssen aufsehen auf die Gerechtigkeit Gottes; das gibt uns die Weihnachtsfreude.

1.

Wir müssen still werden vor Gott und unser Mund muß zugeschlossen werden, wenn er von uns selber reden will und unsere eigene Größe verkünden und unsere Gerechtigkeit preisen, unser Recht verteidigen will. Es ist nicht bloß den Juden schwer geworden, zu schweigen und ihr Recht nicht vor Gott zu verteidigen. Mit uns allen muß Gott große Geduld haben und manchmal lange warten, bis wir schweigen. Das Menschenherz wird beredt, wenn es seine Ansprüche vor Gott darlegt Wie viel haben wir zu verlangen, als unser Recht an das Leben, unser Recht an das Glück, unser Recht an die Ehre, unser Recht vor Gott. Und erst, wenn wir uns entschuldigen! Dann wird es uns schwer, fertig zu werden und den Mund zu schließen. Wie ein tobender Wildbach strömt dann das Wort aus dem Herzen der Menschen. Wir wissen uns ja nur dadurch zu entschuldigen, daß wir andre beschuldigen, und wen klagen wir nicht an? unsere Eltern, unsere Lehrer, unsere

Freunde, die Natur: warum hat sie uns eine solche Anlage mitgegeben? warum müssen wir ein solches Erbe in uns tragen, das uns gegeben ward, schon ehe wir geboren sind? die Welt: warum legt sie uns Schlingen und stellt uns Fallen, warum drückt sie mit einer Gewalt auf uns, der wir uns nicht widersetzen können? ja wir klagen Gott an: warum läßt er solches zu? warum führte er uns nicht an allen jenen Klippen vorbei. „Ich klage an", schreit das Menschenherz, und dieser Schrei kommt nicht leicht zur Ruh. Aber wenn wir Weihnacht feiern wollen, dann müssen wir unsern Mund schließen und still werden vor Gott. In diesen Lärm hinein tönt das Engelwort nicht: Ehre sei Gott in der Höh! Wir feiern zwar die Geburt eines Menschen, aber wir feiern nicht die Menschheit, und errichten nicht einen Altar für uns selbst. Deshalb müssen wir, damit wir Weihnacht feiern, vor Gott schweigen lernen.

Gott hat ein Mittel, durch das er unsern Mund verschließt, und das ist das Gesetz Gottes. Wenn dieses vor uns hintritt, dann schweigen wir. Daran zergeht jene ganze Beredtsamkeit, mit der wir demonstrieren, daß es keine Sünde gibt, daß jedenfalls wir keine haben, daß wir zu entschuldigen sind, daß uns niemand nachsagen kann, daß wir Unrecht hätten. Alle diese Beredtsamkeit zergeht, wenn das Gesetz Gottes erscheint; denn durch dieses kommt die Erkenntnis der Sünde. Es tut den Willen Gottes kund und macht dadurch sichtbar, daß unser Wille nicht derselbe ist wie der seine, daß zwischen seinem Willen und meinem Willen Streit besteht, daß er Recht hat und eben deshalb ich Unrecht habe. Gottes Gesetz läßt sich nicht überschreien, läßt sich nicht entwurzeln durch unsere Sophistik, läßt sich nicht zerbrechen durch unsern Trotz.

Es schließt allen den Mund, allen, die je wirklich Weihnachten feierten, nicht etwa bloß, um mit der Welt zu sprechen, dem Pöbel, nein, allen seinen auserwählten Kindern, deren Weg er vom Mutterschoß an in Gnaden geleitet hat, hat Gott

den Mund zugemacht und sie zum Schweigen gebracht. Nicht nur denen, deren Mund dem offenen Grab gleicht, weil alles, was sie sagen, vom Haß getränkt ist und nur Verderben stiftet, sondern allen, die das menschliche Fleisch und Blut tragen, hilft Gottes Gesetz zur Erkenntnis der Sünde, nicht an den andern, sondern an ihnen selbst. Wenn dir Paulus rät: „Treibe doch kein Geschwätz; gib dich vor Gott schuldig", so mutet er dir nicht etwas zu, was eine Ausnahme aus dir macht, so daß du sagen dürftest: Gott behandle dich besonders hart. Diesen Weg gehen wir alle und müssen wir alle gehen; das ist das Menschenlos. Freilich greift es tief, wenn Gottes Gesetz uns begegnet und uns unsern Willen zerbricht. Es ist keine Übertreibung, wenn die Schrift das ein Sterben nennt, ein Gekreuzigtwerden. Alles geben wir lieber preis als unsern eigenen Willen; alles brechen wir leichter entzwei als unsere Gerechtigkeit. Aber wir müssen diesen Weg gehen, wenn wir Weihnacht feiern wollen.

Es ist nicht das Letzte, was uns Gott sagt. Auf das Gesetz kommt der Christus. Es ist leicht begreiflich, daß wir uns in den Zank mit dem göttlichen Gesetz einlassen, wenn wir uns Christus verhüllen. Dann werden wir es nie anders mit dem Gesetz machen als die Juden, die abwechselnd mit dem Gesetz zankten und sich mit ihm zierten, brüsteten und prunkten. Wenn uns Christus verborgen ist, dann sagen wir freilich: „Sünde ist ein hartes Wort; das will ich nicht hören; das kann ich nicht ertragen; ich kann mir meine Ehre nicht nehmen lassen; ich kann auf mein Recht nicht verzichten, ich werde mich verteidigen." Nun aber ist die Gerechtigkeit Gottes offenbar geworden. Damit ist uns Jesu Werk beschrieben, und ausgesprochen, was uns die Weihnacht beschert hat, was uns durch Jesu Geburt zu Teil geworden ist, was wir empfangen haben durch seine Sendung und Gegenwart. Das Gesetz verschwindet nicht. Wie könnten wir je auf diesen Gedanken kommen, wenn wir auf Jesus achten? Er steht mit seinem

ganzen Willen im Gehorsam Gottes und macht das Gesetz zur Regel, der er mit ganzem Herzen dient. Die Erkenntnis der Sünde verschwindet nicht; ist sie in uns aufgegangen, so geht sie nicht wieder unter. Das Urteil, das Gottes Gesetz über uns spricht, bleibt in uns, und wir tragen es für immer in uns mit unzerstörbarer Gewißheit und Deutlichkeit. Jetzt kommt aber ein neues Wort Gottes zu uns; eine neue Wirklichkeit wird vor uns enthüllt, nicht nur das, was das Gesetz uns sagt, sondern das, was uns der Christus sagt. Das Gesetz spricht mit uns von uns selber; Jesus spricht mit uns von Gott. Das Gesetz spricht mit uns von dem, was wir sollen; Jesus spricht mit uns von dem, was Gott uns gibt. Das Gesetz zeigt uns unser Unrecht; Christus zeigt uns Gottes Gerechtigkeit. Das ist ein neues göttliches Wort, Jesu aufgetragen, damit er es uns sage, von ihm uns gebracht als Gottes Gabe, die wir eben deshalb bedürfen, weil wir vor ihm stumm geworden sind. Nun ist der Ausgang ein anderer als vorher. Wenn das Gesetz prüft, was wir tun, so verschwindet die Gerechtigkeit; es scheint, sie habe keine Heimat auf Erden. Wo ist sie? Bei mir ist sie nicht und bei euch ist sie nicht. Wo ist sie denn? Nun kommt Jesus und nun wird die Gerechtigkeit offenbar, nicht die des Menschen, nicht die des Juden, nicht die der Christenheit, erst recht nicht, nicht die meine, sondern die Gottes. Wenn das Gesetz mit mir handelt, dann muß ich schweigen; wenn Christus mir die Gerechtigkeit Gottes bringt, dann darf ich danken. Wenn das Gesetz mit mir handelt, so entsteht die Erkenntnis der Sünde; wenn ich auf Christus schaue, dann entsteht die Gewißheit der Grrechtigkeit. Die Sünde ist mein, und die Gerechtigkeit ist Gottes. Darum: Wollen wir Weihnacht feiern, so müssen wir aufsehen zu Gottes Gerechtigkeit.

2.

Wir feiern die Geburt eines Menschen, aber das ist derjenige Mensch, den Gott gemacht hat. Dieser Geburtstag ist

ein Tag, den Gott herbeigeführt hat, nicht die Natur, nicht der Wille des Fleisches, sondern Gottes Geist. Darum wird durch ihn Gottes Gerechtigkeit kund; hier geschieht nicht, was der Mensch will, sondern was Gott will. Da kommt nicht unser Recht ans Licht, sondern das wird sichtbar, was Gott sich vorgesetzt hat und womit er seine Offenbarung wirkt. Aber es ist eine herrliche, heilsame Gerechtigkeit. Ein Mensch wird geboren, aber der, der in der Gemeinschaft mit dem Vater steht. Und er bekommt die Gemeinschaft mit Gott nicht bloß für sich, sondern für uns; er ist der Herr und Schöpfer der Gemeinde, der, der in die Welt gesendet ist, damit er uns berufe zu Gott.

Er ward in die Krippe gelegt und ganz arm gemacht; Gott gab ihm nichts mit, was Menschen groß und herrlich heißen. Er macht so seine Gerechtigkeit offenbar; denn es ist gerecht, daß Jesus nichts habe als Gott allein, nichts liebe als Gott allein, daß er uns mit nichts andrem locke als mit dem Namen des Vaters, uns nichts andres zu bieten habe als den Zugang zu Gott; es ist gerecht, daß er sein eigenes Herz nicht teilte zwischen der Welt und Gott und unser Herz sich auch nicht spalten läßt zwischen dem Geld und Gott. Darum legt er ihn in die Krippe und macht ihn ganz arm. Aber es ist eine herrliche und heilsame Gerechtigkeit. Er hat nichts als Gott, aber ihn hat er ganz. Darum öffnet sich über der Krippe der Himmel und die Engel droben freuen sich an diesem armen Kind.

Er ruft ihm die Anbeter herzu, nicht nach der Regel des Gesetzes, nicht nach ihrem Verdienst, nicht zur Bestätigung ihrer Eitelkeit, sondern nach seiner freien Gnade. Er offenbart seine Gerechtigkeit, denn es ist gerecht, daß der Stolz des Menschen zerbrochen wird durch Gottes Tat. Aber es ist eine heilsame, gnadenreiche Gerechtigkeit. So macht er uns den Zugang zu ihm frei, und mit den Hirten und Weisen dürfen auch wir zu ihm kommen.

Wollen wir sagen: „Was geht mich das an, daß Gott seine Gerechtigkeit kund macht? Was habe ich davon?“ Das ist eine närrische Rede. Ist denn Gott ein Abwesender, ein Fremder, der dich nichts angeht? Du liegst in seinen Händen wie Thon in der Hand des Töpfers. Was Gott will, das entscheidet über dich und dein Geschick. Was Gott dir sagt, das geschieht, und macht dich in Zeit und Ewigkeit zu dem, was du bist. Wenn wir an der Natur eine neue Kraft oder ein neues Gesetz wahrnehmen, dann sagen wir auch nicht: „das geht mich nichts an“; denn wir wissen, daß wir in die Natur eingebettet und von ihr umfaßt und berührt und getragen sind in jedem Augenblick. Darum ist das, was uns an der Natur wahrnehmbar wird, für uns alle erkannt und für uns alle vorhanden. Das gilt noch viel mehr von Gott. Wenn seine Gerechtigkeit uns kund wird, das gibt die Weihnachtsbotschaft für uns. Darum ist es buchstäblich wahr, daß uns die Freude verkündigt wird, nicht nur den Hirten, nicht nur anderswo auf Erden; dir und mir wird die große Freude verkündigt, daß Gott Recht hat und alles recht macht, daß Gottes Gerechtigkeit hell herausstrahlt, dir und mir zur Gerechtigkeit. Wenn Gott alles recht macht, dann kommen wir zurecht; wenn Gott seine Gerechtigkeit kundtut, dann haben wir die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; wenn er seinen gnädigen und guten Willen an uns tut, dann kommen wir zu ihm, und in der Gemeinschaft mit ihm rührt uns kein Böses an.

Wollen wir sagen: „Gerechtigkeit, das bleibt ein Wort, das mir nicht gefällt, das hat nun einmal für mich einen fremdartigen Klang; in dieser Art und Form lasse ich mir das Weihnachtswort nicht gern bringen?“ Freunde, wir werden Gott seine Gerechtigkeit nicht nehmen. Wenn dir die Gerechtigkeit nicht gefällt, dann gefällt dir Gott nicht. Das ist sehr betrüblich, aber nicht für Gott, sondern für dich. Du kannst Gott nicht von seinem guten Willen trennen, kannst

ihm auch nicht verwehren, daß er einen Unterschied zwischen der Bosheit und der Güte macht, daß er die Nacht Nacht heißt und das Licht Licht, daß er deine Bosheit schlecht heißt und seine Güte gut. So wird Gott mit uns verfahren und eben so wird er uns zum Heil und zum Leben, eben dadurch, daß er seine Gerechtigkeit kund tut, durch die er unser Unrecht abtut und uns hineinstellt in seinen gerechten Weg.

Wollen wir Weihnacht feiern, so müssen wir es mit dem Psalmisten halten, der sagt: Ich preise die Gerechtigkeit des Herrn allein. (Ps. 71,16) Es mag uns hart scheinen, daß wir auf unsern eigenen Ruhm verzichten sollen; aber die Weihnachtszeit kommt ja wieder dazu, damit wir sehen und erkennen: daß es süß ist, die Gerechtigkeit des Herrn zu preisen, nicht die der Menschen. „Ich preise die Gerechtigkeit des Herrn allein", das bleibe unser Festwort, das uns hinausbegleitet bis zum ewigen Fest. Amen.

Sylvester 1907.

Joh. 14, 27.

Ein in allen Ländern oft gebrauchtes, altes Gebet der Christenheit beginnt mit den Worten: „Laßt uns im Frieden den Herrn anrufen". So wollen wir es jetzt halten, wo wir zum letzten Mal in diesem Jahr vereinigt sind, und wollen so vom alten Jahr scheiden, daß wir im Frieden den Herrn anrufen.

Die mächtigen Gegensätze, an denen das menschliche Leben Anteil hat, prägen sich in dieser Stunde unserm Auge ein. Indem das Jahr vergeht, sagen wir uns alle, daß wir das Merkmal der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit tragen. Aber es vergeht nicht alles; über dem Zeitlichen steht das Ewige und über dem Vergänglichen das, was bleibt. Und die Zeit kommt zu uns nicht leer, sondern mit Erlebnissen gefüllt, und wenn wir auf das zurücksehen, was das alte Jahr uns zutrug, so scheidet sich das in einen mächtigen Gegensatz: Glück und Unglück schuf es uns. Und noch ein tieferer Gegensatz liegt in unsrer Erfahrung, der nicht an dem entsteht, was uns zustößt, sondern an dem, was wir selbst wollten und taten. Wir handelten richtig oder falsch, taten recht oder unrecht.

Zeit und Ewigkeit, Glück und Unglück, Sünde und Gerechtigkeit: wir sind alle an den beiden Hälften dieser mächtigen Gegensätze beteiligt und sie haben die Kraft, das menschliche Herz in seinen Tiefen zu erschüttern und in Schwankung zu versetzen, und einen heißen Streit in uns zu entfachen, nicht bloß zwischen den verschiedenen Gruppen und Genossenschaften unter uns, sondern in unsrer eignen Brust. Wir

sind aber nicht hilflos und ratlos dem Schwanken und Zagen unsrer Seele überlassen. Der, der im Namen Gottes zu uns zu reden die Vollmacht hat, sagt uns: „Den Frieden lasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch.“ Darum scheiden wir vom alten Jahr im Frieden.

Zeit und Ewigkeit, Glück und Unglück, Sünde und Gerechtigkeit: über diesen Gegensätzen steht der Friede Jesu.

1.

Uns Alten bringt ein Jahresschluß jedesmal ein leises Bangen. Eine unbehagliche Empfindung ist dabei, die die Jugend freilich noch nicht kennt oder leicht von sich abwehrt; uns aber, die wir das Sümmchen unsrer Jahre rasch beisammen haben, geht es nah, wenn wieder eines derselben uns verläßt. Natürlich ergeben wir uns in das uns gesetzte Maß der Zeit, und sind nicht wie törichte Kinder, so daß wir gegen das Fundament unsers Daseins stritten und das Gesetz wegschaffen wollten, das nicht wir machten, sondern das uns macht. Aber laßt uns nicht bloß mit Ergebung das alte Jahr beschließen, nicht nur so, daß uns der Wunsch erfaßt: halte das vergehende Jahr auf! den wir dann hernach unterdrücken, weil wir wissen, daß er unerfüllbar ist. In der Ergebung sitzt immer noch heimlich der Streit. Wenn wir bloß die Ergebung erreichen, dann beugen wir uns vor der Übermacht, weil wir uns von ihr nicht befreien können. Man ergibt sich dem, gegen den man sich sträuben möchte, aber sich nicht sträuben kann. Es ist uns Besseres beschieden. Was uns Jesus sagt, stammt auch aus einer Abschiedsstunde, die noch feierlicher war, als die, die uns heut vereinigt hat. Er nahm damals nicht nur von einem einzigen Jahre Abschied, sondern von allen seinen Jahren und beschließt sein Leben, nicht mit Bangen und Unruhe, nicht mit Ergebung und ihrem heimlichen Streit, sondern im Frieden, und er hat

ihn auch für uns erworben und uns hinterlassen als das große gemeinsame Gut der Menschheit, damit auch wir im Frieden unsre Jahre beschließen, in seinem Frieden.

Wie macht er das? Er zeigt uns, was bleibt. Wir könnten uns nicht im Frieden von dem lösen, was vergeht, wenn wir nicht wüßten, was bleibt. Wenn uns das völlig verhüllt wäre, was ewig ist, dann würde uns unsre Zeitlichkeit zur Last. Wenn wir aber unser Auge zu Jesus wenden, dann wissen wir, was bleibt: er bleibt, Gott bleibt. Die Zeit geht; aber der Geber der Zeit bleibt. Die Jahre schwinden; aber der, der uns die Jahre verleiht, vergeht nicht. Nun, Freunde, sind wir zufrieden. Was immer an uns vergehen mag, wenn unser Leib bricht und die ganze Welt, die uns jetzt umfängt, für uns versinkt: Gott bleibt. Was uns mit ihm vereint, das ist das Ewige in unsrer Zeitlichkeit. Ihn zu kennen, das ist das ewige Leben.

2.

Nicht einen leeren Zeitraum beschließen wir heute. Für uns alle war das Jahr voll. Und wenn wir auf das zurücksehen, was es uns brachte, dann wird manchem von uns die Seele in starke Bewegung versetzt. Nicht derselbe Ton klingt in uns allen an. Wir haben die Jubelnden unter uns, die es laut in die Welt hinausrufen möchten: Glück brachte mir das Jahr, und wir haben die Weinenden unter uns, deren Seele bei der Erinnerung zuckt: es war ein schweres Jahr. Sollen wir uns zum Jahresschluß in zwei Versammlungen teilen, in eine solche für die Glücklichen, und in eine solche für die Unglücklichen, in solche, die das Jahr mit Jauchzen schließen, und in solche, die es klagend tun? Da wüßten wohl die meisten von uns nicht, zu welcher Schar sie sich rechnen müßten. Denn sie haben an beidem teil gehabt, haben im Wechsel der Tage den Schmerz und die Lust empfangen, haben geklagt und gedankt. Aber gerade darum

kommt in die Seele die Unruhe hinein. Bang sieht sie auf das Glück zurück, ob es wohl bleibt, bang auf das Leid, ob es sich wohl fortsetzt. Wie steht es? Streckt sich unsre Seele unruhig nach entschwundenem Glück? Strebt sie unwillig fort von dem uns aufgelegten Leid? Nicht so treten wir aus dem alten Jahr, sondern wir wollen im Frieden von ihm scheiden, so daß wir den Herrn im Frieden anrufen.

Wie erreichen wir das? Wenn wir nicht mehr hätten als unser Glück und unser Unglück, nicht mehr als die Lust und das Leid, die in unsern Herzen wohnen, dann gliche das Leben für uns alle einer stürmischen Fahrt, bei der wechselnde Winde an unser Schifflein stoßen. Dann bliebe die Meereswoge unser Bild, die vom Wind getrieben und gewebet wird. Aber es ist uns Größeres gegeben als unser Glück, Mächtigeres als unser Leid, wenn wir auf Jesus sehen. Unser Glück und unser Leid gehört in die Zeit; wir aber kennen den Ewigen, den, welcher bleibt, und er bleibt bei uns. Das verschafft uns eine Gemeinschaft, die nicht zerreißt, eine Liebe, die nicht endet, eine Gewißheit, die nicht wechselt, eine Pflicht, die nie ausgeht, einen Beruf, mit dem wir nicht fertig werden, einen Dienst, der nie erschöpft wird, sondern uns immer neue Arbeit gibt, darum auch eine Freude, an der man sich allezeit freuen kann, und darum ein volles neues Jahr für jeden unter uns, einerlei, was ihm das alte gebracht habe an Glück und Unglück, an Leid und Lust. Wir brauchen eine Befreiung und Lösung sowohl gegenüber unserm Glück, als gegenüber unserm Unglück, einen Standort oberhalb der Strömungen unsers Herzens, den die Wellen unsers Empfindens nicht erreichen und nicht bedecken. Wir haben ihn durch den Ewigen, der uns zu sich berufen und zu seinem Eigentum gemacht hat. Daß wir sein sind, das ist mehr als unser Glück, mehr als unser Leid, das ist größer als alle unsre eignen Anliegen, das macht uns frei von unsrer Lust, daß sie uns nicht ganz erfüllen kann, und frei von unserm Schmerz,

daß er uns nicht ganz beherrscht. So kehrt der Friede bei uns ein. Glück und Unglück kommen wieder im neuen, wie im alten Jahr, und Lust und Leid ziehn durch die Seele; aber es geht uns nach dem Wort des Apostels: die da weinen, als weinten sie nicht, und die sich freuen, als freuten sie sich nicht, und wir scheiden im Frieden vom alten Jahr.

3.

Unsre Betrachtung bliebe oberflächlich, bliebe Geschwätz, gut genug für einen Dichter, um ein paar Verschen zu machen, aber untauglich für die Kanzel, für den Ort, wo die sich versammeln, die Gottes Antlitz suchen, wenn wir uns den dritten Punkt verhüllt ließen. Sprechen wir von Glück und Unglück, so denken wir an die Weise, wie der Lauf der Ereignisse uns angerührt hat. Unser Jahr hat sich aber nicht einzig mit dem gefüllt, was wir mit Lust und Leid erlitten, sondern wir griffen zu, und handelten. Hier stellt sich aber nochmals ein Gegensatz vor uns, der tiefste, der unser Leben trifft: Schuld und Recht. Wie treten wir aus dem alten Jahr heraus, als die Verschuldeten oder als die, die richtig handelten, auf krummem oder auf geradem Weg, an der Stelle, wohin uns unser Eigenwille führte, oder da, wohin uns Gottes Wille wies? Wenn wir aus dem alten Jahr die Schuld mitnehmen, so gibt das in unserm Unglück das bitterste Weh, das eigentliche Unglück im Unglück; beschließen wir es auf Gottes gutem Weg, so ist das in unsrer Freude die tiefste Freude, die eigentliche, süße Seligkeit in ihr.

Sollen wir uns heute am Jahresschluß in zwei Gruppen teilen, hier die, die gebeugt vom alten Jahr scheiden, reuevoll, mit der Bitte des Unser Vaters: Vergib uns unsre Schulden, dort die, die es froh beschließen, dankbar für das vollbrachte Werk, mit dem Psalm in der Seele: Lobe den Herrn meine Seele und alles, was in mir ist seinen heiligen Namen? Da wüßten wir vollends nicht, zu welcher Gruppe

wir uns halten sollten. Denn der Streit zwischen der Sünde und der Gerechtigkeit geht nicht nur durch die Weltgeschichte und macht nicht nur die Wege der verschiedenen Menschen verschieden, sondern wir tragen ihn in unsrer eignen Brust. Wir alle beschließen heute ein Jahr des Kampfs, in dem Fleisch und Geist gegen einander standen, und unsre eigensüchtige Lust von Gottes gutem Willen sich schied und unser Gehorsam mit unserm selbstherrlichen Willen rang. Wir beschließen aber auch ein Jahr der Gnade, in dem Gottes Licht zu unserm Auge kam und es erleuchtete und Gottes Wort bei unserm Willen war und ihm den guten Weg Gottes wies.

Viel Unruh kann sich an einen solchen Rückblick heften: heiße, bittere Reue; wer sie hat, der danke Gott, der es ihm verwehrt, satt und eitel sein Jahr zu beenden; und wiederum warmer, voller Dank; wer ihn hat, der preise Gott, der ihm die Gnade gab, tapfer seinen Dienst zu tun. Auch an unser Rechttun kann sich Unruhe hängen, die unsern Frieden stört, wenn es unsre Seele stößt, daß sie sich hoffärtig reckt und übermütig strampelt, lärmt und pocht und sich bläht. Nicht so wollen wir das Jahr schließen, nicht nur mit dem Gram der Reue, auch nicht mit der hoffärtigen Stimmung des Helden. Im Frieden laßt uns das Jahr enden, im Frieden den Herrn anrufen.

Ein und derselbe Stundenschlag beschließt für uns alle das Jahr. Diese einfache Tatsache hält es uns heute nachdrücklich vor, daß wir nicht abgesondert von einander das Leben führen, daß dieselbe Ordnung unser aller Lebenslauf bestimmt und uns alle in das große Gesamtleben hineinstellt, durch das wir alle haben, was wir sind. Wie auf einer Wiese der einzelne Halm nicht geschieden von den andern wächst, sondern mit all den ungezählten zusammen, die neben ihm keimen und reifen, so ist jeder von uns ein Glied in der großen Gesamtheit unsers Volks. Da kommt die Frage nochmals mit vertieftem Ernst, die Frage nach der Sünde und

nach dem Recht. Hat uns das abgelaufene Jahr aufwärts oder abwärts gebracht? Nimmt es wieder ein Stück von der Gesundheit unsers Volkes mit sich fort, ein Stück Gewissenhaftigkeit, ein Stück Gottesfurcht, ein Stück Mannhaftigkeit, die Gott und Menschen Glauben hält? Oder war es reich an jenen inhaltsvollen Stunden eines echten Erlebens, wo das göttliche Licht das menschliche Auge findet und sehend macht, wo die göttliche Gnade das menschliche Herz faßt und für sich gewinnt? Tiefe Unruhe kann sich an diese Frage heften, heiße Sorge um unser Volk, aber auch tiefer Dank für das, was ihm gegeben ist. Aber nicht als die, die zwischen Furcht und Hoffnung schwanken, wollen wir aus dem alten Jahre treten, sondern im Frieden.

Wie erreichen wir das? Wir kommen auf demselben Weg zu ihm, wie wir über unser Glück und Unglück Meister werden. Läge in einem Jahreslauf nicht mehr als unser eignes menschliches Wollen und Handeln, sei es richtig, sei es verkehrt, dann kämen wir nicht zum Frieden. Es ist aber noch etwas andres bei uns, als das, was wir selber schaffen, etwas andres als deine Schuld, an der dir deine Reue entsteht, und etwas anderes, als dein richtiges und gutes Werk, das dich erhebt; das ist das, was Gott für uns tut, sein Friede, den er uns darbeut und Christus uns verleiht. Das macht, daß wir über uns selbst hinaufgehoben sind, über unsre Schuld und über unsre Gerechtigkeit. Das zieht unsern Blick fort vom Zustand unsres Herzens, fort von seinem Gram und fort von seinem Stolz, und macht uns sichtbar, nicht was wir selbst aus uns machen, sondern was Gott aus uns macht. Darum gibt dir Christus Frieden, weil er zu dem, was dich in die Reue treibt, sein Vergeben fügt, und dir bei dem, was dich in die Hoffahrt stößt, sein Geben zeigt. Seine Vergebung deckt unsre Schuld; seine Gabe bedeckt unsern Ruhm. Durch sein Vergeben wird die Anklage still, durch seine Gabe unser Lob stumm. Nun sehen wir

nicht nur das, was unserm gebundnen Willen unmöglich ist, sondern sehen auch das, was seiner allmächtigen Gnade möglich ist, die wirklich vergehen macht, was uns verdirbt, so daß es nicht nur scheinbar vergeht und doch immer wieder wirksam bleibt, und die wirklich entstehen läßt, was Gott will, mit einem echten neuen Werden, das nicht nur ein Schein ist, weil sich doch nur das Alte wiederholt. Nun wird uns die Zeit zur Gnade, ihre Vergänglichkeit und ihre Beweglichkeit, ihre Vergänglichkeit, weil nun das vergeht, was uns verdirbt, ihre wechselnde Beweglichkeit, weil nun das entsteht, was ewig bleibt und uns mit Gott vereint.

Wie immer wir auf unser Jahr zurücksehen, ob mit der freudigen Erinnerung an ein wohlgelungenes Werk und einen tapfern Dienst, oder mit der schmerzvollen Beugung, die die Schatten auf unserm Lebenswege sieht: uns allen, die wir zu Jesus kommen, sagt er, was er einst seinem erlauchten Knecht und Boten sagte: „Laß dir an meiner Gnade genügen; es ist genug für dich, daß ich dir gnädig bin“. Darauf steht auch unsre Zuversicht im Blick auf unser Volk. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

4. Sonntag nach Epiphanias.

(2. Februar 1908.

Hebr. 3, 1—6.

Auch an unserem Text haben wir wieder vor Augen, daß die Schrift im Fortgang der Zeit an Reichtum und Wichtigkeit zunimmt. Ihr habt vielleicht den entgegengesetzten Eindruck und sagt: Was soll denn für uns dieser Text bedeuten? Wir verstehen es zwar recht gut, daß die erste Christenheit mit der Frage rang, zu wem sie sich zu halten habe, ob zu Mose oder zu Jesus. Das brachte denen, die aus Israel zu Jesus hinübertraten, manchen schweren Kampf. Aber liegt nicht dieser Text von dem, was uns beschäftigt, weit ab? Gibt es aber, liebe Gemeinde, nicht viele religiöse Führer unter uns, die auf uns Macht und Einfluß haben, so daß wir allen Grund haben, uns zu besinnen, was Jesus jetzt noch für uns bedeute? Wenn wir die Namen der Meister aufzählen würden, die auch nur in unserem kleinen Kreis zur Wirkung kommen, und den Lauf unsrer Gedanken beherrschen und unsrer Frömmigkeit das Gepräge geben, so wäre das eine lange Reihe, die sehr verschiedene Namen enthielte. Freilich, Mose wäre schwerlich unter ihnen, aber vielleicht müßte mancher Luther nennen und sich ernsthaft überlegen, ob er lutherisch oder christlich sei; und noch viele andre Namen kämen zur Sprache, Häckel und Schleiermacher und Michael Hahn und so fort; und mancher würde mit gutem Grund seinen Vater oder seine Mutter nennen, die ihm bleibend vorschweben als die Führer, nach denen er auch sein religiöses Verhalten bestimmt. Weil denn die Frage, wie es sich mit den andern

Meistern und mit Jesus verhalte, unsere Zeit ganz besonders bewegt, so wollen wir auch auf die Antwort hören, die unser Text ihr gibt. Sie hat für uns nicht kleinere, sondern größere Bedeutung als für jedes andere Geschlecht.

Unser Text sagt: Die andern sind im Haus, Christus macht das Haus; die andern sind Knechte, Christus ist Sohn. Das macht, daß wir auf ihn als auf den Hohepriester unsres Bekenntnisses sehen.

1.

Schon die Art, wie unsere Stelle die Frage anfaßt und in die Hand nimmt, hat die größte Wichtigkeit für uns. Sie behandelt sie ganz anders, als wir es täten. Unser Text spricht zu Männern, die sich überlegen: Was bedeutet für uns noch Mose neben Jesus, Mose, der der Führer ihrer Jugend war und das Haupt der Gemeinde, in der sie aufgewachsen sind? Was sagen wir in einem solchen Fall? Wie behandeln wir solche Fragen? Ganz anders als unser Text. Wir würden Mose herabsetzen, würden solchen Männern sagen: „Was besinnt ihr euch denn noch? Was habt ihr denn an eurem Mose? Wie gering ist seine Erkenntnis, wie veraltet sein Gesetz! Aber unser Mann, das ist der große Geist und das helle Licht!“ Unser Text geht anders an die Frage heran. Er fängt mit dem herrlichsten Zeugnis an, das die Schrift Mose erteilt, mit dem großen Wort, das ihn den treuen Knecht Gottes nennt in Gottes ganzem Haus. Darauf stellt er den Entschluß jener Männer, daß sie zu Jesus hintreten und ihm sich ganz ergeben.

Was ist der Unterschied zwischen unsrer Methode und der Methode der Apostel? Unsere Methode erzeugt den Zank und die Methode der Apostel hat zum Mittel Wahrheit und Gerechtigkeit. O wie viele Wunden hat die Kirche bekommen durch unsere Methode! Wir wollen nicht an die Vergangenheit denken, obwohl auch die Vergangenheit unsere Gegenwart

noch schwer belastet; bleiben wir nur bei der Gegenwart. Sowie uns Gottes Güte einen religiös starken Mann schenkt, sowie einer unter uns heraustritt mit einem kräftigen Wort, was geht dann vor? Der sagt: „Das ist mein Heiliger," und der andere sagt: „Nein, jener ist mein Heiliger, und dein Heiliger ist nichts und mein Heiliger, das ist der rechte Mann;" „das ist mein Professor und das ist dein Professor und mein Professor ist klug und dein Professor ist dumm". Und die Kirche ist siech und wund, wie Israel zu Jesu Zeit, als er sich des Volkes erbarmte, weil sie keinen Hirten hatten, und es gab doch so viel Meister in Israel.

Warum macht es unser Text anders? Hier spricht der heilige Geist, und der heilige Geist macht in Gottes Haus keine Löcher und Risse, sondern er hat zu Gottes Haus Sorge. Der heilige Geist verherrlicht nicht den Menschen, macht nicht den Menschen groß, sondern er verherrlicht Gott und bringt uns Gottes Berufung. Darum sammelt der heilige Geist die Gemeinde und bringt ihr den Reichtum der göttlichen Gaben. Er erweckt in ihr viele Kräfte und verschafft ihr viele Dienste. Eben darum gibt es Männer unter uns, die Meister werden und als religiöse Führer wirken, weil Gottes Haus groß ist und viele Kräfte in sich trägt und viele Dienste nötig hat.

Es ist besonders schädlich, wenn wir nach unsrer Methode für Jesus kämpfen und Jesu Größe beweisen wollen. Man stößt nicht selten auf eine Verteidigung Jesu, die so aussieht, als ob zu seinen Ehren alles andre verleumdet und angeschwärzt werden müsse, als ob die Leute Angst bekämen für die Herrschaft Jesu und für seinen Namen, wenn es anderswo auch noch ein tüchtiges Werk und wahres Wort gäbe, als ob sie zu seinen Ehren alles vernichten müßten, was nicht in der Kirche und durch die Kirche geschieht. So macht es der heilige Geist nicht, wenn er Jesus verklärt. Es ist das Werk des Geistes, daß er Jesu Namen groß macht und seine Herrschaft über die Menschheit wirkt; aber er verklärt ihn

nicht nach unsrer Methode, nicht durch Raub, durch Verleumdung und durch Neid. Uns schwebt immer das menschliche Herrschertum vor, das dadurch entsteht, daß alle gefesselt werden, damit der eine mächtig sei, und alle verarmen, damit der eine reich sei, und alle erniedrigt werden, damit der eine groß dastehe. Das ist nicht die Herrschaft Jesu, nicht die Krone, die aus der Dornenkrone entstanden ist, nicht die Herrlichkeit, die durch das Kreuz erworben wird.

Wir machen so nicht bloß Jesu Schande, sondern auch uns selber arm. Er setzt uns ganz mit sich in Gemeinschaft, daß wir auf ihn achten, den Apostel und Hohepriester unseres Bekenntnisses, wie der Text ihn nennt, und auf ihn allein. Er stellt uns aber in sein Haus, in seine Gemeinde, in der er vielen den Auftrag und das Amt, die Kraft und das Wort erteilt. Wir fassen das Haupt, wenn wir ihn erkennen, und ergreifen es so, daß wir an ihn uns halten mit ganzem Glauben. Indem wir aber das Haupt ergreifen, sind wir auch in den lebendigen wunderbaren Leib hineingesetzt, den seine Gnade baut, der mit vielen Gelenken und Bändern uns bewegt und ergreift, so daß wir mit einander mannigfach verbunden sind, weil wir mit ihm verbunden sind.

Wie entsteht denn nun in dieser großen Schar, die mit göttlichem Wort und göttlicher Kraft ihre Arbeit tut, die einzige Hoheit Jesu? Im Haus, sagt unser Text, war Mose; und das gilt von allen, die uns gute Gaben Gottes bringen und ein Recht daran haben, daß wir ihnen danken und auf sie hören, von ihnen lernen und durch sie uns leiten lassen. Im Haus sind sie, in der Gemeinde, als ihre Glieder, die empfangen haben, was Gott seiner Gemeinde gab; mit der Erkenntnis arbeiten sie, die für uns erworben ist, und stehen in der Gnade, die Gott seiner Gemeinde verliehen hat, und tun das Werk, zu dem ihre Gemeinschaft mit Gottes Haus sie fähig macht. Wer macht aber das Haus? Wer schafft die Gemeinde? Sollen wir auch auf diese Frage mit vielen Namen

antworten? Der und der? Vielleicht seid ihr dazu bereit: „Wir machen uns die Religion selbst mit Hilfe von dem oder jenem Buch nach der Anleitung, die uns dieser oder jener gibt". Der heilige Geist spricht anders; er weiß von dieser selbstgemachten Religion nichts. Dieser Kindertraum steht nicht in der Schrift. Das ist freilich die Bedingung, damit wir aufsehen lernen zum Hohepriester unsres Bekenntnisses, daß uns der Traum von jener Religion, die wir uns selbst bereiten, zerronnen ist, daß wir uns nicht mehr als die vorkommen, die auf den Flügeln ihres Geistes empor zu Gott sich heben mit Adlersflug. Wir müssen eingesehen haben, daß das Götzendienst ist, samt und sonders leeres Wort und Phrase, Selbstbetrug. Wer baut das Haus? Wer führt uns in die Gemeinde Gottes? Wer hat für uns die himmlische Berufung, den Ruf, der von Gott kommt und zu Gott wendet? Das ist nicht nur eine Frage für gelehrte Leute, die bloß der historischen Betrachtung zufiele, nicht nur eine Frage für solche, die überflüssige Zeit haben und sich darum auch damit beschäftigen, wie das, was jetzt ist, früher aussah und einst entstand. Die Frage: wer uns in das Haus Gottes stellt, wer uns die Gemeinschaft Gottes gibt, wer uns in die Gnade Gottes hineinträgt, hat für jeden eine gegenwärtige, tiefdringende Bedeutung, der weiß, daß er Gott erst finden muß, und aus dem Streit, in dem er mit Gott steht, über den Zwist hinweg, der seinen Willen von Gottes Willen trennt, aus der Schuld heraus, aus dem Zweifel heraus, aus dem Unglauben heraus zur Gewißheit Gottes kommen muß, zur Gemeinschaft mit ihm, damit er seine Gnade habe und mit ihm verbunden sei. Kann dir das dein Vater geben oder sonst ein Meister? Hier gibt es nur einen Namen, einen einzigen unter dem Himmel, in dem wir alle gerettet werden, weil er der ist, der das Haus baut und die Gemeinde schafft, der, der unsre Schuld begräbt, uns die Gnade Gottes gibt und uns beruft, so daß Gott uns in ihm faßt. „Ich bin

der Weg.“ Sowie wir das erkennen, das fassen, dann steht er über allen andern Meistern; dann teilen wir unsere Liebe nicht mehr zwischen ihm und anderen; dann besinnen wir uns nicht mehr: in welches Verhältnis tritt er jetzt wohl zu anderen Mächten, die uns beeinflussen? Die andern gehören in das Haus, und er macht es. Diese beiden stehen nicht neben einander; der, der das Haus macht, das ist der Herr.

2.

Es hat natürlich seinen inneren Grund, daß das, was er uns bereitet und verschafft, sich gänzlich von allem unterscheidet, was uns andre bieten. Unser Text spricht diesen Grund aus. Mose, sagt er, war Knecht, Knecht Gottes; Jesus war Sohn, Sohn Gottes. Knecht Gottes, das ist der größte Ehrenname, zu dem wir Menschen es bringen. Darin liegt die Herrlichkeit des Menschenlebens, daß es ein Dienst Gottes werden darf, daß uns Gott eine Arbeit zuteilt, die wir tun dürfen nach seinem Willen. Darum hat sie auch Erfolg und schafft sie Frucht; denn was im Dienste Gottes geschieht, das wirkt einen bleibenden Gewinn. Keiner von uns kann nach Höherem streben, keiner sich ein herrlicheres Ziel stecken. Wir sind alle von ganzer Seele dankbar und froh, wenn es uns gelingt, die Knechte Gottes zu sein, unsere Arbeit so zu tun, daß sie Gott dient, sodaß wir nicht als unnütze Glieder in seinem Hause leben, sondern unser kleines oder großes Amt ausrichten, das sein Wille uns erteilt.

Aber hat Gott bloß Knechte? Gibt es in Gottes Haus nur Diener? O wir wissen, damit ginge das Beste uns verloren. Die Schrift hat uns das Bild Moses mit wunderbarer Größe gezeichnet, aber es ist die Größe des Knechts, und es wird uns an ihm recht deutlich, was uns verloren ginge, wenn in Gottes Haus bloß Knechte wären. Er bekommt die Berufung, und nun gibt es einen harten Kampf: „Sende, wen du senden willst, nur mich nicht.“ Das ist

groß, aber es ist die Größe des Knechts, der den Gehorsam dadurch findet, daß er seinen eigenen Willen hinwirft, und den Willen seines Herrn tut, obwohl er ihn nicht versteht und sich gegen ihn sträubt. Er kommt zum Dienst dadurch, daß er sich selber niedertritt; anders wird er nicht gehorsam als dadurch, daß er sich selbst verleugnet. Das ist der Knecht. Der Wille des Herrn steht hoch über ihm; er nimmt ihn auf, aber er bleibt ihm fremd; er unterwirft sich, aber es kostet Kampf.

Laßt uns neben den Anfang Moses sein Ende stellen. Die Schrift beschreibt es uns wunderbar groß. Wir können alle jenes Bild nicht vergessen; es begleitet uns durch unser ganzes Leben hindurch: Moses letzter Gang hinauf zum Nebo, wo er in das Land der Verheißung hinübersah. Er hat sein Werk vollbracht, er hat Gott gedient, er hat das Zeugnis, daß er treu war in Gottes ganzem Haus. Er kann auf sein Volk sehen mit der Gewißheit: ihm ist Gottes Name eingeprägt unvergeßlich, und Gottes Gesetz in die Seele geschrieben unauslöschlich; ja er darf sich sagen: nicht nur in mein Volk ist Gottes Gesetz geschrieben, das bleibt der Menschheit eigen: auch in unser Herz ist Moses Gebot geschrieben. Das ist groß. Aber es ist die Größe des Knechts. Er muß sein Werk unvollendet lassen, er hat sein Volk noch nicht eingeführt in seine Heimat. Ein andrer hat die Arbeit aufzunehmen; ihm dagegen fällt das Werkzeug aus der Hand. Es schadet ja nichts; Gott hat andre Knechte, die treten nun hinein in sein Werk. Das ist der Knecht mit seinem begrenzten Auftrag, mit seinem beschränkten Werk.

Hat Gott nur Knechte? Hat uns Gott nicht den Sohn gegeben, der seinen Willen tut, nicht im Kampf, nicht mit dem Gehorsam, der zuerst den eigenen Willen ausrottet, sondern mit dem ganzen Gehorsam, der mit Gottes Willen eins ist in der vollkommenen Liebe, der auch nicht ein beschränktes Werk tut, das er unvollendet andern übergibt, sondern der

Gottes Werk ganz tut, Gottes Willen ganz vollstreckt? Wenn wir fragen müßten ohne Antwort, dann hätten wir erst die Religion der Sehnsucht, nicht die des Glaubens, trotz all der vielen Knechte Gottes mit ihrer rüstigen Arbeit; dann wären wir noch im Hoffen, das dem Morgenrot entgegenharrt in dunkler Nacht. Laßt uns aufsehen auf den Apostel und Hohepriester unsres Bekenntnisses! Gott hat in seinem Haus nicht nur Knechte; Gott hat uns den Sohn gegeben, den, der seinen Willen mit ganzem Herzen tut, Gottes ganzen Willen mit seiner ewigen Gnade. Und weil wir den Sohn Gottes kennen, darum ist uns selbst auch Kindschaft zu Gott verliehen, und das ist das Große, was uns Jesus gibt und keiner sonst als er, nicht bloß Pflicht, nicht bloß Werk, nicht bloß Dienst, nicht bloß Amt, sondern Kindschaft Gottes, Zugang zu ihm, daß wir ihm in herzlichem Glauben uns ergeben dürfen. Wenn wir das begreifen, dann besinnen wir uns nicht mehr, ob wir Jesus neben andre Meister stellen sollen, ob es auch andre Mächte gebe, die ebensoviel Recht an uns haben wie er, andre Stimmen, die uns ebenso mächtig bewegen könnten wie er. Der Sohn steht über den Knechten. Seht auf den Sohn; dann gehören wir ihm ganz. Es ist nicht ein künstlicher Ruhm, den wir ihm damit bereiten, darum auch nicht ein vergänglicher; der Sohn entsteht durch den Vater und bleibt beim Vater. Sein Haus sind wir, weil er der Sohn ist. Darum baut er Gottes Haus, darum setzt er auch uns ein in die Gemeinschaft Gottes. Gottes Haus bleibt. Er baut nicht so, daß sein Bau zerfällt. Hat er uns zu Gott gebracht, so bleiben wir bei ihm. Darum wollen wir auch dem Schlußwort unsres Textes gehorchen und die Zuversicht und den Ruhm der Hoffnung bis ans Ende fest behalten. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Estomihi.

(1. März 1908).

Hebr. 2, 10—18.

Sonntag Estomihi.

(1. März 1908).

Hebr. 2, 10—18.

Denen kann Jesus helfen, die versucht werden. Ich glaube: das ist unter den Worten unsers Textes für uns das schwerste, für das wir am wenigsten vorbereitet sind. Wenn uns unser Text sagt: Jesus kann den Sterbenden helfen: das fassen wir. Denn wir tragen den Vers in uns: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir; wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür." Ebenso wenn uns unser Text sagt: den Verschuldeten und Gefallenen kann er helfen: auch das fassen wir, hören es gern und dankbar, daß er ein treuer Hoherpriester ist, der unsre Sünden versöhnt, und beten mit der Kirche: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid". Nun ist aber unser Text damit noch nicht zu Ende, sondern gräbt noch tiefer, beschreibt uns Gottes Gnade als noch größer und fährt fort: denen, die versucht werden, kann er helfen, und dazu braucht Jesus seine ganze Herrlichkeit, seine Gottheit und seine Menschheit, sein Kreuz, seine priesterliche Macht, seine Barmherzigkeit, damit er imstande sei, uns in jenen Stunden beizustehen, die uns die Versuchung bringen. Was ist das? Was ist Versuchung? Wir antworten: Versuchungen sind jene Ereignisse, die uns nötigen, uns selbst für Gott zu entscheiden. Wie kann uns in der Versuchung geholfen werden? Dadurch, daß unser Wille auf Gottes Wille gerichtet wird. Weßhalb kann Jesus das? Weil er selbst die Versuchung bestanden hat.

1.

Mancherlei Gedankenreihen kommen zusammen und erschweren uns das Verständnis dieses Spruchs, zuerst natürlich der menschliche Leichtsinn. Wir fassen gern das menschliche Leben bloß als Spiel auf, und denken: jeder soll es treiben, wie er kann und mag. Damit kommt unser Vers in Streit, der uns sagt, daß wir versucht, geprüft, erprobt werden. Dadurch wird uns die Tiefe des menschlichen Lebens sichtbar. Was wird geprüft? Nicht unser Verstand. Wenn uns Gott prüft, so fragt er nicht: wie viel weißt du? Auch nicht unsre Kraft ist das, was geprüft wird. Sie ist Gott bekannt auch ohne Erprobung. Geprüft wird unser Wille. Das ist die ernste Nötigung, die uns je und je bereitet wird, daß wir einen Willen fassen müssen, einen freien und eignen, durch den wir kundgeben, was wir wählen. Daran wird offenbar, daß Gott nicht mit uns spielt, wie ein Kind mit seinen Puppen, als wäre die Welt nichts mehr als Gottes Spielzeug und Puppenstube. Er macht damit Ernst, daß er uns ein eignes Leben gab, damit auch einen eignen Willen, und nötigt uns, daß wir ihn brauchen. Gibt er uns Glauben, so bringt er uns auch in die Lage, daß wir ihn verwenden und bewähren müssen. Zeigt er uns, was Sünde ist, so bleiben die Stunden nicht aus, wo es ans Licht kommt, ob wir uns von ihm weisen lassen, ihm gehorchen, und den bösen Willen brechen, oder ob wir ihn doch nicht lassen. Gibt er uns Menschen, die uns gehören und die wir lieb haben dürfen, so gibt es auch Augenblicke, in denen unsre Liebe auf die Wage kommt, ob sie echt sei, und wir zu bewähren haben, daß die uns wirklich teuer sind, die Gott uns gab.

Noch ein andrer weit verbreiteter Gedanke verdeckt uns unsern Spruch, den uns die heutige Zeitstimmung mit großer Stärke zuträgt, und wir wissen alle, wie empfänglich und widerstandslos wir uns solchen in der Zeit mächtigen Gedanken öffnen. Sie wenden unsern Blick nach außen auf

unsre Lage, auf unsre Geschicke, auf das Maß der uns gegebenen Kraft, wie unsre Umgebung auf uns wirke, ob sie günstig sei oder ungünstig, ob wir im Schatten wachsen oder im Sonnenschein, wie viel Arbeitsmittel uns zur Verfügung stehen. Dann bilden wir für den Verlauf des menschlichen Lebens etwa folgendes Gleichnis: wir sind in einen Nachen gesetzt, den der Strom treibt. Wie ihn die Strömung treibt, so fährt er; ist sie stark, so fährt er rasch; ist sie schwach, so geht die Fahrt langsam voran. Dabei sehen wir begierig in die Zukunft, wohin uns der Strom wohl führe, wo wir landen. Dieses Gleichnis deutet eine große Wahrheit an. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß Gott uns das Steuer in die Hand gegeben hat. Unser Nachen braucht die Strömung und den Wind, damit er fahre. Aber wir müssen steuern, und wie wir steuern, so wird die Fahrt. Darum werden wir versucht. Die Versuchungen ergeben jene Stunden, wo wir nach dem Steuer greifen müssen, wo uns Gott die Frage vorlegt: wohin wollt ihr fahren? Wir können uns nicht bloß treiben lassen; es gibt Momente, wo wir uns entschließen müssen und die Entscheidung bei uns steht, und der ganze Fortgang unsres Lebens ist auf unsern Entschluß und Willen gestellt.

Noch ein dritter Gedanke hindert uns am Verständnis unsres Spruchs, der nicht aus der Zeitstimmung oder irgend welcher Philosophie stammt, sondern aus dem Evangelium. Aber wir sprechen mit ihm nicht das ganze Wort Jesu aus, sondern bloß ein Stück. Beruht nicht unser Heil ganz und gar, vollkommen und ausschließlich auf Gottes Gnade und Gabe? Dürfen wir nicht sagen: „Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt; wo du wirst gehn und stehen, da nimm mich mit"? Wenn wir aber mit ihm gehen, wie kann uns dann die Versuchung begegnen? Wie so wird uns zugemutet, daß wir uns entscheiden, wenn wir doch seine Hand erfassen und uns von ihm tragen und ziehen lassen? Wir haben mit

diesem Gedanken die göttliche Gnade noch nicht ganz verstanden. Nicht als hätten wir ihr zuviel zugetraut und sie zu hoch gerühmt; was eben von ihr gesagt wurde, davon haben wir nichts abzuziehn. Aber das ist noch nicht genug; unsre Auffassung der göttlichen Gnade ist noch zu eng und zu klein. Gott gibt uns mehr. Wenn wir durch die Versuchung gehen, so ordnet freilich die göttliche Gerechtigkeit unsern Weg. Wenn wir sagen: wir haben Glauben, dann ist es gerecht, daß uns auch die Gelegenheit bereitet wird, bei der wir Wort halten und Glauben haben und uns auf Gott verlassen müssen, so daß offenbar wird, was wir von ihm denken. Wenn er uns Menschen zuführt und uns mit ihnen in Verbindung bringt, dann ist es auch gerecht, daß wir unsre Liebe bewähren und das überwinden, was sie kränkt, schwächt und zerstört. Gottes Gerechtigkeit ist aber immer mit seiner Gnade vollständig eins. Er macht nicht das eine ohne das andere an uns offenbar, sondern im Erweis seiner Gerechtigkeit liegt immer auch die ganze Herrlichkeit seiner Gnade. Dadurch, daß wir versucht und erprobt werden, kommt das Tiefste, Heiligste, Innigste, Süßeste an Gottes Gnade ans Licht, das nämlich, daß Gott uns für sich begehrt, unsern eignen Willen, und damit uns selbst. Unsern Willen dürfen wir ihm geben, nicht so, daß wir ihn verlieren, umgekehrt so, daß es unser eigner Wille ist, mit dem wir seinen guten Willen wollen. Das heißt, daß wir wirklich Gott lieben dürfen mit ganzem Herzen. So hoch schätzt uns Gott. Darum hält er uns gleichsam weg von sich und sagt uns: nun greife nach mir und halt dich fest an mir. Darum gibt es keine Größe der Begabung, durch die wir über die Versuchung hinausgehoben würden. Man findet oft den Gedanken: wenn wir nur mehr Kraft hätten! dann wären die Versuchungen vorbei. Das ist falsch. Je reicher die uns gewährte Gabe ist, um so sichrer kommt die Versuchung. Große Kraft und Gabe bringt große Versuchung, kleine Kraft und Gabe kleine.

Denn bei der Versuchung wird nicht das geprüft, wie viel wir können, sondern ob wir ernsthaft wollen, aufrichtig lieben und mit Entschlossenheit gehorchen. Das haben wir dadurch vor Augen, daß Jesus selbst versucht worden ist, nicht aus Schwäche, nicht deshalb, weil seine Gemeinschaft mit Gott unvollkommen war und der Kraft entbehrte, sondern deshalb, weil er der einige Sohn Gottes unter uns ist. Darum hat ihn Gott an einen Ort gesetzt, wo er zeigen mußte, wie viel ihm Gott wert war.

2.

Nicht hilflos treten wir in die Versuchung, nicht allein. Gott hat uns den Helfer bereitet, der uns dann, wenn wir versucht werden, beizustehen vermag. Er ist nicht erst dann zur Hilfe bereit, wenn wir falsch steuerten und strandeten. Freilich auch dann ist er zur Stelle; er hat schon viele Schiffbrüchige wieder herausgezogen, und manchen Krüppel, der gestürzt ist, wieder zurecht gebracht, weil er barmherzig ist und der treue Hohepriester, der die Vollmacht hat, Sünden zu vergeben. Aber das ist nicht sein ganzes Heilandswerk, sondern wir haben ihn auch in der Versuchung, im Kampf zur Seite; dann, wenn wir wählen müssen, hilft er uns richtig wählen, und lenkt, wenn wir nach dem Steuer greifen, unsre Hand, daß wir richtig steuern. Wenn wir das nicht wüßten, dann kämen wir im Gedanken an die Versuchung leicht in eine tiefe Angst. Wenn wir uns deutlich machen, daß an unsrem Entschluß unser Leben hängt und über seinen Verlauf und Ausgang von uns entschieden wird, und wenn wir uns verdeutlichen, wie gebrechlich und beweglich unser Willensvermögen ist, ist das nicht zum Erschrecken? nicht bloß unsretwegen — wer wird auch immer nur an sich selber denken? — sondern noch mehr derer wegen, die wir lieb haben, und die wir vor der Versuchung nicht bewahren können. Wir können nicht an ihrer Statt das Steuer führen; sie müssen

es selber führen lernen, müssen selbst wollen, selbst sich entscheiden, selbst sich dem verschließen, was sie von Gott scheidet, selbst sich dem öffnen, was sie zu Gott führt. Aber das soll unser Trost für uns selbst und alle, für die wir sorgen, sein: sie sind in der Versuchung nicht allein. Vielleicht denken wir dabei nur an das, was sich als bleibender Kampf durch das ganze Leben durchzieht, daran, daß wir die wilden Reizungen der Sinnlichkeit beharrlich dämpfen und den Druck der Welt beständig aushalten müssen, die ihre Liebe nur an das Sichtbare hängt. Gewiß sind diese anhaltenden Kämpfe auch versuchlich, aber sie sind nicht das Gefährlichste. Hier scheiden sich die Wege deutlich, und Wille steht gegen Wille in klarem Gegensatz. Der Kampf kann uns Not machen, viel Not, aber wir wissen, wo unser Posten ist. Gefährlicher sind oft jene Wendepunkte in unsrem Leben, wo wir unsre Entschlüsse neu fassen und unsern Weg erst zu suchen haben. Alles Spätere hängt an ihnen, aber in jenem Moment wissen wir es vielleicht noch nicht, haben nicht das Bewußtsein, daß wir jetzt in der Versuchung stehn, jetzt gewogen, geprüft und erprobt werden, ähnlich wie Petrus im Hof des Kajaphas, der damals, als ihn die Magd ansprach, auch nicht merkte: jetzt wirst du versucht und geprüft. Nachher sah er es dann.

Wer hilft uns bei der versuchlichen Wahl? Der, der uns das Auge hell und scharf macht. Die Versuchung blendet und täuscht. Der hilft uns, der die Täuschung verscheucht. Freunde, Jesus macht uns wach; er widersteht den Täuschungen. Bei ihm scheidet es sich deutlich, was von oben und was von unten ist, was aus Gott ist und was aus der Welt stammt, was Gottes Wille uns aufgibt und was unsre kranke Eigensucht begehrt. Wie viele haben schon hintendrein gesagt: wie war ich doch stockdumm! Es hat eben guten Grund, daß uns Jesus verkündigt wird. Das ist kein Luxus, kein überflüssiger Scherz. Wir brauchen ihn, damit wir nüchtern werden. Tausenden und Tausenden hat er das schon

gegeben, daß sie wach geworden sind durch ihn, und das ist die Hilfe, die wir für die Versuchung brauchen. Er tut uns noch eins. Wachet und betet, sagte er zu seinen Jüngern in jener Nacht, als die Versuchung über sie kam, und sie geschüttelt wurden wie der Weizen im Sieb, damit sich Spreu und Weizen scheiden. Er befiehlt uns nicht nur, daß wir beten; er lehrt uns beten und gibt uns das Gebet. Das ist eine mächtige Hilfe für die Versuchung. Wenn wir einen Willen fassen müssen, so ist das eine hochwichtige Sache, ob wir ihn vor Gottes Antlitz fassen oder nicht, ob wir beten können, ob wir unsre Anliegen mit Gott besprechen oder nicht. Der hilft uns richtig wählen, der uns den Zugang zu Gott gibt, daß wir unsern Willen in sein Licht stellen, ihn in seiner Gegenwart prüfen und in seiner Gemeinschaft unsern Weg gehen.

Und noch eins tut uns Jesus. Als Petrus in die Versuchung kam, hat ihm Jesus gesagt: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht aufhöre.“ Immer geht bei den Versuchungen der Kampf um den Glauben. Geh es, wie es geh: wir haben gewonnen, wenn wir den Glauben nicht verlieren. Der Sieg ist unser, wenn wir aus dem Kampf des Lebens hervorgehen mit dem Wort: ich habe den Glauben bewahrt, wenn wir uns auf Gott verlassen können, seine Gnade zu ergreifen und ihm für seine Liebe zu danken vermögen. Bei wem wollen wir glauben lernen? Dazu ist uns Jesus gegeben, und er hat es schon an Tausenden und Tausenden bewährt, daß er uns zum Glauben hilft, und damit hilft er uns in der Versuchung, und macht, daß wir bestehn. Dadurch hilft er uns auch über den allergefährlichsten Moment hinweg, und dies ist der letzte, wenn es scheint: die Versuchung sei schon bestanden. Dann kommt noch der Reiz zur Selbsterhöhung, das stolze Siegesgefühl, und der siegreiche Held krönt mit dem Lorbeer sich selbst, und fällt noch im letzten Moment, wo ihm das Kleinod schon winkt und er den

Kampf schon nahezu bestanden hat. Davor schützt uns Jesus dadurch, daß er uns zum Glauben hilft. Denn dadurch richtet er unser Auge fest auf Gott, und macht, daß wir nicht uns krönen, sondern ihm danken, und dadurch wird uns der Sieg nicht doch noch zum Fall. So hilft er uns in der Versuchung. Sie muß Versuchung bleiben, und uns die Erprobung bringen. Aufheben kann und will er sie nicht. Aber er rüstet uns für sie und läßt uns nicht allein.

3.

Dieses Helferamt hat Jesus rechtmäßig erworben. Es geht in Gottes ganzer Regierung gerecht zu, und dies gilt besonders dann, wenn Gott uns seine Gnade zeigt. Sie waltet frei mit königlicher Vollmacht über jeder Regel, aber gerade deshalb verbündet sie sich untrennbar mit der Gerechtigkeit und bereitet sich dadurch einen sichern, unerschütterlichen Grund. Darum öffnet uns der Brief von dieser Stelle aus den Einblick in Jesu Kreuz. Er ist gestorben, daß er uns als unser Priester die Vergebung gewähre. Er hat aber mit seinem Kreuz noch nach Größerem verlangt und Größeres erworben. Er will die Ringenden auf den Kampfplatz begleiten als ihr Helfer und neben denen stehen, die die Versuchung erschüttert, damit sie nicht fallen. Dazu hat er sich das Recht und die Macht dadurch bereitet, daß er selbst versucht worden ist. Alle Kräfte der Bosheit griffen nach ihm, zogen und zerrten an ihm, ob sie ihn losreißen könnten sowohl von Gott, als von der Welt, ob sie es fertig brächten, daß er seine Gemeinschaft mit uns aufgäbe und seine Verbundenheit mit dem Vater lockerte. Auch er mußte wählen, sich entscheiden mit eignem Willen gegen den Ansturm starker Reizungen, die er zu überwinden hat. Seine Sohnschaft war kein Scherz; denn sie war nicht bloß auf Kraft oder Natur gegründet, sondern auf seinen Willen. Nicht die Umstände machten ihn zum Sohn Gottes; nicht seine Kräfte und Schick-

sale gaben ihm seine Gemeinschaft mit Gott. Vielmehr hat Gott für ihn die Umstände so geordnet, daß alles seiner Sohnschaft widersprach; nun muß er sich an Gott halten mit der Entschlossenheit der eignen Hingabe, durch die alles in ihm offenbar wird. Er hat Gottes Reich, die vollkommene Gnade, verkündigt, durch die Gottes Herrlichkeit aller Welt sichtbar wird. Nun sendet ihn Gott ans Kreuz; dort hat er zu bewähren, daß ihm Gott allein und wirklich als der gilt, der regiert, und daß er ihn als gegenwärtig vor Augen hat in seiner herrlichen und ewigen Gnade, auch wenn er stirbt. Er hat dem Glauben die volle Verheißung gegeben, und ihm zugesagt, daß ihm immer Gottes Hilfe und Gabe widerfahre. Nun sendet ihn Gott ans Kreuz; da wird erprobt, ob er sich zu Gott so hält, wie es seiner Verheißung entspricht, und dabei bleibt, daß Gott keine Zuversicht zerstört, die ihm erwiesen wird, und keine Bitte zertritt. Am Kreuz meinten seine Gegner: er habe umsonst auf Gott vertraut. Das war Versuchung für ihn, Prüfung und Erprobung des Innersten in seiner Sohnschaft Gottes, und sie gehörte zu seinem Beruf. Er hat die Menschen lieb gehabt und sie mit sich vereint zur völligen und ewigen Gemeinschaft. Nun muß er leiden, und zeigen, ob er sie auch jetzt noch lieb hat, auch jetzt noch sie zu sich zieht und für sie alles hat, was ihm der Vater gab. Er hat die Versuchung bestanden, und als Dank für sie das begehrt, daß er denen helfen dürfe, die versucht werden. Das ist der Lohn seines Kreuzes, daß er nun mit den Kämpfenden auf das Schlachtfeld zieht, auf dem es so viele Gefallene gibt, und die aufrecht hält und zum Siege führt, die sich von ihm helfen lassen.

Wenn wir im Unser Vater beten: Vergib uns unsre Schulden, so sind wir gewohnt, an Jesus zu denken und an sein Kreuz, durch das er unser Versöhner ward. Wenn wir dort beten: Erlöse uns von dem Übel, so denken wir an Jesus, der uns von der Furcht des Todes frei gemacht hat

und alle Abhängigkeiten von allen Mächten des Bösen für uns zerrissen hat. Wir wollen es nicht anders halten, wenn wir beten: Führe uns nicht in Versuchung, und an Jesus denken, der in seinem Leiden versucht worden ist, und nun denen, die versucht werden, hilft, und uns in der Versuchung nicht allein läßt, sondern mit uns geht, damit wir überwinden. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Quasimodogeniti

(26. April 1908).

Offenb. 1, 17. 18.

Wenn wir in unseren Gottesdiensten an einen Geburtstag denken, der hundert Jahre zurückliegt, so geschieht das immer mit Dank, mit Dank gegen Gott. Wir sprechen dadurch aus, daß durch den Mann, dessen wir gedenken, eine neue göttliche Gabe unserer Christenheit zu Teil geworden ist, daß uns der gute, gnädige Wille Gottes durch ihn in neuer Weise deutlich wurde über das hinaus, was wir früher besaßen. Heute denken wir an den Geburtstag Wicherns. Was ist durch ihn Neues unserer Christenheit gegeben worden? Er hat sie zur Arbeit munter gemacht. Warum müssen wir arbeiten? Dazu beruft uns die Not, und die ist groß. Der Hamburger Kandidat sah an den Knaben, mit denen er es zunächst zu tun hatte, die Not, und er griff zu; und ihr versteht leicht: wenn einer einmal zugreift und helfen will, dann wächst die Arbeit; er muß keine Sorge haben, ob er auch solche finde; ein Zweig nach dem andern setzt sich an und die Arbeit wächst zu Großem. Aber das allein würde uns noch nicht bewegen, heute in unserem ganzen Lande seiner zu gedenken, wenn einzig er sein Leben im Dienst der Gnade Gottes vollbracht hätte. Gott hat es ihm jedoch gegeben, unserer deutschen Christenheit das Gewissen zu wecken, sie munter und froh und tapfer zu machen zum Dienst an denen, die sich nicht selbst helfen können. Davon wollen wir sprechen: einmal der Kern des Christenstandes ist die Arbeit; und unsere Ausrüstung zur Arbeit ist der Glaube.

1.

Wir haben es an unserem Text sofort vor Augen, daß der neue Weg, in den die Christenheit durch Wichern und seine Freunde und Mitarbeiter hineingeführt worden ist, in Übereinstimmung bleibt mit dem Weg Jesu. Was uns durch sie beschеert worden ist, das ist ein Wachstum in der Erkenntnis Christi, nicht ein Weg, der von ihm abführt, vielmehr vertiefte Einsicht in seine Gnade und Gabe.

Was macht unser Textwort zum Merkmal Jesu? Feierlich für menschliches Denken unerreichbar tritt unser Spruch vor uns: „Ich war tot, und siehe! ich lebe, und ich habe die Schlüssel des Todes und der Totenwelt!“ Wenn er lebt, was ist dann das Merkmal seiner Gemeinde? Sie ist dazu bestimmt, daß sie sein Leib sei, durch den er regiert und sein Werk vollbringt. Ist das Haupt lebendig, wie ist dann der Leib? Die Gemeinde des Lebendigen lebt, und wenn sie lebt, dann arbeitet sie.

Was könnten wir sonst zum Merkmal der Gemeinde Jesu machen, worin sonst das Wesen der Christenheit und Kirche suchen? Ihr werdet mir sagen: wir kommen in die Kirche, um zu feiern. Das ist das Merkmal der Christenheit, daß sie das Fest Gottes feiert und ihr Leben lang das Lob Gottes treibt als ihr großes Anliegen, zu dem ihr Herz immer munter ist. Gewiß ist es Gottes große Gabe, die er uns durch Jesus verliehen hat, daß wir feiern können; er tut uns den Mund auf zu seinem Lob. Wer das noch nicht erlebt hat, der weiß nicht, was Jesus aus uns macht. Aber wir brauchen, um Gott zu loben, Stoff. Was soll nun der Grund unserer Feier sein? Daß es uns so gut geht, daß wir so fromme, brave Menschen sind, die einen schönen Sonntagsrock besitzen und einen lieblichen, erbaulichen Gottesdienst zu stande bringen? Freunde, so stirbt unser Lob Gottes ab.

Die Wege, die zum Tode führen, sind deutlich und zahlreich. Wir haben es immer wieder vor Augen, daß ein

Mensch in eine Gefahr kommen kann, in der ihm das Verderben droht. Wir verstehen es darum, weßhalb uns der Herr zuruft: Ich habe die Schlüssel des Todes, ich schließe die Pforte zu, bei der dich das Verderben packte; ich versperre dir den Weg zu dem, was dich verdirbt, und öffne dir die Pforte des Lebens.

Wir haben seine Verheißung nötig. Aber was sollen wir nun machen? Sollen wir uns gleichgültig von denen abwenden, die der Pforte des Todes zugehen, für die sie nicht verschlossen ist, sondern noch offen steht, und feiern, weil wir den großen Vorzug haben, gleichsam als Gottes Schoßkinder von seiner ewigen Gnade umfaßt zu sein? So wird die Christenheit krank, so trennt sie sich von dem, der uns zuruft: Ich war tot und bin lebendig. Das ist er nicht deshalb geworden, weil er sich abseits von denen hielt, die der Pforte des Todes zuwandern, und die Sterbenden sich selbst überließ, sondern diesen Weg ging er deshalb, weil er Gemeinschaft hielt mit den Verschuldeten und Sterbenden. Und so ist er der geworden, der lebendig ist und die Schlüssel hat zum Tode und zur Totenwelt.

Ehe uns die neue Bewegung in die Christenheit hineingetragen worden ist durch Gottes große Gnade, sagten sie: Das sei das Merkmal des rechten Glaubens, daß wir zu sprechen vermöchten: „Für mich". Gewiß, Freunde, das Wort ist nicht falsch, es bezeichnet einen Punkt, der immer wieder unsere Selbstprüfung und Einkehr fordert. Es ist eine große Sache, daß wir sprechen dürfen: „Für mich". Für mich bist du gestorben, für mich bist du lebendig, für mich ist dein Wort da mit seiner Verheißung und seiner Zucht, für mich lebt Gott im Himmel und ist Herr auf Erden. Damit sprechen wir aus, daß wir nach der Gabe Gottes greifen mit herzlichem Verlangen, daß wir uns zu ihm hinwenden und uns in seine Hand legen. So redet der Glaube. Aber wenn wir nichts anderes wüßten als das, so wären

wir noch nicht beim reifen Mannesalter, noch nicht da, wohin Jesus seine Gemeinde beruft. Was muß hinzukommen zu dem: „Für mich"? Noch ein zweites Wörtlein: Für mich und für dich. Das hat Wichern unserer deutschen Christenheit gesagt.

Wir könnten auch noch etwas anderes zum Merkmal der Christenheit machen. Sie sieht die Not und empfindet den Druck, den das menschliche Wesen und Leben auf uns legt; das Auge ist ihr wach für die schweren Kämpfe, die rings um uns und in uns selber durchgekämpft werden müssen. Jetzt klagen wir. Ein großer Teil der ältern christlichen Predigt bestand aus Klage. „Ich war tot und siehe! ich lebe". Paßt das zu uns, wenn wir nur eine klagende Schar sind? Wir können die Klage vertiefen zur Erkenntnis, können die Sünde studieren, enthüllen, uns ihren Ursprung und ihre Macht verdeutlichen. Viel Fleiß ist in der Christenheit darauf verwandt worden, allen deutlich zu machen, wie es zur Sündhaftigkeit kam und kommt, was das bedeutet, daß wir Menschen einen verkehrten Willen und verwerflichen Zustand in uns tragen. Haben wir aber den Willen Jesu damit ganz verstanden, wenn wir über das meditieren, was krank und verderblich in uns ist und uns in den Streit mit Gottes Willen bringt? Kam denn der Herr nur dazu, damit wir wissen, was in uns sündlich sei? „Ich war tot und siehe! ich lebe": das ist das Wort dessen, der überwunden hat. So redet das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt wegnimmt, nicht beschreibt, beleuchtet, erklärt, sondern wegträgt. Darum ist er der, der tot war, und nun ewig lebt und die Schlüssel verwaltet, durch die er die Pforte des Todes für uns verschließt.

Alles, was die alte Christenheit besaß, wird durch die neue Gabe und Güte Gottes nicht geschädigt. Der Schmerz, den unsre alten Frommen, Luther zum Beispiel und seine Gefährten, so kräftig aussprachen, bleibt in uns allen wach,

der Schmerz über unsre Sünde und Ohnmacht, über das Elend des Menschen, das uns alle plagt. In der Arbeit entsteht er erst recht. Die, die wirklich das Werk Gottes unter uns tun, wissen es am allerbesten, was es mit der menschlichen Schwäche ist. Auch die Feier geht uns nicht verloren. Wir verlieren den Sonntag nicht, wenn wir den Werktag haben, verlieren den Dank für Gottes Gnade nicht und das Lob seines heiligen Namens nicht, wenn wir dienen. So hat es uns ja der Herr von Anfang an als seinen Willen beschrieben. Er sagt: „Ihr seid die Arbeiter in Gottes Weinberg" und „Ihr seid die Gäste bei Gottes Fest." Er ruft uns zur Arbeit und lädt uns zum Feste. Verteilt sich das auf verschiedene Leute, so daß etwa die eine Hälfte unter uns die Arbeiter wären und die andere die Gäste? Oder verteilt sich das auf verschiedene Zeiten, so daß wir etwa das eine Jahr den Dienst im Weinberg Gottes zu tun hätten und das andere Jahr als Hochzeitsgäste an seinem Tisch säßen? O nein! Das ist eins und dasselbe. In dem dich Gott zu seinem Dienst beruft, setzt er dich an seinen Tisch; indem er dich zu seinem Gast macht, gibt er dir seinen Dienst. Darum gleicht die Christenheit immer gleichzeitig den Jungfrauen, die am Vorabend des Festes auf den Bräutigam warten mit der brennenden Lampe und der seligen Hoffnung, und den Knechten, denen der Herr seine Talente gibt, damit sie für ihn arbeiten. Das ist nicht zweierlei, sondern eine und dieselbe Gnade Gottes, und gibt nicht zwei Gruppen und Teile in der Kirche, sondern das ist zusammen der Christenstand.

2.

Aber das ist klar, wir brauchen, um zu arbeiten, Glauben. Wir reden nicht dann von Arbeit, wenn uns eine nutzlose Mühe überbunden ist, und wir gezwungen sind, uns anzustrengen und zu ringen ohne Frucht. Können wir helfen, wirklich helfen, oder ist das Elend riesengroß und die Not

unüberwindlich? „Ich war tot und siehe! ich lebe und ich habe die Schlüssel des Todes und der Totenwelt. Ich mache die Türe zum Verderben zu, ihr braucht nicht zu Grunde zu gehen, braucht euer Leben nicht wegzuwerfen, als wäre es Tand und Kot; denn ich schließe die Pforte des Todes für euch zu." Er verheißt uns, daß wir überwinden. Dadurch sind wir zur Arbeit gerüstet und tun sie nun nicht als ein vergebliches Werk. Und wir müssen auch das zweite hinzunehmen: „Ich habe die Schlüssel der Totenwelt. Dort drüben, wohin der Tod euch führt, da mache ich die Türe auf; da walte ich; da hole ich euch heraus zur Gemeinschaft mit mir. Wen ich heraushole, der steht in Gottes Licht; denn ich lebe in Ewigkeit". Wir, die wir an der Arbeit sind, Freunde, würden wohl alle die Hände sinken lassen, wenn wir denken müßten: was ist der Mensch? Er gleicht der Mücke, die für eine Stunde im Licht der Sonne spielt und dann vergeht. Wozu dann helfen? auch solchen, denen wir im irdischen Leben nicht mehr Großes bieten können, den Schwachen, den Siechen, den Blöden, den Entehrten, den Verlorenen nach menschlicher Meinung, wozu helfen? Warum nicht sterben lassen, was schwach und siech ist? „Ich habe die Schlüssel der Totenwelt." Wir denken nicht bloß an den irdischen Tag, sondern wir haben im Blick auf jeden Menschen die Verheißung Gottes vor Augen, die ihm ein ewiges Ziel gewährt. Jetzt kann man arbeiten.

Das Bedenken kann uns freilich kommen, durch die mancherlei Tätigkeiten, die sich in unsrer Christenheit eingebürgert haben, werde uns der Glaube erschwert. Jeder, der arbeitet, erlebt es, daß die Arbeit den ganzen Menschen faßt. Sie nimmt unser Interesse in Anspruch, erfüllt und beschäftigt uns Tag und Nacht. Ihr habt das immer vor Augen, wie warm jeder von uns für denjenigen Arbeitszweig eintritt, der ihn beschäftigt, als wäre er das Allerbeste und Allernötigste, als gäbe es sonst nichts. Und dazu kommt noch weiter, daß

wir jetzt die Erkenntnis erreicht haben, daß wir dem einzelnen nicht helfen können, wenn wir nicht das Ganze bewegen und vorwärts leiten. In den Anfängen der christlichen Hilfsarbeit waren sie noch damit zufrieden, hie und da einem einzelnen hilfreich beizustehen. Gegenwärtig hat es unsre Christenheit gelernt, daß wir ins Große greifen müssen. Aber wie? wenn so die christliche Hilfe und Arbeit in den Kampf des öffentlichen Lebens hineingeworfen wird? So gibt es Beziehungen zum Staat, zu den Regierungen, zur Politik. Sind wir so nicht weit entfernt von der Andacht und Sammlung eines Herzens, das mit Maria nichts anderes begehrt als Jesu Wort, das in das obere Heiligtum eintritt, nicht mit dem Staub der Erde, sondern frei von allen irdischen Anliegen, aufwärts gewandt zum ewigen Gott? Gewiß, wir müssen wachen, daß wir nicht so der Arbeit verfallen, daß wir nur noch arbeiten, daß uns die Menschen und ihre Not nicht so an sich ziehen, daß wir von Gott loskommen. Das ist nicht der rechte Dienst Gottes an den Menschen, wenn uns über der Nächstenliebe die Liebe Gottes stirbt, weil uns über dem Verkehr mit den Menschen Gott verborgen wird. Allein wenn wir in Gott unsre Arbeit tun, dann hilft die Arbeit selbst dazu mit, uns vor dieser Gefahr zu schützen. Rechte Arbeit treibt zum Glauben. Ich wüßte keinen bessern Weg, wie jemand es lernen sollte, Gott zu glauben und sich gläubig an unsern Herrn Christus zu halten, als die Arbeit. Ich meine dies nicht so, daß wir auf die Leistungen unsrer tüchtigen Arbeiter hinzeigen und sagen wollten: „Seht einmal, was haben die vollbracht", daß wir etwa heute auf das Rauhe Haus und auf Wichern hinwiesen und jedermann aufforderten: „Seht, welch ein Prunkstück christlicher Tatkraft unsre deutsche Christenheit besitzt; deshalb müßt ihr Respekt vor uns Christen haben, denn dort habt ihr den Beweis dafür, was für starke, geniale, hingebende Männer wir besitzen." So führt man nicht zum Glauben. Das begreift ihr alle,

daß das ein ganz anderer Gedankengang wäre, als der, der uns zum Glauben anleitet. Wir begehren ja nicht für uns Glauben. Die Christenheit hat nicht die Aufgabe sich selbst zu verherrlichen, für sich Glauben zu schaffen, an sich die Menschen zu ketten. Was uns am Herzen liegt, ist, daß wir und alle, die wir lieben, an Gott glauben. Aber das lernt man in der Arbeit. Warum? Zwei Dinge sind uns nötig, damit wir Glauben lernen: die Erkenntnis unsrer Ohnmacht und die Erkenntnis der Heilandsmacht Gottes. Die Erkenntnis unsrer Ohnmacht brauchen wir, damit wir loskommen von uns selbst. Die Erkenntnis der Heilandsmacht Gottes brauchen wir, damit wir uns halten an ihn. Wenn einer erkennen will, wie ohnmächtig er ist, dann probiere er es einmal, einem Menschen zu helfen. Wenn wir mit der Sünde der Andern ringen, dann werden wir tief gebeugt und lernen es, daß mit unsrer Macht nichts getan ist. Und wenn einer erfahren will, was die Heilandsmacht Gottes ist, dann diene er. Wenn uns Gott dazu braucht, einander zu helfen, und uns benützt, um für andere die Türe zuzumachen, die zum Tode führt, dann sind wir der göttlichen Gnade gewiß. Das gibt die Erfahrung, von der Paulus sagt, daß sie die Hoffnung und den Glauben erzeuge, die nicht zu schanden werden.

Arbeiten und nicht verzweifeln! Dieses Wort ist letzthin durch unser Volk gegangen, da es ihm mit Beredsamkeit als Losung von einem starken Mann gesagt worden ist. Freunde, es stände mit unsrer Arbeit schlecht, wenn wir nichts besseres hätten, nichts besseres als jenen Arbeitsmut, der mit Anstrengung die Verzweiflung in sich niederkämpft. Was haben wir Besseres? Arbeiten und glauben! „Ich habe die Schlüssel des Todes und der Totenwelt.“ Die hast nicht du; die hat er, aber er hat sie wirklich und er braucht sie und tut Türen zu, die zum Tode führen, und Türen auf, die ins Leben führen. Darum ist unser Werk im Herrn nicht umsonst getan. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Jubilate

(10. Mai 1908).

Offenbarung 2, 8—11.

Die Christengemeinde in Smyrna war arm. Nein! sagt ihr Christus, du bist reich. Sie war schwer verlästert und bedrückt; aber Christus sagt ihr: Fürchte dich nicht. Er bietet ihr den Kranz dar und damit die ewige Ehre vor Gott. Nicht einmal das Leben war der Gemeinde gesichert. Sie mußte sich für den schmachvollen Tod bereit halten, und niemand in der Gemeinde wußte, ob er nicht ihn treffe. Christus sagt ihr: Das Sterben bringt euch keinen Schaden; so seid ihr vom andern Tode frei. Wenn wir uns deutlich machen, wie die Christenheit von Smyrna stand, dann versagen wir ihr unsre Bewunderung nicht. Das ist das Erste, was jeder bei unserm Text empfinden wird. Damit verbindet sich aber sofort ein zweiter Gedanke: wir empfinden den großen und sichtbaren Unterschied, der unser Christentum von jener ersten Zeit trennt. Wollen wir damit schließen? Erleben wir nicht noch etwas Drittes, wenn wir unsern Text betrachten? Beruft er nicht auch uns zur Treue, zur ganzen Treue bis zum Tod? Wir sehen an der Gemeinde von Smyrna die Größe der ersten Christenheit, den Unterschied der Zeiten und die ewige Wahrheit und Richtigkeit des Willens Jesu.

1.

Mit den Christen von Smyrna stand es so: sie waren arm und hielten ihre Armut für Reichtum. Sie galten in der Stadt bei den Angesehenen und Regierenden als die schlimmsten Verbrecher, und priesen Gott. Sie mußten sterben und sagten: Nun leben wir, gerade weil wir sterben, und sterben nicht am zweiten Tod. Wir sehen: sie haben Jesu

Wort bewahrt und sind ihrem Herrn von Herzen gehorsam gewesen. Dieselben Gegensätze, die uns in der Armut den Reichtum, in der Schmach die Ehre, im Sterben das Leben zeigen, sind uns allen durch viele Sprüche Jesu bekannt. Er hat die Armen selig gepriesen; weil sie arm sind, deshalb seien sie reich. Denn deshalb geschieht Gottes königliches Werk für sie, so daß ihnen Gottes gute Botschaft gehört. Dem, der sein Vermögen weggab, sagte er: jetzt sei er wirklich reich, weil er jetzt den Schatz im Himmel habe. Ebenso hat Jesus seine Jünger von der Ehre bei den Menschen gänzlich frei gemacht. Er hat in ihnen dann Sorge und Angst erweckt, wenn alle Leute sie rühmen und jedermann höflich und artig gegen sie ist. Das wäre das sichere Zeichen, daß sie Gottes Wahrheit begrüben und sein Wort verleugneten, weil sie den Menschen und nicht Gott zu Gefallen leben. Er hat sie auch in vielen Worten zum Sterben bereit gemacht, und hieß sie ihm auf seinem Kreuzesweg nachfolgen, weil sie dadurch ihr Leben gewinnen, wenn sie es um Gotteswillen verlieren. Aus dem Brief an die Christenheit von Smyrna sehen wir, daß sie Jesu Wort gehorcht hat. Sie hat ihn nicht nur ihren Herrn genannt und mit Worten gepriesen, sondern hat geglaubt, was er ihr sagte, und getan, was er befahl. Das ist etwas, was wir alle ehren. Wir versagen niemand die Bewunderung, der seinen Christenstand mit Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit vollendet, auch dann, wenn er ihm Armut und Leiden bringt. Das tun wir nicht bloß deshalb, weil im Verhalten solcher Christen feste Beharrlichkeit und entschlossene Treue gegen ihre Überzeugungen sichtbar wird, sondern die Sache selbst, die Art, wie sie ihr Leben führen, hat eine uns beugende Größe. Wie kann jemand Armut für Reichtum, Schande für Ehre, Sterben für Leben halten? Nur dann, wenn er sich ernsthaft an Gott hält. Not und Schmerz können nur durch den Blick auf Gott verklärt werden. Darum hielt sich die Christenheit von Smyrna mitten in ihrer Armut für reich, weil sie ihre Ver-

bundenheit mit Gott für Reichtum hielt, und sie hat die Echtheit ihrer Liebe Gottes dadurch bewährt, daß sie neben jener nicht noch einen andern Reichtum, eine andere Ehre und ein anderes Leben begehrt hat. Indem sie auf das, was uns die Natur zuträgt, freudig verzichtet hat, bekommt ihre Liebe zum Herrn die selbstlose Art. So wird sichtbar, daß sie nicht das Ihre suchten und nicht auf ihren Vorteil bedacht waren, sondern sich dem Herrn ganz zur Verfügung stellten. Ihre Gemeinschaft mit Christus wurde zur Treue vollendet. Treue bis zum Tod, das ist die vollständige Gemeinschaft, die nicht auf Zeit geschlossen wird, die keinen Bruch und keine Lockerung erträgt, sondern jeden Vorbehalt abstreift und nichts von Bedingungen weiß. Sie ergibt sich dem, an den wir uns ergeben, ganz. Die vollendete Treue und Liebe erwecken mit Recht unsre Bewunderung und wir werden sie jenen kleinen, ringenden Christengemeinden nicht versagen, die im Bekenntnis zu Jesus mutig den Kampf mit der ganzen Welt aufnahmen und in den glanzvollen, üppigen griechischen Städten in Armut, Not und Tod ihrem Herrn gedient und ihn verherrlicht haben.

2.

Allein unsre Bewunderung gleicht leicht derjenigen, die wir etwa dann empfinden, wenn uns die alte Geschichte vom Helden Siegfried erzählt wird, der den Drachen erschlug. Einen Drachen töten, das ist gewiß eine Heldentat; aber wir sind, wenn wir von ihr hören, von Herzen froh, daß wir heute sicher durch Feld und Wald streifen können, ohne daß ein Drachenkampf notwendig wird. Siegfried bestand ihn; das war brav; wir aber leben in einer andern Welt und sind darüber froh. Wir sind reich und sind vergnügt, daß wir es sind. Wir empfinden es als eine große Wohltat, daß wir in einem geordneten und blühenden Volkstum leben, in dem uns allen die Lebensmittel reichlich zufließen. Wir stehen in Ehren und Ansehen, und bemühen uns eifrig darum und fliehen alles, was andre gegen uns erbitterte. Wie dankbar

sind wir, wenn uns jeder Kampf erspart bleibt! Wir wollen auch nicht sterben, sondern hüten sorgsam unser Leben und vermehren beständig die Mittel und Künste, durch die wir es gegen alle Schädigungen schützen. Welch eine gewaltige Summe von Arbeit geschieht unablässig in unserm Volk, damit unser Leben, unsre Ehre und unser Reichtum erhalten und gemehrt werden! Diese Arbeit heißen wir unsre Kultur und freuen uns an diesem ungeheuren Apparat, der zur Mehrung unseres Vermögens und unseres Vergnügens und zur Abwehr von Krankheit und Tod in beständiger, arbeitsreicher Bewegung ist. Ihr werdet mir sagen: Das kannst du doch nicht schelten; das ist ja herrlich. Ganz recht! zur Verachtung dieser Güter leitet uns die Schrift nicht an. Es gibt einen falschen Verzicht auf sie, der mit Jesu Wort nichts gemein hat, wenn wir auf die Ehre deshalb verzichteten, weil wir die Menschen verachten, das Leben deshalb wegwürfen, weil wir es geringschätzen, und darum auch auf den Besitz keinen Wert legten, weil uns das menschliche Leben und Arbeiten überhaupt nichts gilt. Das ist ein ganz anderer Gedankengang, eine ganz andere Willensrichtung, als die, die uns Jesus gibt. Armut, Schande, Tod sind Übel. Wir haben Gott herzlich dafür zu danken, wenn er uns vor ihnen schützt. Werden sie uns aufgelegt, so bringt uns dies Kampf, und der Kampf ist immer schwer; er kostet viel. Sollen wir uns nun nicht einfach dabei beruhigen, daß wir gegenwärtig alles haben: den inwendigen Reichtum und zugleich den auswendigen, Würde und Ansehn bei den Menschen und zugleich die Ehre bei Gott, ein ungestörtes, blühendes Leben jetzt und einst? Wäre nicht der, der entsagen wollte, ein Tor? Steht es nicht herrlich mit uns, weit herrlicher, als es einst in der Christenheit von Smyrna stand?

3.

Soll das unser letztes Wort sein? Einst war es so; heut ist es anders; sind wir mit dieser Erwägung mit unserm Text fertig? Alle Schätze der Welt liegen vor uns und

wir eignen sie uns an, nicht nur, was uns zum auswendigen Besitz wird, sondern auch die Erwerbungen des Wissens und Genießens. Aber wir selbst bleiben leer. Gibt es nicht auch einen Reichtum, der Armut ist? wie es eine Armut gibt, die in Wahrheit und vor Gott Reichtum ist? Den armen Christen von Smyrna sagte Christus: Ihr seid nicht arm, sondern reich. Gibt es nicht Reiche, denen zu sagen ist: Ihr seid nicht reich, sondern arm? Wir leben mitten drin im Weltverkehr, sind höflich, und mehr als nur dies: freundlich und offen für alle. Haben wir damit eine echte Ehre, die uns aufrecht hinstellt, ohne Schwankungen, und uns die Unerschütterlichkeit des festen Stands gewährt? Gibt es nicht auch eine Ehre, die uns zur Not wird, weil sie sich in eine Fessel verwandelt, die uns unfrei macht? Wir sind Lebenskünstler, gewiß, nicht ohne große Erfolge. Sind wir deshalb nicht mehr von der Todesfurcht regiert? Wird ihr Joch nicht immer drückender, je mehr Kunst wir auf die Erhaltung unsers Lebens verwenden? Bleibt es uns nicht doch ein Geheimnis, was denn eigentlich das Leben sei, nicht bloß für die Theorie, die uns Gott niemals geben wird, sondern auch für die Erfahrung, so daß unser Dasein leer abläuft?

Was fehlt uns denn trotz der vielen Dinge und der vielen Menschen, die wir in unsern Bereich hineinziehn? Wir haben niemand, gegen den wir treu sein könnten, treu bis zum Tod, niemand, an den wir uns hingeben dürften zur vollkommenen Gemeinschaft, zum ganzen Gehorsam und zum völligen Dienst. Ja, wenn wir den fänden, dem es sich lohnte, treu zu sein, ganz treu, treu bis zum Tod! Du aber hast niemand, dem du Treue halten darfst, du armer Mann!

Wo wollen wir den suchen, dem wir uns ergeben können zum festen Anschluß, der sich zur Treue vollendet? Unter den Dingen können wir ihn nicht suchen, auch wenn sie in goldenem Glanze schimmern, aber ebenso wenig bei den Menschen, die nicht mehr besitzen als wir. Wenn wir uns selbst wegwerfen, so gewinnen wir damit nie eine Gemeinschaft, aus

der die Treue entstehen kann, die echte, ganze Treue, die Treue bis zum Tod. Entsteht die Gemeinschaft nur so, daß wir uns selbst entehren, beschmutzen und erniedrigen, dann ist sie brüchig und trägt den Todeskeim in sich. Eine solche Gemeinschaft muß zerfallen. Da kommt von oben her zu uns die Stimme, die uns sagt: „Ich weiß deine Werke". Klingt sie uns fremdartig, unglaublich? Gewiß! sie überrascht uns manchmal, wenn wir eigne Wege gehen und uns dabei sicher dünken und uns durch den Gedanken stärken, daß uns niemand beobachte und keiner unser Zeuge sei. Und manchmal überrascht sie uns nicht so, daß sie uns erschreckt, sondern so, daß sie uns tröstet, wenn wir verzagt sind und klagen, daß niemand wisse, worin unsre Arbeit bestehe, was wir zu tragen und zu leisten haben, wie treu und aufopfernd wir unser Werk ausrichten. Aber auch wenn wir uns manchmal einbilden: wir seien einsam, von niemand gekannt, sondern völlig uns selber überlassen, so erkennen wir doch leicht diese Gedanken als finster und töricht, sowie uns das göttliche Wort berührt: „Ich weiß deine Werke; du meinst, du seiest ganz allein; aber mein Auge wacht über dir; du stellst dir vor, du könnest dich in ein Geheimnis einhüllen, aber es gibt kein wirkliches Geheimnis, das für immer verborgen bliebe; im Licht meines Blicks geschieht alles, was du tust." Die Menschenseele jauchzt bei diesem Wort auf; es ist ihr glaublich und entspricht dem ihr eingepflanzten Zug. Unglaublich ist es uns, daß unser Auge das einzige sei, das sieht, unser Kopf der einzige, der denkt und weiß, und unser Werk selbstherrlich und unabhängig, gleichsam das Werk eines absoluten Herrschers, der niemand über sich anerkennt und keinen hat, dem er Rechenschaft schuldete. Das sind Träume, denen der ganze Bestand des menschlichen Lebens beständig widerspricht. So wie wir aber auf den aufmerken, der zu uns spricht: „Alle deine Werke stehen vor meinem Blick", und zu ihm uns wenden, dann haben wir den erkannt und gefunden, dem wir treu sein dürfen, ganz treu, treu bis zum Tod.

Damit kommt aber für uns alle unvermeidlich der Kampf, freilich nicht einzig der Kampf, sondern ebenso gewiß und gleichzeitig der Friede. Wo Treue ist, da ist Friede. Kennen wir den, dem wir uns mit ganzer Treue ergeben dürfen, so hat unser Schwanken ein Ende. Nun wissen wir, wohin wir gehören, und haben unsern festen Platz, und wir bewähren unsre Treue dadurch, daß wir uns nicht wieder in den Streit und das Schwanken hineinziehen lassen, sondern den Frieden Gottes über uns regieren lassen durch den, dem wir verbunden sind. Damit wir aber bei ihm bleiben und dadurch im Frieden leben, sind wir alle in den Kampf hineingestellt. Damit wir uns an ihn anschließen, müssen wir uns von vielem lösen, was uns ohne ihn beherrscht. Um ihm treu zu sein in völliger Ergebenheit, muß manche andre Gemeinschaft brechen, und manches Band zerschnitten sein. Wir können nicht gleichzeitig alles mit einander begehren und lieben, seinen Willen und unsern Willen, den Trieb des Fleisches und den des Geistes, den sündlichen Weg der Welt und Jesu Weg. Gehört unsre Treue ihm, so scheidet sich vor unserm Blick deutlich, was von oben und was von unten kommt, was Gottes Wort ist, und was das Wort unsres eignen Herzens ist, was die Liebe uns rät und was die Eigensucht von uns verlangt, womit wir Gottes Willen gehorchen und womit wir den Willen der Menschen tun. Wir müssen wählen; sonst sind wir niemals treu. Was von oben kommt, muß regieren, alles andre dienen; was Gott gehört, erfordert unsre ganze Liebe, unsern ganzen Ernst, unsern vollen Gehorsam; nichts stellt sich mit gleichem Wert und Rang neben diese unsre erste Pflicht. Das bringt uns alle auf den Weg der Entsagung und gibt ihr eine heilige Wichtigkeit und segensreiche Notwendigkeit. Keiner kann sie entbehren; jeder erhält sich nur durch ihre Hilfe in der Treue ohne Bruch. Nicht Eigenmächtigkeiten und widernatürliche Künstlichkeiten entstehen daraus. Wie sollten sie uns zur Treue helfen? Wir werden nicht dadurch treu, daß wir eigene Wege gehn, sondern nur

dadurch, daß wir der göttlichen Leitung folgsam sind. Wo sie uns zur Entsagung führt, da ist sie heilsam, weil sie unsre Liebe bewährt und zur Treue erhöht. So kommen wir schließlich alle wieder dahin, wo wir die Christenheit Smyrnas fanden, dahin, daß wir reich sind nicht durch unsern Besitz, sondern durch das, was größer ist als unser Besitz, weshalb wir arm zu sein vermögen, ohne daß wir verarmen, weil wir einen unzerstörbaren Reichtum haben, und daß wir unsre Ehre nicht in dem suchen, was uns die Menschen an Ruhm zu spenden vermögen, sondern aufrecht bleiben, auch wenn wir den Kampf mit allen wagen müßten, und daß wir nicht so am Leben hängen, daß wir nicht zu sterben vermöchten, vielmehr im Sterben den Gewinn erkennen, den uns die ewige Berufung Gottes gewährt.

Das Schlußwort unsers Texts hält uns den Punkt vor, von dem alles, was uns in dieser Frage beschäftigen mag, die letzte Antwort und tiefste Aufklärung erhält. Die Gemeinde erhält die Verheißung: sie werde keinen Schaden leiden durch den zweiten Tod. Einen zweiten Tod kann es nur deshalb geben, weil es ein zweites, neues Leben für uns gibt. Zerbricht unser natürliches Leben, so ist das der erste Tod. Geht uns das himmlische und ewige Leben verloren, das uns Gottes Gnade vorhält und anbietet, so ist das der zweite Tod. Das neue Leben ist nicht nur die Fortsetzung unsers natürlichen Daseins; darum ist auch der andere, zweite Tod nicht nur eine Folge und Fortsetzung unsers natürlichen Sterbens. Das neue Leben hat seine eigne Wurzel, seine besondern Gründe, seinen selbständigen Anfang. Es entsteht dadurch, daß uns die Gemeinschaft mit Christus gegeben wird. Bliebe sie uns endgültig versagt, so wäre dies der zweite Tod. Daraus entsteht mit der hellsten Deutlichkeit und Dringlichkeit für uns der Ruf zur Treue, die nicht schwankt, zur ganzen Treue, die nichts über ihn oder neben ihn stellt, zur Treue bis zum Tod. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Exaudi.

(31. Mai 1908.)

Hebr. 6, 17—20.

Wer braucht einen Anker? Die Schwankenden. Den Felsen, der mit wuchtiger Masse an seinem Ort liegt, verankern wir nicht. Aber dem Schiff, das seine Fahrt antreten soll, geben wir den Anker mit, nicht damit es an der Fahrt gehindert, beschwert und unlenksam werde, sondern damit es dem Stoß der Winde und Wellen widerstehe und nicht in eine falsche Bahn getrieben werde. Wir Menschen sind noch nicht an unserm ewigen Ort, noch nicht in unserm bleibenden Zustand. Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir sind noch auf der Fahrt, noch unterwegs. Wenn wir uns in der für uns bestimmten Bahn bewegen, dann ist unsre Bewegung geordnet und gelingend. Verlassen wir dagegen unsre Bahn, dann wird unsre Bewegung unruhig, stürmisch und vergeblich. Damit wir in unsrer Bahn bleiben, darum gibt uns Christus den Anker dadurch, daß er uns die Hoffnung gewährt.

Die Hoffnung ist unser Anker, weil sie uns angeboten ist und weil sie durch den Vorhang hindurch in das Heiligtum geht.

1.

Von unsern eignen Eindrücken aus wählten wir vielleicht für die Hoffnung nicht die vom Anker hergenommene Vergleichung. Eher verglichen wir sie dem Fähnlein, das hoch oben am Mastbaum flattert, und jedem Windstoß gehorcht, nicht aber dem Anker, der sich in die Tiefe hinunterfenkt und den Meeresgrund so fest erfaßt, daß er unbeweglich ist. Vieles in uns ist beweglich, nicht nur unsre Gedanken, die sich in buntem Wechsel vor unser inwendiges Auge stellen, sondern auch das, was noch tiefer in uns wurzelt, als unsre Gedanken, und unsern Lebenslauf noch mächtiger bestimmt, unser Wille.

Unter dem vielen, was in uns beweglich ist, scheint aber die Hoffnung das am meisten bewegliche und schwankende zu sein, da sie nicht bei dem bleibt, was wir vor Augen haben, sondern sich in die Zukunft streckt und sich nicht bloß auf das gründet, was schon geschehen und von uns erlebt ist. An unsern Wünschen hat sie ihren Stoff; ist das nicht ein flüchtiger, vergänglicher Stoff, der keinen Stoß und Druck aushalten kann? Zeigen uns nicht gerade unsre Hoffnungen, wie stark wir schwanken, jetzt nach rechts uns wenden, dann nach links, jetzt in stolzer Höhe schweben und dann am Boden liegen? Diese Beschreibung ist bei derjenigen Hoffnung wahr, die wir selber in uns erwecken, nicht aber bei derjenigen, die uns angeboten ist, bei der, durch die wir träumend und dichtend unsern eignen Weg in die Zukunft hinaus verlängern, nicht bei der, wo wir auf den achten, der unser Vorläufer geworden ist und uns zum Ziel vorangegangen ist. Ist die Hoffnung unser eignes Gebilde, dann kann sie nicht mehr leisten, als wir selbst. Unsre Gebilde tragen unsre Art an sich und sind so schwankend, so unfertig, so zerbrechlich wie wir selbst. Ist dagegen die Hoffnung uns dargereicht und gegeben, so hat sie die Art dessen an sich, der sie uns gibt. Die Hoffnung spricht: es ist unmöglich. Das ist ihre kühne Sprache, die nicht beim Gegenwärtigen stehen bleibt, sondern gleich auch die ganze Zukunft mit umfaßt, und nicht bloß auf das Wirkliche sieht, sondern auch auf die Möglichkeiten schaut. Wovon sagen wir, daß es unmöglich sei? „Es ist unmöglich, daß ich mich täusche; es ist unmöglich, daß ich mein Ziel verfehle; es ist unmöglich, daß ich falle und scheitere.“ Diese Hoffnung gleicht den flatternden Fähnlein, die der Wind zerfetzt. „Es ist unmöglich, daß Gott lüge.“ Das ist die Hoffnung, die dem Anker gleicht. Denn das ist diejenige Hoffnung, die uns angeboten ist, die wir nicht selbst herstellen, sondern ergreifen, weil sie uns gegeben ist.

Weil wir an denjenigen Hoffnungen, die wir uns selbst bereiten, die Erfahrung machen, daß sie zerbrechen, so hat sich

schon mancher vorgenommen, sich das Hoffen abzugewöhnen. Er kehrt der Zukunft den Rücken zu; warum sollte er dorthin sehen, so lange sich dort nur die Nebelgestalten tummeln, die zerfließen, sowie wir in ihre Nähe gelangen? Sollen wir es nicht für unsere Weisheit halten, daß wir unser Auge fest auf das richten, was hinter uns liegt als die von uns durchlebte Vergangenheit? Sollen wir es nicht mit der Hoffnung ebenso machen, wie wir es nach Jesu Anleitung mit der Sorge halten? Unsre Sorge binden wir fest an den heutigen Tag; denn es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe. Wir lassen sie nicht heute schon hinaus in die Zukunft schweifen. Sind nicht die Hoffnung und die Sorge Geschwister? Können wir nicht auch die Hoffnung in dasselbe Grab legen, das unsre Sorgen bedeckt? Dieses Unternehmen gelingt aber niemand, und wer es ernsthaft versucht, der wagt einen so gewaltsamen Eingriff in sein inwendiges Leben, daß er an ihm verbluten wird. Wer sich nur nach rückwärts wendet, kann nicht sicher gehen; das ergibt den schwankenden, strauchelnden Gang, die Fahrt ohne Anker, bei der der Wind das Schifflein dahin treibt, wo es scheitern muß. Warum halten wir den Verzicht auf das Hoffen nicht aus? Damit müßten wir auch aufhören zu handeln, und müßten auf die Liebe verzichten. Wie kann der, der die Hand an den Pflug legt, sich weigern vorwärts zu sehn? Er muß vor sich auf sein Ackerfeld sehen, in das er seine Furchen zieht und seine Saat legt. Wollten wir die Hoffnung mit der Sorge von uns tun, so begrüben wir nicht nur die Sorge, die uns quält, sondern auch die, die das Beste in unser Leben legt, die, die auf Gottes Fürsorge schaut und ihr dient an denen, die uns anvertraut sind, wie an uns selbst. Aus der Gegenwart entsteht die Zukunft und wie wir jene behandeln, so folgt ihr diese nach. Und selbst wenn wir die furchtbare Amputation an uns vollzögen, und Arbeit, Dienst und Liebe aus unserm Leben rissen, und uns zur bloßen Beschaulichkeit erniedrigten, die dem zusieht, was geschehen ist und geschieht: auch dann flögen unsre

Gedanken immer wieder in die Zukunft hinaus und wären bemüht zu erspähen, was nun kommen wird. Es hat noch keinen gegeben, der bloß an das Vergangene dachte, nicht auch an das Kommende, bloß auf das Wirkliche schaute, nicht auch auf das Mögliche.

Wer sich vor der zerbrechenden, trügenden Hoffnung schützen will, der gehorche unserm Text und ergreife die Hoffnung, die uns angeboten ist. Wo wird sie uns dargereicht? Da, wo auch der Glaube und die Liebe uns dargeboten werden. Von oben her kommen die guten Gaben immer als vollkommene, immer so, daß sie uns völlig und wirklich helfen, nicht nur durch ein Stückwerk, wodurch das eine Bedürfnis befriedigt wird, das andre dagegen darben muß. Gott hält es so mit uns, wie es uns Jesus beschreibt: der, den er tränkt, wird nimmermehr dürsten. Er erhält die Berufung zum Glauben, die Kraft zum Lieben und den Grund zum Hoffen miteinander durch die eine und selbe Gnade, die uns verschafft, was wir heute, und was wir morgen brauchen, was uns für unser zeitliches Leben nötig ist und was uns zur ewigen Vollendung führt.

Wir kommen von der Himmelfahrt her, und haben uns wieder mit großem Dank sagen lassen, daß aus unserm Leben eine Himmelfahrt werden soll. Dort ist uns die Hoffnung dargereicht, eine solche, die sich nicht auf uns selbst stützt, sondern auf Gott, die nicht kühn behauptet: ich will! sondern wahrnimmt, was Gott will und macht, die nicht versichert: „es ist unmöglich, daß ich schwanke", sondern deren Gewißheit lautet: es ist unmöglich, daß Gott lüge. Dort haben wir den Vollendeten vor Augen, den, der sein Ziel gefunden hat. Er entschwand uns nicht, wie ein Komet entschwindet, sondern ruft uns, daß wir bei ihm bleiben und ihm nachgehen. Denn er beendet seine Gemeinschaft mit uns nicht. Neben sein Wort: Ich gehe zum Vater, stellt er das andere: Ich bin bei euch; bleibet in mir, wie ich in euch. Daß wir durch den Vollendeten berufen und mit ihm verbunden sind,

das ist die Anbietung der Hoffnung. So greifen wir nicht mehr nach unserm eignen Arm, als ob wir uns an unserm eignen Arm halten könnten; durch diese Hoffnung greifen wir nach Gottes Arm.

Dadurch hat uns Jesus verwehrt, mit unsrer Hoffnung ins Weite zu schweifen. Sie bringt, wenn sie sich selber überlassen ist, leicht eine Fülle bunter, reich geschmückter Bilder hervor, die unser Verlangen entfachen, weil sie uns mancherlei lockende Ziele und herrliche Güter vormalen. Die Hoffnung, die uns angeboten wird, ist nüchtern, denn sie bindet unser ganzes Verlangen an den Einen fest, der zum Vater ging und dadurch für uns zum Vorläufer geworden ist. Keine der vielen Fragen, die aus dem Dunkel der Zukunft hervortreten, erhält dadurch eine Beantwortung und Aufklärung. Nur daran haben wir uns zu halten, daß der Ruf Gottes, den uns Jesus bringt, die Wahrheit ist, daß wir bei ihm unser Ziel haben und das empfangen dürfen, was er für uns erworben hat und uns verleiht. Das ist aber keine enge oder kleine Hoffnung; sie umfaßt alles, was wir begehren können. Denn Jesus ging durch den Vorhang hindurch in Gottes Heiligtum hinein, und weil er dorthin ging, geht auch unsre Hoffnung mit ihm durch den Vorhang hindurch, und das macht sie geschickt, unser Anker zu sein. Weil sie ihren Grund in Gottes Heiligtum hat, darum hält sie allen Stürmen stand.

2.

Der Apostel nimmt, wie ihr wißt, sein Gleichnis von der Einrichtung des Heiligtums her, das Israel durch das Gesetz bekommen hat. Dort hing vor dem Allerheiligsten der Vorhang, der es völlig verschloß. Dieses Gleichnis hat aber eine unvergängliche, uns allen deutliche Wahrheit. Wir stehen beständig dicht neben dem Geheimnis, nicht nur deshalb, weil unser Auge nur ein kleines Stück der Welt umfaßt, auch nicht nur deshalb, weil der Weg der Menschheit in seinem Anfang und in seinem Ausgang für uns im Dunkeln liegt, so daß

wir nirgends weder das Erste, noch das Letzte wahrnehmen, sondern immer nur das Stück, das in der Mitte zwischen beiden steht, so daß sich der uns erkennbare Teil unseres Lebens auf allen Seiten rasch in ein völliges Geheimnis verbirgt. Das würden wir leicht ertragen. Was uns manche Erschütterung bereitet, ist vielmehr das, daß der Vorhang auch vor dem Heiligtum hängt und aus Gottes Willen und Regierung für uns ein Geheimnis macht, zu dem es keinen Zugang für uns gibt. Freilich ist es nicht so, daß wir einen unbekannten Gott anbeten. Jesu Wort: „Ihr betet an, was ihr nicht kennt", ist nicht zu seiner Gemeinde gesagt. Wir wären undankbar gegen seine Gabe, und ungläubig gegen sein Wort, wenn wir so klagten. Dann wäre auch das Gleichnis, zu dem unser Text den Vorhang braucht, nicht mehr für uns anwendbar. Der Vorhang macht das Heiligtum gleichzeitig sichtbar und unsichtbar; er verhüllt und offenbart zugleich. Er tut uns kund, wo wir Gott finden und wie wir den Zugang zu ihm erlangen, eben durch den Vorhang hindurch. Er wäre nicht da, wenn Gottes Gnade uns nicht beriefe und seine Gemeinschaft uns nicht anböte. Der Vorhang macht offenbar, daß er nicht fern von uns ist, aber gleichzeitig, daß ein Geheimnis ihn noch für uns verhüllt, das nicht fortgeschafft werden kann. Wir sind Gottes gewiß gemacht. Was uns gegeben ist, ist Gewißheit, nicht Zweifel, nicht bloß Ahnung oder Sehnsucht, sondern mehr als das: Glaube, der das Vermögen hat, uns zu Gott hinzuwenden, so daß wir ihn nicht vergessen können, sondern unsre Liebe ihm gehört. Nun stehen wir aber gleich vor dem Geheimnis. Wie kommt sie denn in uns hinein, diese Gewißheit Gottes, die uns zu ihm hinleitet und bei ihm erhält? Wie tritt sie in unserm Geist hervor? Was ist ihr Grund? Was macht uns so fröhlich und gewiß, wenn wir seiner gedenken? Und was haben wir mit ihr erkannt? Wollen wir das aussprechen, worüber wir Gewißheit haben, so versagen gleich die Worte und die Gedanken schwanken und verwirren sich. Der Vorhang ist da und wir vermögen

nicht ihn wegzuheben. Wir beten, und wissen, daß wir dabei nicht träumen oder fiebern, sondern wirklich vor Gottes Angesicht kommen, und unser Herz zu ihm erheben und unsern Willen in den seinen legen. Wir wissen, daß das kein leerer Vorgang ist, sondern der lebendigste Lebensakt, der uns in dieser Zeit beschieden wird. Aber gleich ist wieder das Geheimnis da. Wie nun Gottes Regierung unser Gebet aufnimmt und in ihr Werk einordnet, wie es durch die Erhörung zu uns zurückkommt, und welche Wirkungen es schafft, das geschieht hinter dem Vorhang. Dem sieht unser Auge nicht zu. Niemand kann das nachweisen oder ausrechnen. Wir dienen Gott und tun es mit Gewißheit. Wir haben ein heiliges Recht über uns, an das wir unsern Willen hingeben. Daß das nicht unsre Willkür ist, sondern Gottes Gesetz, von dem kein Jota fällt, ob auch Berge weichen und Hügel fallen, das wissen wir. Aber dicht daneben ist auch wieder das Geheimnis hingestellt. Wie und wozu uns nun Gott braucht, was er uns in seinem Dienst ausrichten läßt, was die Ernte ist, die durch unsre Saat geschaffen werden soll, wer weiß das? Auch nicht bei unsern Nächsten sehen wir es zuvor, wie Gott unsre Liebe und Arbeit braucht, noch weniger ermessen wir das, wenn wir auf Gottes große Gemeinde schauen und auf sein Werk, das die Menschheit umfaßt. Wir haben unsern Dienst als Gottes Knechte zu tun, die das ausrichten, was ihnen aufgetragen ist. Wie unser Werk in Gottes hohe Regierung eingeordnet wird, das weiß nicht der Knecht, sondern allein der Herr, der uns sein Gebot gegeben hat.

Was geht durch den Vorgang hindurch in das Heiligtum hinein? Nicht unsre Gedanken, sonst wäre der Vorhang nicht mehr da; auch nicht unsre Erfahrung oder unser Experiment. Wenn wir trotzig am Vorhang zerren, so heben wir ihn nicht weg. Der Verschluß, der Gottes Heiligtum für uns verhüllt, wird dadurch nur fester; wir werden so vollends vom Heiligtum weggeschickt. Aber die Hoffnung geht durch den Vorhang hinein, nicht jene willkürliche, die ein Kind unsrer

Träume ist, sondern die, die uns angeboten wird. Das tut sie deshalb, weil Jesus durch den Vorhang eingegangen ist. An ihn hält sie sich und läßt ihn nicht, sondern geht mit ihm zu Gottes Thron empor.

Darum ist sie unser Anker. Wird ihn der Sturm brechen? Er geht in Gottes Heiligtum hinein und im Heiligtum Gottes stürmt es nicht. In unserm Bereich diesseits vom Heiligtum, da stürmt es oft, und wir schwanken auf und ab, versinken bald in Verzagtheit, bald fahren wir hoch her in unsrer Eitelkeit, sind bald übergeistlich und dünken uns vollkommen, und haben wieder die größte Not mit unserm fleischlichen Sinn und seinen Armseligkeiten. Wer den Anker hat, kommt nicht aus Gottes Bahn. Wir sehen empor zu Gottes Heiligtum, das dämpft unsre Hoffart, und richtet unsre Schwachheit auf. Der Sturm rüttelt an unserm Glauben und an unsrer Liebe. Haben wir auch wirklich Grund, sichern, tragenden Grund für unsere Gewißheit, mit der wir uns Gottes und seiner Gnade getrösten? Und ist es vernünftig und lohnend, daß wir dienen, lieben und nicht das unsre suchen, sondern das, was des andern ist? Wer den Anker hat, den wird der Sturm nicht vom Glauben scheiden, nicht von der Liebe trennen. Freilich haben wir nur ein Stück vor Augen, und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Das Stück, auf dem unser Glaube steht, ist noch nicht das Ganze, und die Liebe streut ihre Saat, und trägt noch nicht die Garben heim. Aber wir warten getrost, bis der Vorhang sich hebt.

Das ist freilich dabei der große Hauptpunkt, daß wir wissen, daß der Vorhang das Heiligtum verhüllt, nicht einen leeren Raum, in dem nichts ist, nicht Asche, Moder und Tod. Vor dem Himmel liegt der Vorhang; was ist das? Das heißt: hinter ihm steht Gottes Herrlichkeit, seine vollkommene Offenbarung, der volle, ewige Erweis seiner Gnade, die nicht schwankt, nicht zerbricht, nicht lügt. Es ist unmöglich, daß Gott lüge. Hier findet unser Anker Grund. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Zweiter Sonntag nach Trinitatis.

(28. Juni 1908.)

2 Timoth. 1, 3—6.

Wir können unsrer Stadt nichts Größeres wünschen, als daß sie eine lebendige christliche Gemeinde werde. Was uns dazu verhilft, das haben wir in unserm Text in herrlicher Deutlichkeit beisammen. Wie bekommen wir eine christliche Gemeinde? Durch gläubige Mütter, durch tapfere Männer, durch den Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht.

1.

Unser Text macht aus dem heutigen Sonntag einen Ehrentag für unsre Mütter. Timotheus stand in der reichsten christlichen Gemeinschaft, die es je in der Kirche gab, zuerst und vor allem mit Paulus, der ihm schreiben kann: Du bist immer drin in meinem Gebet bei Tag und Nacht, dann aber auch mit seinen vielen Mitarbeitern, mit Barnabas und Silas und Markus und Lukas und Aquila und all den andern. Unser Brief berief Timotheus nach Rom; dort kannte er sie alle, jene Christen, denen die Kirche eine unvergängliche Dankbarkeit bewahrt, die in den Gärten Neros mit Freude gestorben sind, nachdem sie kurz vorher mit Freude vom Apostel das Wort Jesu empfangen hatten. Wir würden es alle begreifen, wenn Paulus an Timotheus schriebe: Ich bin für dich ohne Sorge; denn du bist nicht allein, du hast Freunde und Genossen, die dich stärken und tragen werden; du stehst mitten in einer reichen Gemeinschaft drin und genießest ihren Segen. Nun hat ihm Paulus geschrieben: Ich bin für dich ohne Sorge; denn du hattest eine fromme Mutter und eine fromme Großmutter.

Eine unzählbare Reihe von Zeugen bekräftigt unsern Text. Diejenigen sind nicht zu zählen, die beim Rückblick auf

ihren Weg, wenn sie sagen wollten, wie Gottes Gnade sich an ihnen kundtat, zuerst und vor allem sagten: Ich habe eine fromme Mutter gehabt, weit vor allen andern Erlebnissen, die ihnen Gottes Gnade vermittelten, weit vor dem Dienst der Pastoren oder der Professoren. Wie recht sie haben, wird uns deutlich, wenn wir den entgegengesetzten Fall vor uns haben. Muß man von einem Mann sagen: seine Mutter war eine gottlose, gemeine Frau, wie viel ist damit mit einem Schlag erklärt! Wie viel Erbarmen, Nachsicht und Geduld wird durch dieses eine Wort für ihn begründet! Auch Paulus begann seinen eigenen Dank gegen Gott damit, daß er an die Frömmigkeit seiner Eltern denkt: Ich diene, sagt er, meinem Gott von meinen Vorfahren her mit reinem Gewissen. Bei Timotheus sprach er nur von der Mutter, weil Timotheus das Kind einer gemischten Ehe war; sein Vater ist Heide gewesen. Das hat die Aufgabe seiner Mutter wesentlich erschwert. Es ist uns allen deutlich, daß die Aufgaben schwer werden, wenn in einer Ehe die beiden Gatten verschiedene Wege gehen und die Frau beim Mann für ihr inwendiges Leben keine Stütze und Hilfe findet. Aber auch schon die Mutter des Timotheus hat den Segen empfangen, den uns eine fromme Mutter verschafft, und die Mutter und die Tochter hielten zusammen und haben sich gegenseitig gestützt. Paulus dagegen schwebte, wenn er an seine Jugend dachte, auch das Bild seines Vaters vor, wie er sein Leben im Gehorsam Gottes führte und es seinem Haus verschaffte, daß sie mit reinem Gewissen von ihrer Kindheit an Gott dienen konnten. Deßhalb hat Paulus auch damals noch, als er vor den Häuptern Israels stand, auf den Tod verklagt und mit glühender Leidenschaft gehaßt, ihnen zugerufen: Ich bin eines Pharisäers Sohn! (Apostelg. 23, 6.) Dafür hat er Gott sein Leben lang gedankt.

Was die Mutter dem Kinde verschafft, das sind seine ersten Eindrücke, und von diesen hängt alles ab, was weiter in ihm wächst; sie wirken in seiner ganzen Lebensgeschichte nach. Dient das Kind in der Zeit, wo es bei den Eltern und

von den Eltern lebt, vereint mit ihnen mit reinem Gewissen Gott, so ist für alles Folgende ein guter Grund gelegt. Niemand kann den Müttern diesen Dienst abnehmen; nichts läßt sich an dessen Stelle setzen. Denn die Mutter und das Kind sind durch die Natur miteinander verbunden. Laßt uns nicht geringschätzig von der Natur reden! Die Zusammenhänge, die die Natur zwischen uns stiftet, sind von Gott gestiftet. Die Mutter ist durch Gott mit ihrem Kind verbunden; darum hat sie für ihr Kind das Recht des Glaubens und das Recht des Gebets vor Gott; wenn sie mit ihrem Glauben auch ihre Kinder umfaßt und sie dem Herrn übergibt, und mit ihrem Gebet ihre Kinder in Gottes Gnade legt, so handelt sie nach ihrem von Gott ihr gegebenen Amt und steht unter seiner Verheißung. Unser sicherstes Eigentum ist unser Erbe. Es besteht aber zwischen den Eltern und Kindern nicht nur im Vermögen ein Erbgang, sondern auch im inwendigen Lebensstand. Darum ist das Werk und Amt, das unsre Mütter für die Gemeinde auszurichten haben, unvergleichlich groß. Was haben sie dazu beizutragen, damit wir eine christliche Gemeinde werden? Sie haben der Gemeinde die Söhne und Töchter zu geben, die mit reinem Gewissen Gott dienen von ihrer Kindheit an.

Es gibt Leute, die sagen: die Frauen seien gegenwärtig in der Kirche ohne Rechte und ohne Macht. Was soll ihnen fehlen? Sie dürfen keine Stimmzettel in die Urnen werfen, wenn wir die kirchlichen Aemter bestellen, die Vertreter der Gemeinde wählen, oder auch anderswo die Pfarrer. Wollen wir uns wegen Kindereien und Kleinigkeiten die großen Wirklichkeiten verhüllen, die unserm Leben die Tiefe und den Ernst verschaffen? Die Mutter des Timotheus hat nie einen Stimmzettel in eine Urne gelegt, und hat doch für die Kirche das Größte getan. Denn sie stand mit ungeheucheltem Glauben vor ihrem Sohn und führte ihn dahin, wo er zum Mitarbeiter des Paulus ward. Wenn eine Mutter ihren Sohn schon beim Anfang seines Lebens, schon bei der Geburt und Taufe, mit

ungeheucheltem Glauben Gott darbringt und ihn hernach mit ihrem Glauben begleitet, bis er zum Mann wird, was kann sie Größeres für den Herrn tun? Dafür geben wir unsern Müttern den unerschöpflichen, ewigen Dank.

2.

Wir bekommen freilich eine christliche Gemeinde nicht allein durch die Frauen; dazu brauchen wir auch Männer, tapfere Männer. Paulus schreibt an Timotheus: Es verlangt mich, dich zu sehn, damit ich mit Freude erfüllt werde. Dieses schlichte Wort besitzt die ganze Majestät des echten Heldentums. Damit wußte Timotheus genug. Er wußte: jetzt geht es mit Paulus zu Ende; ich darf noch einmal zu ihm, darf noch einmal kommen zum letzten Abschied und darf bei ihm sein, wenn er nun in den Tod geht. War es denn nicht gefährlich, jetzt nach Rom zu reisen? Paulus war im Kerker und auf dem Wege zum Richtplatz, und Rom für seine Gefährten ein gefährlicher Boden. Aber solche Gedanken hatten bei diesen Männern keinen Raum. Sie gehören zusammen. Sie haben miteinander gelebt und gearbeitet; nun stehen sie auch bei einander wie Vater und Sohn, als es gilt, den letzten Gang anzutreten und den letzten Kampf zu bestehen. Freunde, das ist tapfer. Paulus spricht in unserm Text von der Trennung, durch die er Timotheus von sich entfernt hat. Damals wurde ihm der Abschied schwer; er hat ihn bittere, heiße Tränen gekostet. Wir verstehen leicht, daß Timotheus in der letzten Zeit Paulus nicht gern verließ. Aber es mußte sein. In Ephesus und den andern griechischen Gemeinden drängten sich religiöse Schwätzer hervor und brachten Unrat in die Gemeinden hinein. Man mußte ihnen wieder zur Eintracht und zur Zucht verhelfen. Diese Sorge überwog alles, jeden persönlichen Wunsch, jede Rücksicht auf das eigne Gefühl. Der Dienst verlangte, daß sie sich trennten, und der Dienst geht vor. Jedes Opfer wird ihm gebracht. Paulus hat es Timotheus gern gegönnt, daß er bei der Trennung heiße Tränen

weinte; aber gehen mußte er ohne Murren. Freunde, das ist tapfer. Jetzt erst, wo es zum Ende geht und ihn nur noch wenige Wochen vom Tode trennen, schreibt er ihm: jetzt darfst du kommen; jetzt tue mir noch den letzten Dienst der Liebe und sei bei mir beim letzten Zeugnis und beim letzten Gebet.

Wir brauchen tapfere Männer, solche, die nicht bloß schweigen, sondern reden, nicht bloß schwatzen, sondern handeln. Wie bleibt die Grenze zwischen dem, was rein und unrein, schlecht und recht vor Gott ist, unter uns deutlich und in heiliger Geltung? Nur dann, wenn wir Männer unter uns haben, die sie tapfer verteidigen; sonst werden wir ein zuchtloser Haufe. Es versteht sich nicht von selbst, daß Gottes Wort und Wahrheit unserm Volk erhalten bleibt; dazu haben wir Männer nötig, die sich seiner nicht schämen, und damit sie sich des Evangeliums nicht schämen, müssen sie tapfer sein. Ich freilich brauche hier oben auf der Kanzel keine Tapferkeit; hier krümmt mir niemand ein Haar. Aber Jesu Wort gehört hinein in unser Leben, und damit es dorthin komme, dazu brauchen wir Männer, die nicht bloß ihre Bequemlichkeit und ihren Vorteil suchen, sondern tun, was vor Gott recht und für alle heilsam ist. Unsre Tapferkeit soll in unserm Gehorsam gegen Gott bestehen. Das sind die Helden, die wir brauchen, die Gott gehorchen.

3.

Wie bekommen wir Mütter, die mit ungeheucheltem Glauben vor ihren Kindern stehen, wie Männer, die sich mit Tapferkeit Gott zur Verfügung stellen? Dazu ist uns der Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht gegeben. Die Verzagtheit liegt uns nah. Vielleicht sagen die Mütter: wie machtlos stehn wir vor unsern Kindern! wie wenig Einfluß haben wir auf sie! wir können unsre Söhne nicht leiten und nicht behüten; sie gehen ihren eigenen Weg. Und wenn wir nach aufrechten Männern fragen, die keinen krummen Rücken haben, und keinen schielenden Blick, sondern helle, klare

Augen, so erhält man die Antwort: was bedeuten denn wir für die Gemeinde? Gleicht nicht das, was wir sagen und tun, dem Tropfen, der auf einen heißen Stein fällt? Denn wir können die Verhältnisse nicht wenden, und die Welt nicht ändern; die Dinge gehen ihren Gang. Gott hat uns aber nicht den Geist der Furchtsamkeit und Verzagtheit gegeben. Sind wir verzagt, so dürfen wir davon nie sagen: das sei Gottes Werk in uns und durch seinen Geist uns gewährt. Freilich gehört es zum Amt des göttlichen Geists, daß er alle Hoffart zerbricht und tötet, uns beugt und klein macht, so daß wir unser Vertrauen nicht auf die Menschen stellen, sondern allein auf Gott. Gottes Geist lehrt uns das Psalmwort: Ich preise die Gerechtigkeit des Herrn allein, nicht mein Recht und Vermögen, oder das der andern Menschen, sondern einzig Gottes Gerechtigkeit. Deswegen ist er dennoch kein Geist der Verzagtheit, und wir haben nie recht, wenn wir unsre Mutlosigkeit und Schlaffheit ihm zuschreiben. Denn Gottes Geist zeigt uns nicht nur, was der Mensch ist, sondern auch, was Gott für uns ist und uns gewährt. Die Kraft, die Liebe und die das Maß und die Zucht bewahrende Verständigkeit, das ist Gottes Gabe, diese drei zusammen, nicht getrennt, nicht abwechselnd jetzt dies und dann das; vielmehr sind sie vereint das Merkmal des Geistes und Gottes Geschenk an uns. Trennen wir sie von einander, dann weichen wir von Gottes Bahn. Kraft gibt uns Gott, aber nicht jene, die hoch auffährt, ihren Willen tut, die andern zerbricht und beugt und sich an ihrer eignen Stärke freut, sondern jene, die durch die Liebe geleitet ist und ihr Vermögen zum Heil der andern braucht. Liebe gibt uns der Geist, aber nicht jene, die schwärmt und phantasiert und schwelgt und sich am Genuß berauscht, den uns die Liebe stets gewährt, sondern die, die uns verständig und besonnen macht und uns klare Augen für das verschafft, was möglich und heilsam ist, so daß wir die Dinge nehmen, wie sie sind. Verständigkeit gibt uns der Geist, aber nicht jene, die zwar rechnen kann, aber bloß so rechnet, daß

unser Vorteil das Resultat der Rechnung ist, die sich darum vor der Macht der Verhältnisse beugt und mit den Wölfen heult und zufrieden ist, wenn sie uns vor Beschwerden schützt, sondern jene Verständigkeit gibt uns der Geist, die die Kraft und Glut der Liebe in sich trägt, und jene Liebe, die uns nicht weich und biegsam macht, sondern Stärke verschafft. Wie kann sich das zusammenfinden: Kraft, die nicht hart macht, Liebe, die nicht träumt, Verstand, der aus uns nicht einen Egoisten macht? Das ist freilich ein Wunder, daß diese drei beisammen sind. Das ist nicht des Menschen Art, wohl aber Gottes Art. Nicht unser Geist, sondern Gottes Geist ist der Geist der Kraft und der Liebe und des Verstands.

Vielleicht klagen wir: es fehle uns an Gaben. Paulus redet nicht so und hat Timotheus nicht gesagt: du hast nicht genug Gaben, und solltest noch andere und größere Gaben erhalten. Gott hat uns den Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht gegeben. Das sagen wir nicht um unsretwillen, sondern um Jesu willen. Das ist so, weil uns Gott unsern Herrn Christus gegeben hat. Deshalb ist uns der Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht gegeben. Denn mit ihm erschien uns die echte, treue Gnade, die uns die vollkommene Gabe verleiht. Darum erwecke die Gabe, die in dir ist. Fache sie an, schreibt Paulus, damit sie sich zeige, wie sich aus der verborgenen Glut ein helles, starkes Feuer erheben kann. Die Meinung ist nie richtig: es gebreche uns an Gaben. Nicht das ergibt unsre Not, daß wir zu wenig Gaben empfangen haben, sondern das macht unsre Not, Schande und Schuld, daß wir zu viel Gaben haben, nämlich mehr, als wir benützen, mehr als wir verwenden und fruchtbar machen. Die Gaben, die wir unbenützt versäumen, belasten uns. Es fehlt uns in Deutschland nicht an Erkenntnis. Wir haben Männer genug, die wissen, was sie an Jesu Wort haben; aber es fehlt uns an Glauben, der in dem steht und bleibt, was wir erkannt haben, und nicht hin und her schwankt, sondern das Empfangene bewahrt. Wir haben genug Moral unter uns; was uns fehlt,

ist der Gehorsam, der die sündliche Begierde tapfer angreift und uns dem Willen Gottes untertänig macht. An Gelegenheit zur Arbeit fehlt es uns nicht; davon gibt es mehr als genug; aber die Arbeiter fehlen uns, die nicht das Ihre suchen, sondern bereit sind, sich brauchen zu lassen, wie Gott sie brauchen will. Darum erwecke die Gnadengabe, die in dir ist. Wir erwecken sie dadurch, daß wir das Klagen und Murren lassen und für die Gabe, die uns verliehen ist, danken. Wir erwecken sie weiter dadurch, daß wir sie gebrauchen und für die fruchtbar machen, die uns anvertraut sind. Wer da hat, dem wird gegeben, und was uns gegeben wird, das ist der Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sechster Sonntag nach Trinitatis.

(26. Juli 1908.)

Apostelgeschichte 8, 26—39.

Unser Text macht uns deutlich, daß Gottes Zeiten andre als unsre menschlichen Zeiten sind, nach dem Psalmwort: Tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag. Ein Afrikaner wird getauft, noch ehe ein Grieche getauft war, ehe es einen einzigen europäischen Christen gab. Es sieht aus, als ob gleich der helle Tag über Afrika anbreche und Gottes Gnade sich dort zuerst eine Gemeinde sammle, die ihm geheiligt sei. Aber unsre Geschichte bleibt eine Verheißung, die ihr Licht in eine Zukunft sendet, auf die auch wir noch warten. Zwar bekennen heute in Afrika nicht wenige mit dem Kämmerer: Ich glaube an Jesus, den Christus, den Sohn Gottes, und es wird heute an manchen Orten Afrikas dasselbe Wort verkündigt, das Philippus zuerst diesem Mann aus Abessinien gesagt hat. Aber der Kampf ist noch nicht entschieden. Ob Gott uns eine lebendige, starke afrikanische Kirche schenken wird, ob Jesu Name die afrikanischen Völker sammeln, einigen und heiligen wird, ihnen selber und der ganzen Menschheit zum Heil: das liegt noch in der Zukunft und bleibt für uns der Gegenstand unsrer Hoffnung und unsrer Arbeit. Gott hat seine Zeiten.

Es verhält sich ebenso in derjenigen Regierung Gottes, durch die er jeden einzelnen von uns zu sich zieht und jedem die Bekehrung zu Jesus gewährt. Auch da hat Gott seine Zeiten. Die Bekehrung zu Christus ist das Größte, was wir auf Erden erleben können; sie besitzt die ganze Herrlichkeit

einer Geburtsstunde, eines neuen Anfangs, durch den das Alte beendet und ein Neues begonnen wird, für das das große Wort nicht zu groß ist: „Das Alte ist vergangen; sieh! alles wurde neu; ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur.“ Gleichzeitig werden wir aber an jeder Bekehrung wahrnehmen, was uns unsre Geschichte so deutlich zeigt: alles ist wohl vorbereitet und fein ineinander gefügt zu einem starken Zusammenhang. Plötzlich kommt jener Afrikaner zu Christus und doch nicht plötzlich, sondern zu seiner Zeit. Eine Überraschung wird ihm zuteil, die ihm eine ganz neue Erkenntnis Gottes gibt, und doch war alles wohl geordnet. Darauf wollen wir heute achten:

Es gibt keine Bekehrung zu Christus, die nicht völlig vorbereitet ist, und es gibt keine Bekehrung zu Christus, die nicht alles neu macht.

1.

Der Afrikaner brachte viel in jene Stunde mit, in der Philippus ihm Jesus beschrieb. Er hatte seine Bibel vor sich und las, wie der Prophet den Knecht Gottes verkündigte, der wie ein Lamm in den Tod geht, beladen mit der Sünde des Volks, und so Gottes Werk vollbringt, und er fragt: „Wer vermag wohl so Großes? wer ist der, den der Prophet hier beschreibt?“ Wie kam er aber zu seiner Bibel? Drüben in Abessinien hatte er die jüdische Gemeinde kennen gelernt, und den Mut gehabt, seine Götter zu begraben. Er trat vor seine Königin, in deren Dienst er stand, mit dem Bekenntnis: „Ich bin nicht mehr Heide, sondern halte mich zu Israel, zu seinem Gott und zu seinem Gesetz“. Dann hat ihn die Sehnsucht erfaßt, einmal die Gemeinde des Herrn zu sehen, wenn sie im Heiligtum versammelt war und das Fest ihres Gottes feierte. Es ging ihm wie dem Psalmisten: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn.

Denn der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest: nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott". Nun hat er die lange Reise angetreten, vorbei an den großen Tempeln Ägyptens, mit den gewaltigen Steinbildern ihrer Götter und Könige, mit ihren gen Himmel ragenden Obelisken, vorbei auch an den griechischen Weltstädten, in denen alles beisammen war, was das Auge fesselt und die Begier reizt. Vorbei an all dem zog er nach Jerusalem hinauf und trat mit der Gemeinde zum Altar des Herrn hinzu. Nun zog er wieder heim, nicht von einem wilden Festtreiben ermüdet und zerstreut, sondern gesammelt, so daß er sich in die Schrift versenkt und auf die Verheißung des Propheten lauscht. Hier fügt sich jeder dieser Tage in fester Ordnung mit starkem Zusammenhang zum andern: der Tag, an dem er seine Götter wegtat und sich zu Israels Gott bekannte, der Tag, da er aufbrach, um Gottes Antlitz in seinem Heiligtum zu suchen, der Tag, da er vom Fest heimkehrte und seine Seele sammelte, um das Wort des Propheten zu hören, und endlich die Stunde, wo er sich von Philippus sagen ließ: „Sieh! hier ist Gottes Lamm!" So fein fügt Gottes Hand alles zusammen; so fest und sicher ordnet er ein Menschenleben und führt es zu seinem Ziel. Das gibt Geschichte, echte, bei der das eine nach dem andern und durch das andere geschieht, wirkliche Entwicklung, nicht die leere, bei der zwar etwas wachsen möchte und doch nichts wird und wächst, sondern die echte, bei der die Knospe sich bildet und gestaltet, und hernach öffnet sie sich zu ihrer Zeit. So bereitet Gott allen den Weg, die er in Christus zu sich zieht.

Aber auch Philippus mußte für den Dienst vorbereitet werden, den er dem Kämmerer zu leisten hat. Zuerst hat er treu seine Arbeit in der Gemeinde von Jerusalem als der Pfleger der Armen getan und für die Witwen gesorgt, damit sie täglich erhielten, was ihnen nötig war. Dann kam der schwere und schmerzhafte Tag, wo er eilig und heimlich aus

Jerusalem floh, als Stephanus getötet war. Da konnte sich auch Philippus nicht mehr auf den Gassen Jerusalems zeigen, weil auch für ihn die heilige Stadt zur Mörderhöhle geworden war. Das hat auch dazu gehört, damit er dazu gerüstet und befreit werde, daß er dem zu helfen vermochte, der aus Afrika kam. Damals mußte er sein Kreuz anfassen, und es war ein schweres Kreuz; denn alle Glieder der ersten Gemeinde verließen die heilige Stadt nur mit tiefem Leid. Aber er gehorchte Gott und trug mit tapferm Gehorsam sein Kreuz. So kam er nach Samaria, und nun sagte er nicht: „Was soll ich bei den Samaritern? Sie sind ein verdorbenes und unartiges Geschlecht", sondern er war auch hier dem Geist Gottes gehorsam und gab den Samaritern Jesu Wort und machte sich klar, daß Gottes Gnade für die Samariter nicht größer war, als die, die er selbst bedurfte und empfangen hat. Nun kann ihm Gott auch sagen: „Geh nach Gaza", und Philippus sagt nicht: „Was soll ich denn in Gaza nützen, und erst noch auf der Straße, wo ich nicht auf eine Zuhörerschaft rechnen kann?" Philippus hat gehorchen gelernt. Und als der Wagen mit dem Afrikaner herankam, sagte er nicht: „Das ist ein Afrikaner, ein Neger; ein solcher geht mich nichts an". „Steig auf", sagt ihm Gottes Geist. Jetzt kann er seinen Mund auftun, mit Gewißheit und Freudigkeit, so daß sein Wort Glauben in sich hat und Glauben schafft. Nun kann er dem Kämmerer das Lamm Gottes zeigen, in dem das Wort des Propheten zur Erfüllung kam.

Wir alle werden, wenn wir auf unser Christenleben zurücksehen, dankbar sagen: wie hat es Gott doch so wunderbar Schritt für Schritt gefügt, so daß es eine feste Ordnung bekam; alles war wohl bereitet. Wenn wir den Vers singen: „Nun danket alle Gott, der uns von Mutterschoß und Kindesbeinen an unzählig viel zu gut bis hieher hat getan!" so denken wir nicht bloß an die auswendige Führung und Segnung, wie freundlich Gott unser Schicksal zu ordnen weiß,

sondern das gilt auch für unsern inwendigen Lebensstand, für unsern Glaubensstand. Auch da bereitet Gott alles wohl. Das macht fest. So bekommen wir den Mut zum Herrn zu treten und ihm zu sagen: „Du hast mich gerufen", und ein solcher Mut wird nicht zum Übermut. Es gehört mit zu den Merkzeichen Gottes, daß er alles in seine feine, feste Ordnung bringt. Wenn wir das an der Führung unsers Lebens nicht wahrnähmen, so könnten wir irre werden und schwanken. Da wir aber immer wieder deutlich sehen, wie Gottes Hand alles wohl bereitet, so werden wir fest. Nun machen wir auch mit den andern Menschen keine Torheiten, und meinen nicht: wir könnten zu der von uns bestimmten Zeit jemand bekehren. Wir bekehren niemand, es sei denn Gottes Zeit für ihn da.

2.

Wenn nun aber die Stunde kommt, die dem Kämmerer beschert war, und wir eine Begegnung mit Jesus haben, was ist das doch für ein unerschöpflich großes Erlebnis! Oder meint ihr es anders? Wollen wir sagen: „Was konnte der Afrikaner in den paar Stunden lernen, während deren Philippus neben ihm auf dem Wagen saß? Ist er denn dadurch auf einmal zu einem Gottesgelehrten geworden? Ist nicht zu fürchten, daß er nicht viel begriffen habe? Und zum Schluß läßt er sich taufen! Soll das alles sein, was er mitbekam nach Afrika? Und wie ärmlich war diese Tauffeier! Philippus hatte nicht einmal ein silbernes Becken, um daraus die Taufe zu vollziehen, und keine Pathen waren da und kein Taufmahl". Was hat der Kämmerer von Philippus empfangen?

Er las im Propheten die Darstellung des Knechtes Gottes, der sich mit der Schuld der Menschen belud, unter sie gebeugt war und doch aufrecht blieb, und von ihrer Schuld nicht erdrückt wurde, obgleich er litt. Dieser Knecht Gottes kann sie tragen, und er trägt sie bis zum Tod. Indem er die

Schuld trägt, bringt er den Verschuldeten die Vergebung, und indem er stirbt, wird ihm der Tod zum Aufgang des Lebens. „Wo ist der? wer kann das?" fragt der Kämmerer. Und Philippus antwortet ihm: es gibt einen, der so zu Gott und so zur Welt steht, daß er die Schuld der Menschen getragen hat, der dich und mich so lieb hat, daß er unsre Sünden auf seine Schultern nimmt. Der, der das kann, ist gekommen. Er möchte es nicht bloß gern tun, sondern er hat das vollbracht. So ganz ist er Knecht Gottes, so ganz Sohn Gottes, daß er die Last der menschlichen Schuld zu tragen vermag, so daß sie weggetragen und vergeben ist. „Geht das auch mich an?" fragte der Kämmerer, „auch mich, den Mann aus Afrika?" Und Philippus fuhr fort und sagte ihm: Sieh, Christus hat uns die Taufe bereitet; durch sie ruft er einen jeden von uns zu sich, stellt uns in den Segen seines Todes, gibt uns teil an seiner Vergebung und Versöhnung, und bringt uns in die Leitung seines Geists. Weil dir Christus die Taufe gibt, weißt du, daß er auch für dich die Schuld getragen und für dich zu Gottes Lamm geworden ist. Da griff der Kämmerer zu. „Hier", sagte er, „ist Wasser; laß uns nicht daran vorbeigehn!" Und er empfing Jesu Zeichen.

Hat er nun nicht eine Stunde der Geburt erlebt, von der gilt: „Sieh, ich mache alles neu"? Bisher war er der Gemeinde zugetan, die die Verheißung besaß. Als er die Schrift las, erweckte nicht das seine Verwunderung, daß Gott seinem Volk eine große und herrliche Verheißung gegeben hatte. Wer kann sie erfüllen? das war die Frage des Kämmerers. Freilich ist es schon eine herrliche Sache, wenn wir eine Verheißung ergreifen dürfen, die uns eine Hoffnung gibt. Denn durch sie wird uns die Zukunft hell. Aber in jener Stunde, als Philippus beim Kämmerer war, empfing er noch etwas Neues und Größeres. „Glaubst du?" fragt ihn Philippus, und er kann antworten: „Ja, ich glaube an Jesus". Jetzt hat er nicht nur eine helle Zukunft, sondern eine helle

Gegenwart, nicht nur den Ausblick auf das, was Gott einst tun wird, sondern die Gewißheit von dem, was Gott für ihn getan hat. Jetzt heftet sich an sein Verhältnis zu Gott kein „Wenn und Aber" mehr, kein: „vielleicht, falls es glückt". Nun kann er die Gnade erfassen. Glauben kann er, weil alles beseitigt ist, was ihn von Gott schied. Seine Trennung von Gott ist aufgehoben, die Feindschaft getötet, die Schuld weggetan.

Noch etwas anderes hat der Kämmerer gehabt; aber das, was ihm Philippus brachte, war größer als das, was er besaß. Als er sich zur Fahrt nach Jerusalem rüstete, da war er der Ordnung Gottes gehorsam und tat, was das Gesetz den Gliedern der Gemeinde zur Pflicht gemacht hat. Es ist eine herrliche Sache um den Gehorsam, um die Erfüllung des göttlichen Gebots. Jetzt erhält er aber noch etwas unvergleichlich Größeres; jetzt darf er glauben. In seinem Gehorsam setzte er seine eigne Willenskraft ein, damit Gottes Wille durch ihn geschehe. Damit erzeigte er Gott seine Liebe und seinen Dienst, eifrig, fleißig, tüchtig, weil ihm Gottes Gebot mehr galt als seine eignen Interessen. Nun aber begegnet ihm der Knecht Gottes, der die Schuld der Welt trägt. Da ist nicht mehr von dem die Rede, was der Mensch macht, wie viel er leiste, wie er durch seinen Gehorsam Gott das Opfer bringe, wie weit er selbst sich emporhebe in der Heiligung. Jetzt kann der Kämmerer glauben; denn nun ist der Himmel für ihn offen und er sieht, was Gott für ihn getan hat. Das Lamm Gottes steht vor ihm, und er folgt ihm nach und bleibt bei ihm, stellt sich in seine Gnade und gewinnt aus ihr die ewige Freude. Das fand der Kämmerer nicht in Afrika; das bekam er, weil ihm der Bote Jesu den Namen Jesu verkündigt hat.

Vielleicht hatten wir vor unsrer Begegnung mit Jesus noch viel weniger, als was der Kämmerer schon aus Afrika mitgebracht hat. Vielleicht hatten wir damals noch keine

Hoffnung, sondern bloß ein schweres Herz, vielleicht auch keinen Gehorsam, sondern bloß die wilde Lust. Aber auch dann, wenn es bei uns so wie beim Kämmerer wäre und Gott uns auf dieselbe Weise den Weg zu Jesus gebahnt hätte, wie ihm, nämlich so, daß wir uns vorher im Gehorsam unter seine Ordnungen beugten und mit Hoffnung auf seine Güte warteten: auch dann bringt uns die Stunde, in der wir Jesus begegnen, etwas Neues, was unvergleichlich ist. Niemand gibt es uns als er: Glauben wirkt er. Wie sollten wir auf Gottes Lamm verzichten? Womit wollten wir seine Gabe vertauschen?

Der Afrikaner zog nun nach Afrika ganz allein. Dort traf er keinen Pfarrer, keine Kirche, keine Brüder, keinen Gottesdienst. Gab das nicht Grund, sich zu fürchten? Ganz allein schickt Gott diesen Mann mitten in den dunkeln Erdteil hinein, und erst noch an einen Fürstenhof! Was nahm er mit? Seine Taufe, das Zeichen Jesu. Er ist dem Herrn begegnet; er wird ihn geleiten. Im Geleit Jesu wandert es sich gut. Er weiß, wem er seine Gnade gab, und erkennt an allen Orten und an allen Menschen seine Zeichen. Daran wollen wir uns halten, wenn uns nach dem frohen Anfang des Christenstands der heiße Mittag und der dämmernde Abend kommt. Wir tragen das Zeichen Jesu, schon von der Taufe her, und haben es im Glauben in uns. Der Herr kennt seine Zeichen auch an uns. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Achtzehnter Sonntag nach Trinitatis.

(18. Oktober 1908.)

Jakobus 2, 1—10.

Mit einer uns alle ergreifenden Deutlichkeit stellt uns der Text den Unterschied zwischen der echten und der unechten Liebe dar. Ich wollte, ich hätte Menschen- und Engelzungen, um euch den Text so zu sagen, daß ihr ihn behaltet. Und doch wäre ja nichts damit getan; wenn ich Menschen- und Engelzungen hätte ohne die Liebe, so gliche ich dem tönenden Erz und der klingenden Schelle mit allen großen Worten, zumal da unser Text nicht nur von der unechten, sondern auch von der echten Liebe spricht. Ohne Liebe über die Liebe eine gemeinsame Betrachtung anzustellen, ergäbe ein häßliches Ding. Darum kann uns unser Text nicht zu Scheltworten Anlaß geben, daß wir etwa das Kapital schelten wollten; auch nicht zu Schmeichelworten für die Arbeitenden. Die Liebe hetzt nicht und schmeichelt nicht. Er kann uns auch nicht zu Träumen verleiten, so daß ich euch heute etwa den Zukunftsstaat vor die Augen führte und euch eine neue Ordnung unsrer öffentlichen Verhältnisse beschriebe. Ihr würdet so vielleicht einen geistreichen, neuen Gedanken bewundern. Aber die Liebe begehrt nicht Bewunderung; sie erbaut, das heißt: sie stärkt, daß wir den Willen Gottes in allen Dingen vor Augen haben und redlich aneinander Jesu Gebot tun.

So laßt uns unsern Text brauchen, damit unser Auge bei uns selber geschärft werde *für das, was echte und was unechte Liebe ist*. Auf der einen Seite steht der

Schein und das Unrecht und der Schaden und auf der andern die Wahrhaftigkeit und das Recht und das Heil.

1.

In eine christliche Versammlung kommt einer mit einem prächtigen Rock und einem goldenen Ring, wie ja der Orientale gern seinen Reichtum an seinen Kleidern zeigt. Nun wird er zum Ehrensitz geleitet. Daß er die Versammlung besucht, das ist für sie selber eine Ehre. Die Verbeugung, mit der er begrüßt wird, ist darum tief, die Höflichkeit, mit der er zu seinem Platz geleitet wird, groß. Warum denn nicht? fragen die Leser; das ist ja das königliche Gebot der Schrift: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Die Liebe macht höflich, ehrerbietig, freundlich gegen alle. Ganz recht, sagt Jakobus, ihr tut wohl, wenn ihr das königliche Gebot der Schrift erfüllt. Aber die Sache ist nicht in Ordnung.

Das zeigt sich gleich, wenn nun der Arme kommt. Da ist das königliche Gebot der Schrift nicht mehr königlich, und darf nicht mehr regieren und der Gemeinde zeigen, was sie zu tun hat. Der Arme mag sehen, wo er seinen Platz findet.

Wem galt nun hier die Liebe? Galt sie dem Mann oder dem Rock? Wem wurde hier der Dienst erwiesen, dem Menschen oder seinem Vermögen und seiner Macht? Dem Menschen, aber nur wegen seines Vermögens und wegen seiner Macht. Das zeigt sich daran, daß die Liebe zu Ende ist, wenn das Vermögen fehlt. Das ist die unechte Liebe. Kann es denn anders sein? fragt ihr mich vielleicht. Die unechte Liebe ist uns so natürlich und so alltäglich, daß uns unser Text immer wieder überrascht. Können wir denn, erwidern wir ihm, alle Menschen gleich behandeln? Gewiß nicht, kein Mensch spricht davon, Jakobus am allerwenigsten. Die Liebe behandelt nicht alle gleich, sondern gibt einem jeden das Seine, jedem, was er nötig hat und was ihm hilft. Wenn wir

uns vornähmen: wir wollten einmal acht Tage lang alle Menschen gleich behandeln, so würde dieser Vorsatz kläglich scheitern, weil wir so nach einer willkürlichen Vorstellung zu handeln versuchten. So wird die Liebe nicht echt, wenn wir einen törichten Traum mit ihr vermengen, der sofort vor der Wucht der Tatsachen vergeht. Nur dadurch wird sie echt, daß wir sie den Menschen geben, allen diesen verschiedenen Menschen, ob sie reich seien oder arm, daß wir sie aber ihnen geben, nicht dem, was sie haben, dem Mann, nicht dem Rock.

In der unechten Liebe liegt immer eine Verachtung des Menschen; und zwar nicht bloß dann, wenn er beschämt hinten stehen muß, sondern auch dann, wenn er zum Ehrensitz geleitet wird. Die unechte Liebe sieht im Menschen nichts Großes, nichts Heiliges, nichts, was ihn der Liebe wert macht. Alles, was den Menschen für sie anziehend und achtungswert macht, entsteht nur durch das, was er hat, durch den Besitz, den Namen, das Amt oder was es sei. Immer ist die Verachtung des Menschen dabei, die fragt: was ist denn ein Mensch, daß ich ihn lieb haben soll? Wie oft heiraten zwei einander des schönen Rocks wegen und leben in der engsten Gemeinschaft miteinander und bringen es nie dazu, daß sie sich lieb haben! Bloß das, was der andere hat, wird von jedem geschätzt und benützt. Wie oft arbeiten zwei nebeneinander, und sind immer in Berührung und Verkehr miteinander, weil sie eine gemeinsame Arbeit tun; und keiner schätzt den andern höher als nach dem Geldwert seiner Arbeitskraft.

So muß es für mich sein, so lange ich gottlos denke. Es ist unmöglich, daß wir anders vom Menschen denken, wenn wir ihn geschieden von Gott ansehn; dann ist er nichts, wenn er nichts hat. Aber unser Herr Christus bekehrt, erlöst und befreit uns von der unechten Liebe. Denn er gibt uns ein Eigentum, das uns nicht fremd bleibt, wie der irdische Besitz; denn er legt es nicht nur neben uns hin, sondern senkt

es mit der Schöpferhand seines Geistes in uns hinein, daß wir es haben dürfen als seine Gabe. Jetzt sind auch die Armen reich, dadurch daß sie Christus im Glauben angehören. Nun haben sie einen Besitz, der von ihrem Vermögen unabhängig ist: sie sind zu Gott berufen. Sie haben nun einen Dienst, der nicht durch Kapital oder Geldwert zu stande kommt: sie dürfen Gottes Willen tun; und sie haben eine Freude, die nicht mit dem Maß ihres Vermögens steigt oder fällt: sie haben die Verheißung, die Gott denen gibt, die ihn lieb haben. Seht, jetzt ist der Mensch der Liebe wert. Jetzt kann man ihn achten, sich mit ihm vereinen, mit ihm Gemeinschaft halten, nicht nur mit seinem Rock. Gott achtet ihn seiner Gnade wert; wie sollte ich ihn nicht achten? Gott verzeiht ihm alle seine Schulden; sollte ich ihm nicht vergeben? Gott trägt alle seine Schwachheiten; sollte ich nicht gern sie tragen? Gott hilft ihm zu ewigem Leben; sollte ich ihm nicht gern dienen und ihm dazu helfen, daß Gottes Güte an ihm sich offenbart? Unser Herr Christus hat uns die echte Liebe dadurch gebracht, daß er die Liebe Gottes und die Liebe des Menschen völlig zusammenband und einen einzigen Willen daraus machte. Er hat den Menschen um Gottes Willen lieb gehabt, wie er den Vater dadurch lieb hat, daß er an den Menschen sein Werk tut. Wenn wir mit ihm die Liebe Gottes und die Liebe des Menschen zusammenknüpfen und uns der Mensch als Kind Gottes vor Augen steht, dann wird die Liebe echt; dann gilt sie ihm.

2.

Die unechte Liebe tut Unrecht. Der Mann, der in die Versammlung tritt, ist reich und darum auch mächtig. Wegen seines Reichtums hat er einen Sitz im Gericht und tut, was er will. Er ist ein Gegner Jesu, und lästert ihn. Dennoch verehrt ihr ihn, wenn er zu euch kommt, sagt Jakobus. Warum nicht? sagen die Christen; wir haben von unserm

Herrn Christus gelernt, was das königliche Gebot: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, bedeutet, nämlich daß wir es auch auf unsere Gegner erstrecken dürfen. Sollen wir ihm seine Schulden vorhalten? Weil er übel redet, sollen wir auch übel reden? Brauchen wir ihn deshalb zu lästern, weil er Jesus schilt?

Ganz recht, sagt Jakobus; wenn ihr das königliche Gesetz der Schrift erfüllt, so tut ihr wohl. Aber das ist nicht die Feindesliebe, von der der Herr spricht. Warum nicht? Diese Feindesliebe überwindet das Böse nicht. Sie wird über das Unrecht nicht Meister, sondern stärkt es. Alles, was der Reiche tun mag, ist vergeben und verschwindet; warum? Er ist reich! Das ist der Bruch des Rechts; so wird das heilige Gesetz Gottes zertreten. Für Geld gibt es keine Absolution. Wer sie für Geld erteilt, bricht Gottes Recht.

Auch dem Armen geschieht Unrecht. Er ist der Erwählte Gottes; denn Gott hat ihm mit seinem Wort seine Liebe geschenkt. Er hat einen Schatz im Himmel, und ist reich, nicht gleichsam, nur bildlich, sozusagen, sondern wirklich, so gewiß die Gemeinschaft Gottes mit uns Wirklichkeit ist. Das alles gilt nichts. Die Christen sagen: Das wäre doch eine schöne Sache, wenn wir den Mann seiner Frömmigkeit wegen auf den Ehrensessel setzen sollten; er hat doch keinen Profit dafür zu beanspruchen, daß er fromm ist. Ganz recht, keiner von uns, der Christus zum Herrn hat und ihn kennt, begehrt Profite seiner Frömmigkeit wegen. Wer seinen Glauben ausstellt und ein Trinkgeld dafür einziehen will an Ehre und Vorteil, der kennt den Herrn nicht; er hat andere Meister, nicht Jesus Christus. Wir stehen alle gern hinten und begehren nicht nach dem Ehrensessel, keiner von uns, der den Namen Jesu ernsthaft nennt. Warum glauben wir? Wir können nicht anders; denn der Geist der Wahrheit hat uns zu ihm gerufen. Warum lieben wir? Wir können nicht anders, denn wir müssen unsern selbstsüchtigen Willen richten.

Warum leben wir für Gott? Weil er uns zu sich gerufen hat aus lauter Güte. Wir begehren keine Trinkgelder.

Und doch, Freunde, es geht nicht mit rechten Dingen zu, wenn der Arme dort hinten stehen bleibt. Wir verachten das, was ihm gegeben ist; es darf nichts gelten, was er hat. Wir treten in den Streit mit Gottes Gnade. Wo bleibt da euer Glaube? fragt Jakobus.

3.

Wo Unrecht geschieht, entsteht auch Schaden. Für den Mächtigen und Reichen ist es ein Schaden, wenn seinetwegen das Gesetz und Wort Gottes gebrochen wird. Die Verehrung, die wir ihm um seines Geldes willen darbringen, ist für ihn keine Wohltat, kein Liebesdienst. Unser Herr hat gesagt: Reichtum sei gefährlich; deshalb stellt er den Reichen vor Gott wie ein Kamel vor ein Nadelloch. Warum wird uns der Besitz in solchem Maß gefährlich? Die sinnlichen Triebe werden entzündet, und darin liegt zweifellos eine Gefahr. Schon mancher ist an der Verzärtelung und Verweichlichung gestorben. Allein das ist doch nicht die Hauptsache, sondern die stärkste Gefahr liegt darin, daß unser Besitz uns in uns selber verschließt und stolz und sicher macht. Wir werden unfähig, an andere zu denken, als an uns selbst, und können nicht mehr dienen und nicht mehr gehorchen. Und dazu helfen uns alle die, die uns von Anfang an und von allen Seiten Achtung, Liebe, Verehrung und Dienste deshalb entgegentragen, weil wir reich sind. Wie sollten wir so nicht hoffärtig werden!

Die falsche Liebe schadet aber auch dem Armen, weil sie ihm Unrecht tut. Fragen wir: warum wird es unsern Arbeitern so schwer, froh, dankbar, aufrecht durch das Leben zu gehen? Warum haben wir so viel Unzufriedene? Gewiß liegt das nicht zuerst an der leiblichen Not und Entbehrung. Es ist freilich möglich, daß manchem eine Entsagung zugemutet wird, die tief schneidet. Aber die Hauptnot, unter der

unsere Leute leiden, entsteht daraus, daß man ihnen beständig und von Anfang an vorhält und einschärft: ihr seid nichts, denn ihr habt nichts. Das tut weh, und stellt auch den, der im Glauben reich ist, unter eine schwere Last. Es kann auch ihm zur Erschütterung und Versuchung werden. Daß er in Gott seinen Reichtum hat, das muß er nun der ganzen Welt zum Trotz festhalten. Gott mutet uns, liebe Brüder, nichts unmögliches zu. Wir dürfen Gott wohl die Ehre antun, daß wir ihm allein glauben, der ganzen Welt zum Trotz. Aber die Last ist oft schwer, und die unechte Liebe, die das, was der Arme hat, verachtet, macht diese Last beständig drückender.

Wir tun aber auch uns selber Schaden. Ihr, sagt Jakobus, wollt das göttliche Gesetz halten: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; ihr seid aber Übertreter des Gesetzes. Freilich wird dem Einen Freundlichkeit erzeigt, und Ehre erwiesen; aber gleichzeitig wird das Gesetz an der anderen Stelle gebrochen und die Wahrheit Gottes begraben. Das Gesetz Gottes besteht nicht aus Stücken, von denen man das eine halten und das andere nicht halten kann. Es ist eine Einheit: denn einer ist es, der es gab. Wir stehen hier im Verhältnis zu Gott selbst, dem wir unsern ganzen Willen darzubringen haben. Man kann nicht halb gehorchen; halber Gehorsam ist keiner. Es ist aber nicht gleichgiltig, wenn wir zu Übertretern werden und das Recht Gottes gegen uns haben. Das Gesetz Gottes ist die regierende Majestät; es geschieht gegen uns, wenn wir es brechen, oder durch uns, wenn wir gehorchen. Aber zerbrochen wird es nicht.

Wir verlieren mit der unechten Liebe auch den Glauben. Auf den ersten Blick scheint es überraschend, daß das, wovon unser Text redet, den Glauben berühren soll. Ist es denn eine Glaubenssache, wer den ersten und wer den letzten Platz bekommt? Wir denken leicht: wir behalten unsern Glauben unverletzt für sich in seinem Kästchen, auch wenn wir

mit den Menschen umgehen, wie es uns beliebt. Aber das ist nicht mehr der Glaube, den Christus in uns schafft und den er anerkennt und erhört. Der Glaube wird so zerrissen, preisgegeben und verachtet. Wenn wir an den Herrn Christus glauben, so wissen wir, daß es noch andere Güter für uns gibt als den Besitz. Er hat seinen Herrschernamen nicht durch einen goldnen Ring und ein Prachtskleid erworben; sondern wird zum Herrn der Herrlichkeit, weil er als der Sohn beim Vater blieb und ihm gehorsam war. Wenn wir auf ihn sehen, und an ihn glauben, so wissen wir, worin unser Gut und unsere Ehre besteht, wohin wir unsre Liebe wenden und wo wir unser Ziel suchen. Wenn wir aber nach unsrer schlechten Lust an den Menschen handeln, so wird das alles von uns zerstört. Darum ist der Glaube und die Liebe beisammen. Das ist das Köstlichste an der echten Liebe, daß sie uns gleichzeitig zum Gehorsam und zum Glauben bringt; diese drei sind beisammen und wir empfangen sie miteinander aus Jesu Hand.

Es ist süß, die Worte des Apostels zu hören. Sie führen uns in eine ganz andere Welt, als die, die uns sonst umgibt. Es ist die Welt der Freiheit. Der, der sich vor dem goldnen Ring nicht mehr beugt, ist ein freier Mann. Und der Arme, der reich ist in Gott, ist auch ein freier Mann. Wenn wir das Gesetz der Freiheit beim Apostel hören, dann empfinden wir freilich auch die Knechtschaft schwer, die auf uns liegt. Darum schließe ich mit dem Vers:

Denn die Last treibt uns zu rufen;
Alle flehen wir dich an:
Zeig doch nur die ersten Stufen
Der gebrochnen Freiheitsbahn!

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

23. Sonntag nach Trinitatis.

(22. November 1908.)

Apostelgeschichte 20, 17—38.

Es trifft sich hübsch, daß wir am letzten Sonntag des Kirchenjahrs den Abschied des Paulus von den Ephesern miteinander betrachten. In manchen deutschen Gemeinden wird heute an die Abschiede gedacht, die unsre bleibende Trennung von denen herbeiführen, die Gottes Güte mit uns verbunden hat. Wir wollen Gott von Herzen danken, daß wir so Abschied nehmen dürfen, wie es Paulus tat. Freilich, so herrlich wird unser Abschied nicht werden. Wir leben viel zu sehr im Fleisch, haben eine kranke, arme Liebe, haben auch nicht die Kraft und das Amt des Paulus. Aber es geht doch durch alle Unterschiede des Christenlebens die große, feste Einheit hindurch, die aus derselben Gnade Gottes stammt.

Darum dürfen auch wir auf die Abschiede, die wir hinter uns haben, und auf die Abschiede, die wir vor uns haben, so sehen, wie es Paulus in unserm Texte tut. Die Epheser haben geweint; es tat ihnen bitter weh. Wollen wir sie deshalb bemitleiden? O nein, solche Tränen begehren wir; solches Weh wollen wir haben. Es würde uns ein angstvolles Mitleid fassen, wenn die Epheser neben Paulus stumpf ständen, unbewegt, ohne Tränen. Dann würde es uns für sie bang. Daß sie weinen, das zeigt, daß sie mit Paulus innig und herzlich verbunden gewesen sind. Wenn eine echte Verbindung reißt, dann tut es weh. Aber wir haben doch nicht nur den Schmerz vor uns. „Ich will meinen Lauf mit Freuden vollenden". Wenn die Epheser an Paulus dachten, wie er von ihnen Abschied nahm, dann schwebte ihnen nicht ein Marterbild vor, nicht die Gestalt eines Geplagten, der unter seinem Leid sich krümmt und sich dagegen aufbäumt. Es wird uns ja heute noch das Herz froh und weit, wenn uns der kurze

Bericht jener Abschiedsstunde vorgelesen wird, und den Ephesern ging es erst recht so. Es ist ein wunderbares Ineinander von Tränen und Freude, von Zwang und Willen, von Lust und Leid, nicht ein Durcheinander, nicht ein leidenschaftliches Gewoge miteinander kämpfender Stimmungen. O nein, auf diesem Abschied liegt Friede, Einigung eines ganzen Willens in den Dienst Gottes. Eben daher, daß der ganze Wille dabei ist und das ganze Herz in Schwingung ist, kommt es aber, daß die verschiedenen Töne miteinander laut werden, jetzt die Stimme des Schluchzens und dann das Loblied des Danks. Das gibt den rechten Abschied; und einen solchen wollen wir uns wünschen und zur rechten Zeit dafür sorgen, daß wir ihn erlangen. In dieses Licht wollen wir auch die Abschiede stellen, die wir hinter uns haben, und so an die denken, die Gott von uns getrennt hat.

Woher kommt die Freude beim Abschied? Paulus ist von allem los. Und woher kommt das Weh? Er ist mit allen verbunden. Los von allen, verbunden mit allen gleichzeitig, das eine durch das andere: es klingt unausführbar, rätselhaft; aber wir wollen probieren, ob wir es verstehen.

1.

Paulus ist los von allen; nun kann er freudig scheiden. „Ich halte mein Leben nicht für teuer", sagt er, und er sagt das so, daß wir es ihm glauben. Das ist bei ihm kein leeres Wort; er hat es durch die Tat bewährt. Ja liebster Paulus, was soll dir denn noch teuer sein, wenn dir nicht einmal dein eigenes Leben teuer ist? Fragt alle Land auf Land ab: was ist das Beste? ihr bekommt einstimmig die Antwort: die Gesundheit, ein unverkürztes, nicht durch Schmerz und Plage gehemmtes Leben. Paulus heißt das eine kurzsichtige Antwort. Damit ist noch nicht gesagt, wozu ich mein Leben brauche; und doch bekommt es erst dadurch seinen Wert, daß ich es brauche. Paulus weiß, für wen er sein Leben braucht; er

kann seinen Epheſern ſagen: ſeit ich bei euch war, vom erſten Tage an bis jetzt, habe ich unter euch dem Herrn gedient. Er gehört nicht ſich ſelber, er gehört dem Herrn. Darum hält er ſeine Seele nicht für teuer; denn der Herr ruft ihn. Paulus weiß nicht, was er mit ihm vorhat; er weiß bloß das: er wird mich in ein Gefängnis tun. Aber er weiß, der Herr ruft. Nun iſt er von allem los und ſagt: „Ich will meinen Lauf mit Freuden vollenden".

Freunde, das gibt das freudige Herz beim Abſchied. So wollen auch wir an die zurückdenken, die wir Gott geben mußten, damit er ſie nun führe und leite, während unſere Sorge ihnen nicht mehr dienen kann. Wir übergeben ſie Gott und dem Wort ſeiner Gnade, wie Paulus ſeine Epheſer. So werden wir voneinander los, daß wir in Frieden und Freude Abſchied nehmen. Aber dazu gehört freilich, daß wir ſchon von Anfang an in unſrer ganzen Gemeinſchaft darauf achten, daß wir das Eigentum des Herrn ſind. Es gibt eine Liebe, die den Menſchen ſo an ſich kettet, daß der Riß eine blutende Wunde erzeugt, an der die Menſchen zeitlebens kranken. Dann bekommen wir Geſchichten, wie die, daß die Frau, wenn der Mann geſtorben iſt, ins Waſſer geht. Paulus hat ſeinen Verkehr mit ſeinen Freunden von Anfang an anders eingerichtet.

Er hat ſie ſelbſtſtändig gemacht, und nicht an ſich gekettet, ſodaß ſie ſelber ſtehen und gehen können. „Euch hat der heilige Geiſt zu Hirten über die Herde geſetzt". Sie haben ihren eigenen Zugang zu Gott; der heilige Geiſt führt ſie, zeigt ihnen Gottes Willen, macht ſie der göttlichen Gnade gehorſam und ſagt ihnen, was ſie der Gemeinde darzubieten haben. Sie ſind herangewachſen zum eigenen Leben, zur eigenen Gewißheit, zum eigenen Gehorſam. Darum kann er ſie getroſt Gott anheim geben und fröhlich gehen.

Das iſt das Ziel der rechten und reinen Liebe. Wenn wir die Menſchen ſo an uns ketten, daß wir gar nicht mehr von einander loskommen, iſt immer Eigenſucht dabei; dann brauchen wir die andern, um unſer leeres Herz zu füllen,

unsern Hunger nach Glück zu befriedigen und uns das zu verschaffen, was uns erfreut und stärkt. Dann freilich regt sich beim Abschied bloß noch das bittere Weh. Wir sollen keinen Menschen für so teuer halten, daß er bloß uns gehören soll. Er ist das Eigentum des Herrn; er lebt für ihn, nicht nur für uns, und steht unter Gottes Herrschaft. Er hat auch seinen Lauf zu vollenden, nicht in unserm Dienst, sondern in Gottes Dienst.

Und noch eins, Freunde, gehört dazu, damit wir getrost von einander Abschied nehmen. „Ich bin rein von euer aller Blut", sagt Paulus zu den Epheſern. Es kettet ihn keine Schuld an sie; denn er hat ihnen alles gegeben, was sie zum richtigen Christenwandel brauchen. Fallen sie, so ist das nicht die Schuld des Paulus. Die Schuld gibt eine starke Kette, die wir nicht entzwei reißen. Da kommen wir nicht so von einander los, daß wir mit Frieden und Freude scheiden könnten. Wir müssen mit reiner Hand auseinander gehn. Aber dazu gehört nun noch ein zweites Wort. Denn wir werden nicht so von einander scheiden, wie Paulus, mit einem völlig reinen Gewissen. Es gibt aber eine Hand, die auch die Schuld löst. An sie haben wir uns zu halten, damit wir am Grab der Unsern still und froh werden, und selber ruhig und still Abschied nehmen. Wir haben zu glauben, daß es eine allmächtige Gnade gibt, die die Schuld verzeiht; dann kommt der Friede in den Abschied.

II.

Woher kommt denn das Weh? Diese Frage findet gleich ihre Antwort, sowie wir auf das achten, was Paulus seinen Epheſern sagen kann. Sein Wort gibt uns das reine Bild treuer Fürsorge. Die Wahrheit und Treue seiner Fürsorge zeigt sich darin, daß sie sich auf alles ausdehnt, was zu ihrem Wohl gehört, auf Leib und Seele, auf den Haushalt der Gemeinde und auf ihren inwendigen Glaubensstand. „Ich habe euch gezeigt, wie man arbeiten muß". Das ist auch ein wichtiges Stück im Abschiedswort des Paulus. Er

hat für eine gesunde Haushaltung gesorgt und kann sie auch im Blick auf ihren äußeren Zustand ohne Sorge sich selbst überlassen. Es gehört zu unserer Pflicht, daß wir unsern Abschied dadurch vorbereiten, daß es mit unserer Oekonomie in Ordnung und der Haushalt geregelt ist, und es liegt darin eine große Weisheit, daß Paulus für die äußeren Verhältnisse der Gemeinde dadurch gesorgt hat, daß er arbeitete. Er hat ihr dadurch mehr gegeben, als wenn er ihr sagen könnte: ihr habt eine Million Kapital. Mit der ganzen Würde seines heiligen Amts saß der Zeuge der Herrschaft Gottes und der Herrlichkeit des ewigen Lebens Tag um Tag als ein Handarbeiter unter ihnen. „Ich habe mit meinen Händen für mich und nicht bloß für mich, für alle meine Gefährten und Mitarbeiter gesorgt". Jetzt hat die Gemeinde einen gesunden Haushalt, und ihre Oekonomie bleibt in Ordnung, solange sie Paulus nicht vergißt. Die Regel, die er ihr gibt, hat für sie die größte Wichtigkeit. Damit wir gesunde Gemeinden haben, müssen wir lernen, daß das Nehmen nicht das Selige ist, sondern das Geben. Jede Gemeinde bleibt leistungsfähig und hat einen geordneten Haushalt, deren Glieder es begreifen: Geben ist seliger als Nehmen. Paulus müßte mit Sorge auf seine Epheser sehen, wenn er nur Nehmer aus ihnen gemacht hätte, nur solche, die gern von der Liebe der andern leben, denen es ein Vergnügen macht, daß die Gemeinde für sie sorgt und die Brüder alle ihre Bedürfnisse decken. Das wäre der Weg an den Bettelstab. Er hat aber dafür gesorgt, daß sie wissen, wie man arbeitet und gibt, nicht nimmt.

Damit haben wir aber unsern Abschied noch nicht völlig vorbereitet, wenn wir nur für die äußere Ordnung sorgen und die Oekonomie auf eine gesunde Basis stellen. So gewiß wir allen denen danken, die es uns vormachen, wie man arbeiten muß: der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Die Träne, die wir als den einzigen echten Schmuck unsres Grabs begehren, fließt nicht schon dann, wenn wir den andern nur

das Beispiel der Arbeit und gesunden Verwaltung des Vermögens geben. Paulus gab seinen Epheſern mehr, und dadurch bewährt sich seine Fürsorge als echt und treu. Sie hat alles umspannt, was wir Menschen bedürfen. Er hat ihnen den ganzen Rat Gottes gesagt. Nichts hat er für sich allein behalten, was ihnen nützlich war. Alle Erkenntnis, allen Reichtum an Liebe und Kraft stellt er den andern zur Verfügung; sein ganzes geistiges Gut verwendet er für sie. So wandelt er völlig im Licht. Kein Geheimnis trennt sie. Er hat keine verborgene Kammer in seinem Herzen, in die die Epheſer nicht hineinsehen dürfen. Volles Licht waltet. Das gibt ganze, echte Gemeinschaft im Höchsten, was wir besitzen, im Aufblick und Gebet zu Gott, im Kampf gegen die Sünde, in der Ausrichtung des göttlichen Willens durch unsern Dienst. Jetzt ist Verbundenheit da, und wir begreifen, daß es den Epheſern schwer wurde, als Paulus ging. „Ich habe euch unterwiesen öffentlich und sonderlich". Er hat sich nicht geweigert, vor die Stadt mit dem Zeugnis Jesu hinzustehen. Aber er hat nicht bloß das getan, nicht bloß große Reden in großen Versammlungen gehalten. Er ließ sich herbei, jedem zu helfen, damit er zum Glauben gelange, über das ein klares und festes Urteil habe, was seine Pflicht sei, und an seinem Ort aufrecht vor Gott stehe. Ich habe das, sagt er, mit Tränen getan. Seltsam; das Evangelium verkündigt er mit Tränen. Er bringt das seligmachende Wort der göttlichen Liebe, und tut ihnen die himmlischen Schätze auf, mit Tränen. Freilich wenn er nichts mehr begehrt hätte, als ihnen eine Lehre begreiflich zu machen oder eine moralische Vorschrift für sie zu publizieren, dann hätte er nicht geweint; dann läge auch uns auf der Kanzel nicht das Weinen nah. Ich kann auch lachen, herzlich und froh. Aber wenn wir das Evangelium zu sagen haben, liegen uns die Tränen näher als das Lachen.

Warum? Es gibt immer einen ernsten Kampf, bis man einen Menschen von seiner Sünde los hat, bis er sich wirklich

wendet, von Herzen wendet, zu Gott hinwendet, bis er so zugreift, daß er Gottes Hand ergreift. Das ist ein Kampf; wir wissen wohl, was das für ein großes Erlebnis ist, wie stark die Widerstände dagegen sind, daß wir nicht leicht durch all den irdischen Nebel und all die sündlichen Verkettungen durchbrechen, die uns Menschen binden. Darin lag die Kraft des Paulus, daß er sich nicht in vornehmer, selbstsüchtiger Ruhe über die Menschen erhob und sie von oben herab ansprach. Er leidet mit ihnen, er ringt für sie: „ich habe euch drei Jahre mit Tränen den Rat Gottes verkündet". Dieser Rat ist das Wort seiner Gnade, das uns zu erbauen vermag, und uns das Erbe mit den Heiligen gibt; da lohnt es sich wohl, ernst zu sein. Wenn wir in unserm kleinen Maß und Teil so für einander sorgen, dann gibt es einen guten Abschied, einen Abschied, der sich nicht leicht macht, sondern im Schmerz das Zeichen hat, daß hier eine echte Verbindung sich löst, daß wir zusammengewachsen sind nach Gottes Willen.

Es gehört noch eins dazu, damit wir die echte Fürsorge des Paulus für seine Gemeinde ganz vor Augen haben. Er sieht nicht nur rückwärts auf das, was sie zusammen erlebt haben und was die drei Jahre gefüllt hat, die er in ihrer Mitte zubrachte, sondern auch vorwärts. Da erfaßt ihn die Sorge, und er verscheucht sie nicht, sondern läßt sie in ihrer ganzen Schwere an sich herankommen. Die Gemeinde hat einen Kampf vor sich, und wird in ihm nicht immer nur siegreich bleiben. Von außen her kommen Anfechtungen, und in ihrer eigenen Mitte werden die aufstehen, die Verkehrtes reden und die Jünger an sich ziehen. So wie die Dinge in der Welt liegen, versteht es sich von selber, daß es nie eine Christengemeinde geben kann, die ohne Kampf und ohne Schwankung ungestört vorwärts geht. Immer wird es Männer geben, denen die Worte Christi nicht gefallen, daß das Amt Dienst und der Größte der Kleinste sei, solche, die die Menschen an sich ziehen und ein Bischofsamt aufrichten mit einem großen, dicken Herrscherstab. Paulus sieht die Ge-

fahr in ihrer ganzen Größe und Schwere. Das gehört mit zum Weh des Abschieds. In unserm kleinen Teil kann es auch uns begegnen, daß der Abschied seinen Ernst dadurch bekommt, daß die Sorge sich mit ihm verbindet, weil wir uns deutlich machen, wie viel Schweres auf die wartet, von denen wir scheiden, und daß es für sie Gefahren zu überwinden gibt. Darin liegt der Segen des Evangeliums, daß wir uns darüber nicht täuschen und der Sorge nicht ausweichen, sondern sie mannhaft und wacker und ruhig ins Auge fassen. Man überwindet Gefahren nicht dadurch, daß man sie verdeckt. So ist es freilich ein Schmerz, daß Paulus gehen muß. Die Epheser hätten ihn gern bei sich behalten. Wenn die Wölfe kommen, da wäre er der rechte Hirte, und gegen die, welche die Jünger an sich ziehen und ihre eignen Erfindungen und ihre eigne religiöse Größe predigen, wäre Paulus ein starker Schutz. Er hat es ihnen vorgemacht, wie das Werk Gottes im Dienst besteht und wie man nicht sich selber lebt, sondern Gott. Aber der Herr ruft; er geht mit Freuden und übergibt sie Gott und dem Wort seiner Gnade.

Liebe Freunde, amerikanische Millionäre bauen gegenwärtig auf ihre Gräber ungeheure Marmorbauten. Sie möchten dem Psalmwort entrinnen: Der Mensch blüht wie die Blume des Felds; wenn der Wind darüber geht, ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Auch wir wollen diesem Los entrinnen. Wir wollen auch so Abschied nehmen, daß uns ein Plätzchen bleibt, im Gedenken derer, die Gott mit uns verbunden hat. Aber das macht man nicht mit Marmorhaufen. Sorgt für einander, daß ihr inwendig verbunden seid; das gibt beim Scheiden die Träne, nach der wir begehren. Und glaubt für einander; legt einander in die Hand Gottes; übergebt einander der göttlichen Gnade; das gibt beim Abschied die Freude: ich halte mein Leben nicht für teuer, ich will meinen Lauf vollenden mit Freuden; der Herr ruft. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

Siebenter Jahrgang
(1908—1909).

Von
D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1909
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

Inhalt des siebenten Jahrgangs.

(1908—1909).

Nr. 1 Vierter Adventssonntag (20. Dezember 1908) Joh. 1, 19—34.
„ 2 Erster Sonntag nach Epiphanias (10. Januar 1909) Lukas 2, 41—52.
„ 3 Sonntag Septuagesimä (7. Febr. 1909) Matth. 19, 27—20, 16.
„ 4 Sonntag Oculi (14. März 1909) Luk. 11, 14—28.
„ 5 Sonntag Misericordias Domini (25. April 1909) Joh. 10, 11—18,
„ 6 Sonntag Cantate (9. Mai 1909) Joh. 16, 16—23.
„ 7 Erster Sonntag nach Trinitatis (13. Juni 1909) Luk. 16, 19—31.
„ 8 Dritter Sonntag nach Trinitatis (27. Juni 1909) Matth. 5, 1—16.
„ 9 Siebenter Sonntag nach Trinitatis (25. Juli 1909) Matth. 7, 1—12.
„ 10 Reformationsfest (31. Oktober 1909) Joh. 4, 47—54.

4. Adventssonntag.

(20. Dezember 1908.)

Joh. 1, 19—34.

Am letzten Sonntag hat uns das Evangelium den schweren Kampf des Täufers gezeigt, den er an der Schwelle des Todes mit sich selbst zu kämpfen hatte, weil es ihm schwer wurde, in der Niedrigkeit Jesu die Herrlichkeit Gottes zu sehen, und wir haben gehört, wie freundlich ihn der Herr stärkte, uns selbst zur Stärkung. Heute haben wir Johannes auf der Höhe seines Lebens vor uns in der vollen Ausführung seines Dienstes. Jesus steht vor ihm und Johannes zeigt auf ihn hin: Nun ist er da, der Verheißene, der alles vollendet und alles wohl macht. Mit vollkommener Freude vollzieht er seinen Dienst, und er kann uns darum helfen, unsern Festtag in dieser Woche mit Freude zu feiern. So schön es ist, daß wir in diesen Tagen unsern Kindern das Fest bereiten, so soll doch der Christbaum nicht bloß für die Kinder brennen, sondern auch für uns. Das Weihnachtswort soll auch uns froh machen, uns, die wir manchen heißen Tag hinter uns und Amt und Pflicht, Arbeit und Sorge auf uns haben. Dazu kann uns die Freude des Täufers helfen.

Warum hat sich Johannes an Jesus gefreut? Ich sah, sagt er, den Geist Gottes auf ihn herabkommen. Wozu? Was macht der Geist Gottes aus Jesus? Er macht das Lamm Gottes aus ihm. Darum freut sich Johannes am Herrn und wir freuen uns mit ihm. Jesus empfängt Gottes Geist und wird durch ihn zu Gottes Lamm.

1.

Johannes hat zu denjenigen Menschen gehört, denen alle Illusionen zergangen sind. Gott hat ihm die große Gnade getan, daß er ein wacher Mensch geworden ist. Er war vom kindischen Spiel und von täuschenden, leeren Worten frei gemacht, und sah, wie es in den Menschen aussieht, auch in den frommen Menschen. Der erste Teil unseres Textes beschreibt uns, wie ihn eine Abordnung seiner Kirchenbehörde verhört. Zwischen ihnen liegt ein weites Meer; sie können nicht zusammenkommen. Aus Jerusalem langen sie mit ihrem Fragebogen an: „Wer bist Du?“ Die Augen aufmachen, das können sie nicht. Sie können nicht sehen; denn sie wissen schon alles. Darauf fragen sie: „Warum taufst Du denn?“ Das ist nicht nötig; es steht alles bei uns gut; denn alles ist sorgfältig reglementiert. Der Täufer sieht die Sache anders an; ihm sind die Augen aufgegangen und er weiß, wie es in Wahrheit mit den Menschen steht. Schar um Schar kam zu ihm, Dorf um Dorf, mit ihrer Bosheit, mit ihrer Unsauberkeit, mit ihrem Geiz und Wucher, mit ihrer Gottlosigkeit. Deshalb, weil das Volk zu ihm pilgerte, bekam er keinen Rausch; der Kopf schwindelt ihm nicht in Hoffart und Ueberhebung. Er gewinnt vielmehr mit voller Klarheit die Erkenntnis, wie unzulänglich seine Mittel sind, daß er vor einer Not steht, die er nicht wegnehmen kann, vor einer Aufgabe, die er nicht zu vollenden vermag. Er tat den Dienst Gottes aufrichtig und wollte wirklich helfen. Darum weiß er auch, daß er die Menschen nicht anders machen und die Gemeinde nicht umwenden kann, so daß sie Gott den Weg bereitete. Ich taufe mit Wasser, sagt er: und wenn er sie alle hinein in den Jordan stellt: was in ihren Herzen ist, nimmt nicht der Jordan mit sich fort ins Meer hinaus. Ich bin eine Stimme, sagt er, die euch ruft, damit ihr merkt, was geschieht, und Gott gab ihm eine mächtige Stimme, die durch das ganze Volk durchdrang und heute noch gewaltig ist. Aber können

Worte helfen? Reicht die Predigt aus, um uns Gottes Reich zu bringen? Darum, weil der Täufer mit allen leeren Hoffnungen fertig war und den Menschen sah, wie er ist, hat er Jesus mit vollkommener Freude empfangen. Nun kommt der, der nicht nur mit Wasser und mit Worten arbeitet, dem Gott seinen Geist gibt, so daß er im Geist Gottes sein Werk vollbringt. Wo der Mensch zu Ende ist, da ist nicht auch Gott zu Ende: im Gegenteil, nun fängt er sein Werk an, und das geschieht in anderer Weise, als unsere menschliche Arbeit. Er kommt nicht nur von außen an uns heran, sondern kann uns inwendig fassen und arbeitet von innen her. Darum geht es hier nicht durch Kunst und Zwang, nicht durch Mechanik, sondern durch die Leben schaffende Schöpferkraft. Deshalb entsteht jetzt nicht mehr bloß eine Geberde, ein Zeichen, ein Schein, ein Geschwätz; jetzt kommt Erkenntnis hervor, Gewißheit, Glaube, Kraft. Jetzt wird nicht nur dies und das am Menschen anders; jetzt wird der Mensch neu; denn er ist im Geist mit Gott durch ein lebendiges Band vereint. Daran hat sich der Täufer gefreut und wir wollen seine Freude in unsere Seele fassen und in unsere Weihnachtsfeier legen. Wenn uns Gott die große Gnade tat, daß auch uns die Illusionen vergangen sind, wenn wir uns nicht mehr an uns selber ergötzen und uns selber schmücken und zieren, wenn wir wissen, daß wir keine Gerechtigkeit haben vor Gott, die unsere eigene wäre, und im Blick auf das, was wir den andern Menschen schulden, unsere Schwachheit sehen, dann gibt es die rechte Weihnachtsfeier. Jetzt gehören wir zum Christbaum und nun leuchtet er uns mit unvergänglichem Licht. Christus ist geboren; das heißt: Gott hat den in die Welt hineingestellt, dem er seinen Geist gibt. Er ist der Christus, der Gesalbte, deshalb, weil Gott seinen Geist auf ihn legt. Im Geist Gottes führt er sein Leben und tut er seine Arbeit. Durch den Geist gewinnt und übt er seine Herrschaft und sammelt durch ihn sich die Gemeinde.

Nun ist nicht mehr nur der Mensch an der Arbeit; nun fängt Gott sein Werk an, und das sieht anders aus, als Menschenwerk. Nun singet und seid froh.

2.

Was macht der Geist Gottes aus Jesus? Sicher doch etwas Großes, etwas Bewunderungswürdiges, was noch nie da war und nirgends sonst zu finden ist. O ja, obgleich das, was er aus ihm macht, anders aussieht, als die menschlichen Gedanken es sich vorstellten. Er macht aus ihm Gottes Lamm. Das hatte Johannes schon damals in aller Klarheit vor Augen und darüber freute er sich mit unaussprechlicher Freude, und seine Seele ist deshalb voll von Lob und Dank. Jeden Morgen und jeden Abend brachte die jüdische Gemeinde Gott im Tempel ein Lamm dar. Für Gott wurde es ausgesondert und für ihn zur Gabe gemacht. Dann war es Gottes Eigentum; kein Mensch durfte es mehr für sich selbst verwenden; es war heilig. Das bist du, sagt der Täufer zu Jesus. Am Lamm, das für Gott geheiligt wird, zeigt er Jesus die Gabe, die Gott ihm verlieh, und das Amt, das er ihm aufgetragen hat. Er ist Gottes Eigentum, weil er ihn für sich erkoren hat, und nun darf er nach oben sehen und für Gott leben. Kein Mensch hat an ihn Recht und Gewalt; er gehört Gott. Das ist nun Jesu Amt, seine Seligkeit und seine Kraft.

Als der Täufer dem Volk die königliche Offenbarung Gottes verhieß, da beschrieb er Jesus als den mächtigen Herrscher und Richter, der die Axt und die Worfschaufel führt, damit die unfruchtbaren Bäume fallen und die Spreu beseitigt werde. Jetzt, wo Jesus vor ihm steht und er auf ihn hinzeigen kann, nennt er ihn Gottes Lamm. Ist dieses Wort geringer als jenes? Geht er etwa von der Höhe seiner früheren Weissagung auf ein bescheideneres Wort herab? O nein! Er hat von jener Weissagung nichts abgebrochen.

Wo Gottes Geist am Werk ist, da fehlt es nicht an der Macht, durchzugreifen und zwischen der Spreu und dem Weizen zu scheiden. Jetzt aber, wo Jesus vor ihm steht, darf ihm der Täufer noch etwas Größeres sagen, und ihm noch einen herrlicheren Kranz auf sein Haupt legen. Gottes Lamm ist Jesus: denn er hat nicht nur einen Beruf nach außen, sondern zuerst einen Beruf nach oben, und hat nicht nur in der Welt ein Werk zu tun, sondern zuerst vor Gott ein solches zu vollenden. Nicht nur uns Menschen dient und hilft er; dem geht sein inwendiger Gottesdienst voran. Dazu ist er ausgerüstet und inwendig durch Gottes Geist bereitet, daß er Gott diene, ihm gehöre und für ihn geheiligt sei. Er darf empor sehen zum Vater hinauf und steht auf Erden mit dem nach oben gewendeten Angesicht. Aufwärts darf seine Liebe flammen dem Vater zu. Daß er Gott mit seiner ganzen Seele liebe, das ist seine Herrlichkeit und die Wurzel aller seiner Macht. Darauf gründet sich alles, was er für uns ist und uns verschafft. Hat der Täufer nicht recht, wenn er daran eine vollkommene Freude gewinnt? Wir wollen an seiner Freude auch die unsrige entzünden, und auch unser Auge auf Gottes Lamm wenden, auf den, dem Gott kein leerer Name war und auch kein Gegenstand der Angst, der sich Gott völlig ergab, daß er sein sei und ihm gehöre und für ihn lebe und für ihn sterbe und ihm sich hingebe bis zum Tod, ja bis zum Kreuz. Es gibt nichts Schöneres und Größeres unter uns Menschen, nichts, was uns tiefer erfreuen kann als der Blick auf Gottes Lamm.

Wir feiern ihn am Weihnachtstag als den guten Hirten über Gottes Herde, als den Herrn über Gottes Volk. Er ist zum Hirten dadurch geworden, daß er Gottes Lamm gewesen ist. Er steht nicht nur über uns, sondern auch bei uns, ist nicht nur erhaben in Herrschermacht, sondern selbst ein Teil der Menschheit, selbst ein Glied der Gemeinde; aber als Lamm Gottes steht er in der Welt. Er bewahrt in

seiner menschlichen Art die volle Gemeinschaft mit Gott, und wird dadurch zum Hirten mit dem ewigen Namen, vor dem sich alle Knie beugen, auch die unsrigen. Darum macht uns die Geburt dieses Herrschers froh und wir feiern freudig seinen großen Namen; denn er gehört zu uns und wir haben den freien Zugang zu ihm. Er hält sich nicht abseits vom menschlichen Leben und scheidet sich nicht von der menschlichen Gemeinschaft, sondern steht als ein Lamm bei uns, aber als Gottes Lamm, das nicht seine eignen Wege geht, sondern Gottes Weg, und nicht seinen eignen Willen tut, sondern Gottes Willen, und darum ist er über uns erhöht, und hat die Macht, die uns regiert.

Worin bewährt er sie? Dieses Lamm hat eine gewaltige Stärke, durch die es zu vollbringen vermag, was niemand sonst vollbringt. Es trägt die Sünde der Welt. Jesus trägt sie so, daß er sie wegträgt. Sie geht fort, verschwindet und ist nicht mehr da; wie so? Gottes Lamm trug sie fort. Uns ist der geboren, der die Sünde nicht bloß sieht, nicht bloß beschreibt, nicht bloß enthüllt, so daß sie offenbar wird, sie nicht bloß verwirft, verabscheut, beklagt und bekämpft, noch weniger sie verschönt und mit Schein und Glanz bedeckt, sondern er trägt und nimmt sie weg. Nur er kann es, und er kann es deshalb, weil er Gottes Lamm ist und Gott ganz gehört und sich ihm ganz geheiligt hat. Darum ist da, wo er ist, die Sünde weg. Sein Vergeben deckt sie zu; denn er hat die Versöhnermacht. Sein Vergeben ist echt und vollkommen; darum heiligt es uns und richtet uns zum guten Willen und zum fröhlichen Gehorsam auf. Welche Sünde faßt er an und nimmt sie fort? Die meine, die deine, aber mehr noch: die der ganzen Welt. Er würde mit der unsrigen nicht fertig werden, wenn er nicht die Kraft hätte, die der ganzen Welt zu tragen. Wären wir nicht dessen gewiß, wie wollten wir Weihnacht feiern? Nun aber, da er alle Sünde der Menschen zu beseitigen vermag, schafft er die geheiligte

Gemeinde, die feiern und Gott loben kann. So gibt er uns das Herz, das Flügel hat und sich emporzuheben vermag, und schenkt uns die leuchtenden Augen, in denen die Freude wohnt.

Als der Täufer vor den Größen Jerusalems stand, da wurde ihm das Herz schwer; als Jesus vor ihm stand, da wurde er froh; denn nun hat er nicht umsonst gearbeitet. Was er nicht ausrichten kann, das macht Christus fertig. Wo er die Hände wegziehen muß, da setzt Gott ein und offenbart seine Gnade und teilt seine Gabe aus. Der Täufer kann sein ernstes Werk mit Freuden beenden; er feiert und betet an. Und die Christenheit und wir mit ihr, wir setzen seine Feier fort und scharen uns um Gottes Lamm, das die Sünde der Welt zu tragen vermag, und beten an. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

1. Sonntag nach Epiphanias.

(10. Januar 1909.)

Lukas 2, 41—52.

1. Sonntag nach Epiphanias.

(10. Januar 1909.)

Lukas 2, 41—52.

Das Fest der Gemeinde hat Jesus gefeiert, so froh und dankbar und vollständig, daß er nicht nach Hause ging, als das Fest vorüber war und alle heimwärts zogen. Da kommt uns gleich etwas entgegen, was wir mit beiden Händen ergreifen wollen. Unser Text hält uns die Größe der Gabe vor, die uns die Gemeinde verschafft. Weil wir diese Gabe beständig haben, wird uns leicht ihre Herrlichkeit und Kraft undeutlich. Wir empfangen aber alles, was wir haben durch die Gemeinde; nicht nur die äußere Ordnung unseres Lebens stammt aus ihr, sondern auch unser inwendiger Besitz, unser Glaube, unsere Liebe, unsere Arbeit, alles, was wir sind und haben. Was wir selbst erwerben, bleibt eine geringe Sache; und wir könnten es nicht erwerben, wenn uns nicht das große Erbe zufiele, das uns die Gemeinde gewährt. Die Festzeit, die wir wieder mit einander verlebt haben, hat uns aufs neue diesen Zusammenhang verdeutlicht. Wir haben Weihnacht gefeiert, nicht weil wir selber uns das Fest bereiten; die Gemeinde gibt es uns, ruft uns zur Freude, gibt uns das Evangelium und stellt uns dankbar auf die götttliche Gnade. Nicht nur die äußerliche Festsitte haben wir von ihr; auch der Kern des Festes, daß wir froh werden vor Gott und dankbar im Besitz seiner Gnade, wird uns durch den Dienst der Gemeinde

zuteil. Das ist Gottes großes Werk in der Menschheit, daß er uns zu einer lebendigen Gemeinde vereint. So war es in Israel, und so ist es erst recht durch Jesus. Darum heißt er Jesus Christus, weil er die lebendige, bleibende Gemeinde schafft.

Aus ihr wächst keiner heraus, wie hoch ihn Gottes Gnade hebe, wie sehr er an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen zunehmen mag. Es hat freilich seinen guten Grund, daß wir durch unsre Erzählung von derjenigen Festfeier Jesu hören, die er als Knabe beging an der Grenze der Kindheit und Mannheit. Denn in der Kinderzeit schöpfen wir mit vollen Händen aus dem Erbe der Gemeinde. Allein Jesus blieb immer so, wie wir ihn in unserm Text sehen. Er hat nicht nur als Knabe gesagt: der Tempel ist das Haus meines Vaters; dort zu sein, ist meine Freude; er hat nicht nur als Knabe die Überzeugung: die Schrift ist das Wort meines Vaters; sie zu hören, ist meine Lust; er ist nie anders geworden, und hat die Gemeinschaft nie zerrissen und sich nie auf eine einsame Höhe gestellt, auf der die andern für ihn verschwänden. Als er die Geißel nahm und den Markt zum Tempel hinaustrieb, da hat er erst recht gesagt: das Haus meines Vaters ist der Ort, an dem ich heimisch bin. Als er das Kreuz anfaßte und aus der heiligen Stadt hinausging in der Gewißheit: nun bricht hier alles und der Gräuel der Verwüstung zeigt sich an heiligem Ort, da hat er erst recht noch einmal gesagt: das Haus meines Vaters hat meine ganze Liebe und meinen ganzen Dank. Als er am Kreuz betete: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? da war er erst recht völlig eins mit dem Wort der Schrift und hat es als Gottes gnädige Leitung erfaßt, durch die ihm Gott seinen Weg und seinen Willen zeigt.

In einem Dorf war einmal ein Schultheiß, der nicht mehr in die Kirche ging. Da sagte er zu einem andern Bauern: „Wir zwei sind alt genug, damit wir selber wissen,

was wir tun sollen". Der gute Mann hätte ebenso vernünftig zu seinem Apfelbaum gesagt: Bäumchen, du hast schon lange genug deine Wurzeln gehabt; ich säge dich jetzt ab und stecke dich ohne Wurzeln in den Boden; du bist jetzt alt genug, um zu stehen und zu wachsen ohne Wurzeln. Ihr wißt, was geschieht, wenn man einem Bäumchen die Wurzeln absägt. Wir schneiden die Wurzeln unsres Lebens entzwei, wenn wir uns von der Gemeinde trennen. Die Absonderung von ihr entsteht nie aus dem Wachstum unsres innern Lebens an Gottes Hand. Laßt uns dankbar sein, daß wir in der Gemeinde stehen. Das ist das Erste, was uns unser Text in unser Herz hineinlegen soll.

Er zeigt uns aber zugleich noch einen zweiten Punkt. Auch die Not der Gemeinde wird hier sichtbar. Es wird uns hier nicht eine besondre, einzelne Notlage beschrieben; es ist nicht davon die Rede, wie Herodes das Volk drückt oder Kajaphas im Tempel wirtschaftet. Und doch wird sichtbar, was als Not und Gefahr die Gemeinde beständig drückt. Das Fest war aus; was geschieht? Jeder geht nach Haus; man hat seine Pflicht getan; Gott hat seinen Dienst bekommen und nun treten die andern Interessen wieder in ihr Recht. Als Jesus nicht mitkam, dachten seine Eltern: wo ist er wohl? Allerlei Sorgen bewegen sie. Er kann doch nicht mehr im Tempel sein. Das Fest ist ja aus, die religiöse Pflicht erfüllt. So denken wir. Natürlich können sie nicht immer im Tempel bleiben, so wenig wir immer unter dem Christbaum sitzen können. Maria muß wieder heim zu ihren Kindern und Joseph in die Zimmermannswerkstatt. Jesus geht auch mit, gehorsam Gott und den Eltern. Und doch verstehen auch wir den Schmerz Jesu über die Sorge seiner Mutter und begreifen, daß es hier einen Riß gab, der unvergessen blieb.

Die Not, die uns die Gemeinde bereitet, entsteht daraus: sie gibt uns eine Regel; wir führen sie aus, aber unser Wille ist nicht dabei; sie gibt uns eine Lehre, wir tragen sie in uns,

und es ist kein Glaube darin; sie gibt uns eine Religion, und wir sind doch geschieden von Gott. Von außen her kommen uns die Regeln und Weisungen zu mit gewaltiger Macht. Wir fügen uns, nicht unwillig, sondern sind auch dabei, wenn es die Gemeinschaft verlangt, und doch kommt die Bewegung uns einzig von außen. Der Druck von außen treibt uns. Wir passen uns an, fügen uns, machen es wie die andern, gehen mit, weil alle gehen, und inwendig sieht es oft ganz anders aus. Am Weihnachtstage singen wir dankbar: „Nun singet und seid froh"; wo bleibt aber jetzt die Freude am Herrn? Am Sylvester ließen wir uns sagen: „Nicht uns, nicht uns, wir leben nicht uns; ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn". Das ist die Sylvesterbetrachtung. Aber es ist doch nicht immer Sylvester; dann kommt das neue Jahr, und dann leben wir für uns selber. Darum macht die Menschheit immer wieder die Erfahrung, daß ein Kampf in ihr entsteht zwischen der Gemeinde, der großen Genossenschaft, in der wir alle unser Leben haben, und dem Einzelnen, seinen Zielen, seinen Rechten, seinen Bedürfnissen. Es kann hier in der Tat ein Riß entstehen, der tief geht und uns alle berührt. Die Gemeinschaft bringt uns die Sitte, und daraus entsteht der Schein. Die Gemeinde bringt uns das Gebot, und daraus entsteht der Zwang. Dann bäumen sich die Menschen auf und sagen: wir wollen die Freiheit und die Wahrheit, unser eignes Recht, unsere eigene Überzeugung, unser eigenes Gewissen. Dann sieht es so aus, als ob ein Krieg entbrenne zwischen der Gemeinde und dem Einzelnen, als ob es die Pflicht des Menschen sei, die Gemeinde zu zerbrechen, oder die Pflicht der Gemeinde, den Einzelnen zu zertreten. Bei diesem Kampf sterben beide, die Gemeinde und die Menschen.

Aber wir haben noch ein drittes in unserm Text vor uns, nämlich wie die Hilfe kommt. Als die Mutter Jesus fragt: wo bist du denn gewesen? antwortet er: Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist? Seht, er hat das

Fest der Gemeinde so gefeiert, daß es sein eigenes Fest gewesen ist. Er dankt nicht bloß, weil jetzt der Levitenchor anstimmt und die ganze Gemeinde einstimmt: Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen: er hat selbst gedankt. Er hielt das Bundesmahl, das der Gemeinde die Verheißung Gottes vor Augen stellt, nicht nur, weil es im Gesetz geschrieben steht, sondern er hat den Vater in sich und steht in einer lebendigen, wahrhaften Verbundenheit mit ihm. Seine Freude ändert sich deshalb nicht für ihn, wenn die Festtage vorüber sind. Er verwundert sich über die Mutter, daß sie meint, er könne irgend wo anders sein, etwa da, wo der Handel die menschlichen Schätze zur Schau stellt, oder da, wo das lustige Spiel die Jugend sammelt.

Aber das inwendige Band, das ihn mit Gott vereint, trennt ihn nicht von der Gemeinde. Wollen wir erstaunt fragen: wenn du doch überall beim Vater bist, wozu brauchst du einen Tempel? wenn du allezeit in der Gemeinschaft mit dem Vater lebst, wozu brauchst du ein Fest? wenn du selbst inwendig den Vater hörst, wozu kann dir noch die Schrift dienen? Wollen wir so fragen? Der Herr würde uns sagen: Ihr wißt nicht, was Frömmigkeit ist, und habt es noch nicht erfahren, wie sich das Menschenherz bewegt, wenn Gott es berührt; was ihr im Auge habt, ist ja eine eigensüchtige Frömmigkeit. Das ist aber bei Jesus eine unfromme Frömmigkeit, eine gottlose Religion. Gott führt ihn nicht empor auf eine Höhe, auf der er sich selbst bewundert; er versteht Gottes Gemeinschaft nicht so, daß er davon den Genuß haben soll. Nicht dazu ist das Eigentum des Vaters ihm übergeben, damit er mit seinem Reichtum glänze, und nicht dazu macht der Vater ihm sein Haus auf, damit er sich dort wohl fühle und alle andern verachte und verlasse. In der Verbundenheit mit Gott hat er die Gemeinschaft mit den Menschen. Und das ist notwendig so, so gewiß es Gott ist, an den sein Herz gebunden ist. Gott ist sein Gott, aber zugleich

der Herr und Schöpfer aller. Indem er mit Gott verbunden ist, ist er mit allen vereint. Darum wächst Jesus niemals aus der Gemeinde heraus, sondern bleibt ihr Glied und wird ihr Herr, weil er nirgends anders sein kann als in dem, das seines Vaters ist.

Seht, da kommt die Hilfe hervor, die wir für unsere Gemeinschaft miteinander brauchen. Weil Jesus so ist, wie ihn unser Text uns zeigt, immer so war und immer so bleibt, darum gibt er uns die lebendige Gemeinde, in der der Friede wohnt, die nicht im Streit ist mit den Menschen und die Menschen nicht in Streit bringt mit der Gemeinde, den Leib nicht so macht, daß er die Glieder tötet, und die Glieder nicht so, daß sie den Leib zerreißen, sondern so, daß der Leib die Glieder nährt und die Glieder den Leib stärken und die Eintracht zwischen uns und allen entsteht. Wie macht das der Herr?

Er gibt uns Anteil an seiner Gemeinschaft mit Gott, an seinem Sohnesrecht, durch das er in dem sein darf, was des Vaters ist. Damit wendet er sich an jeden von uns; er bringt Gott zu uns allen, zu jedem als seinen Gott. Er führt uns zum Vater durch Buße und Glauben. Das kann kein andrer für uns tun und nicht die Gemeinde an unsrer Statt besorgen. Das geschieht nicht nur durch die Sitte und ihre Befolgung, durch die Feste und ihre Feier, durch den Anschluß an das gemeinsame Erbe aller. Der Ruf Gottes gilt jedem von uns persönlich. Wir können ihm nur dadurch folgen, daß jeder für sich seinen eigenen schlechten Willen bricht und beständig selber den edlen Kampf führt, durch den wir unsere eigene Sünde wegtun. Jedem gibt Jesus die göttliche Liebe, sodaß der Vater für uns alle zum Vater wird, uns alle zu sich zieht und in seine Gemeinschaft stellt. Daraus entsteht Glaube. Das kann wieder nicht die Gemeinde für uns besorgen. Die Sitte kann uns nicht gläubig machen und ein Fest uns nicht inwendig zu Gott hin bewegen.

Wir müssen selber hören, daß Gott gnädig ist, selber sehen, daß er uns deshalb den gesandt hat, durch den wir zu ihm berufen sind. Dann entsteht Glaube als unsere eigene Gewißheit, eigene Freude, eigene Zuversicht. Das geschieht inwendig im Verborgenen des menschlichen Geistes und ist unser Eigentum im strengsten Sinn, das, was wir selber sind und haben durch Gottes gnädiges Werk in uns. Damit hört die Gemeinde auf, die Pflanzstätte des Scheins zu sein und die Herrin, die mit ihrem Zwang und Druck uns knechtet.

Aber indem wir zu Gott gewendet sind, sind wir mit einander verbunden. Wir treten im Glauben zu dem hinzu, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, zu dem, dessen Gnade alle umfaßt, wie sie uns berufen hat. Wir unterwerfen in der Buße unsern Willen dem seinen, der für alle gilt, allen den guten Weg zeigt und aller Leben und Kraft in seinen Dienst stellt. Nun sind wir beisammen und geeint zu einer echten, wahrhaften Gemeinde.

Darum macht Jesus jeden von uns gleichzeitig einsam und verbunden. Einsamkeit und Gemeinsamkeit stammen beide aus seiner Hand. Jedem von uns gibt er eine Einsamkeit, die kein anderer mit ihm teilt. Wen er erfaßt, den führt er in das Kämmerlein, und die Tür wird zugeriegelt, und es ist kein Zeuge mehr dabei. Was Gott mit uns handelt, wie wir in unserm Gewissen durch ihn bewegt sind, wie unser Glaube sich zu ihm wendet, das sieht keiner und versteht keiner ganz. Jedes Menschenleben, das in der Gemeinschaft Gottes verläuft, hat ein Geheimnis, das niemand enthüllt und allein Gott bekannt bleibt. Wir wollen dafür danken, daß wir die Menschen nicht immer bei uns haben müssen, daß wir nicht für alles Zeugen brauchen und uns nicht die Menschen in alles hineinreden dürfen, weil wir sie nicht als Richter über uns zu ehren haben.

Aber in der Einsamkeit, die uns der Herr schenkt, liegt unmittelbar und ohne Streit auch wieder die Einheit mit

allen. Denn wir sind ja zu ihm berufen, der nicht nur unser Gott ist, sondern der Gott aller, und empfangen von ihm die Liebe, die uns miteinander vereint. Indem wir nicht uns leben, bleiben wir auch nicht für uns allein und sind nicht bloß auf das beschränkt, was unser eigenes Leben umfaßt. Nun geht die Türe für uns auf, und es wird uns weit und groß nach allen Seiten hin die Gemeinschaft gewährt.

Wir haben im Herrn die Freiheit. Denn indem er uns mit Gott versöhnt, sind alle andern Herrn für uns verschwunden. Das ist nicht eine Nebensache im Evangelium, nicht bloß eine Zugabe zur göttlichen Gabe; daß wir keinen Herrn haben als den einen, ist unsere unentbehrliche Ausrüstung; das ist das Evangelium. Gott sei Dank, es gibt nicht einen einzigen Menschen, vor dem wir uns krümmen müssen, nicht einen einzigen, vor dem wir knieen. Und wenn sie noch so viele bei einander sind, und wenn es Majoritäten sind und unser Volk in einträchtiger Bewegung seines Willens gegen uns steht: wir haben keinen Herrn, wir sind frei, Gott sei Dank; denn wir haben ihn allein zum Herrn und keine Verantwortlichkeit als die vor ihm und keinen Gehorsam als den gegen ihn und ehren keinen Willen als den regierenden und herrschenden neben dem seinen. Wir haben nicht viele Götter, sondern einen Gott und Vater, und einen Herrn, dem wir gehören, ganz und darum allein. Wer Freiheit begehrt, der höre Jesu Wort.

Aber diese Freiheit zerreißt die Gemeinschaft nicht; sie ist nicht eine Gefahr für die Gemeinde, sodaß man Schutzmaßregeln gegen sie suchen müßte. Wenn der selbstsüchtige Wille sich befreien will, dann entsteht daraus die große Gefahr für alle; aus solcher Freiheit entstehen die Tyrannen, die die Freiheit für sich selbst begehren und die andern zerstampfen. Aber in der Freiheit Christi sind wir mit einander vereint. Denn wir gehören ihm, sind ihm untertan und haben seinen Willen ergriffen als den gültigen. Indem wir

ihm gehören, gehören wir einander. Indem wir ihm dienen, dienen wir einander. Indem wir seine Knechte sind, sind wir jedermann zu Dienst bereit. Das ist die Gestalt der Gemeinde Jesu; keiner kann sie schaffen als er, und keiner kann sie regieren als er, und keiner kann sie vollenden als er.

Wir wollen danken, daß wir in seine Gemeinde gestellt sind als die, die zu Gott gewendet sind und durch ihn die Menschen fanden, als die, die in die Einsamkeit geführt und darum mit allen vereint sind, als die, die frei geworden sind und darum dienen.

Aber eins, liebe Freunde, gehört jetzt noch dazu, und wir haben das in unserm Text auch noch deutlich vor uns. Es liegt unendlich viel Süßigkeit und Freude in der Gemeinschaft, aber es ist falsch, wenn wir meinen: sie bringe uns nur Freude, nur Süßigkeiten. Es geht ein schmerzhafter Ton durch unsere Geschichte. Sie erinnert uns bereits deutlich an das tiefe Leiden Jesu, das gleich im Anfang seines Lebens begann und durchging bis zum Kreuz. Die Mutter verwundert sich über ihn und er über die Mutter. Sie verstehen einander nicht mehr. Und diese Trennung trifft den tiefsten Punkt, ihre Stellung vor Gott. Er versteht nicht, daß Gott für die Mutter und den Vater so wenig bedeutet, und die Mutter versteht nicht, daß Gott für Jesus so viel bedeutet. Hier sich nicht zu verstehen, sondern auf Trennungen zu stoßen, tut weh. Wir müssen die Gemeinschaft immer erwerben mit der Fähigkeit zum Leiden, mit der Bereitschaft zum Schmerz, mit der Tapferkeit, die aushält, auch wenn die Gemeinschaft weh tut. Wer das nicht mag, der muß ins Kloster, und dort stirbt er ab. Es gehört mit zur Dankbarkeit, die wir dem Herrn schulden, daß wir auch tapfer den Weg des Leidens gehen, den er gegangen ist. Das ist uns durch die Gemeinschaft zur Pflicht gemacht. Wenn sie uns weh tut, wenn wir einander nicht ganz verstehen und nicht zusammenkommen können, wenn immer wieder die Tren-

nungen da sind, die durch Vergeben und Geduld überwunden werden müssen, dann laßt uns aufsehen auf ihn, der im Haus des Vaters war und blieb. Deshalb bleibt die Gemeinde, weil er bei uns bleibt, und deshalb wird die Gemeinde vollendet, weil er uns vollenden wird zur ewigen Gemeinschaft mit ihm und miteinander. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Oculi.

(14. März 1909.)

Luk. 11, 14—28.

Gegen alle Mächte des Verderbens steht Jesus als der Schirmer da, der vor keiner Not zurückweicht, auch dann nicht, wenn er vor dem Werk unsichtbarer Verderber steht. Er hat den Starken überwunden und teilt die Beute aus. Nun stellt er sich als den Führer vor alle und beruft sie zur Entscheidung: Wer nicht für ihn ist, der ist wider ihn. Sehet, sagt er seinen Hörern, Gottes Reich ist zu euch gekommen, ohne daß ihr es merktet. Jetzt handelt Gott königlich an euch in königlicher Gnade und königlicher Gerechtigkeit. Da ertönt die Stimme einer Frau: Wie groß bist du! wie glücklich ist deine Mutter! Sie schwärmt. Aber Jesus schwärmt nicht: er pflanzt keine schwärmerische Frömmigkeit, sondern wendet uns von aller Schwärmerei hinüber zur echten Frömmigkeit. Ich halte es nicht für überflüssig, daß wir heute das besprechen, worin der Unterschied zwischen der Schwärmerei und der Frömmigkeit besteht. Wann müssen wir unsere Frömmigkeit als schwärmerisch und ungesund bei Seite tun, und wann wird sie echt?

Bei der schwärmerischen Frömmigkeit preisen wir die Menschen; in der Gemeinschaft mit Jesus preisen wir Gott. Bei der schwärmerischen Frömmigkeit suchen wir unsren Genuß; in der Gemeinschaft mit Jesus gehorchen wir.

1.

Die Frau spricht freilich nicht, wie man heute in Europa redet, sondern in ihrer morgenländischen Art; aber daran

wollen wir uns nicht stoßen. Das, was sie sagt, ist eine menschlich reine und tiefe Empfindung. Sie erwartet darum ohne weiteres, daß Jesus ihr beistimme und ebenso denke wie sie. Es muß nach ihrer Meinung auch für ihn die größte Freude sein, daß er seine ganze Größe, Macht und Ehre auf die Mutter übertragen kann. Sicherlich verstehen wir alle, was die Frau meint. Es gibt für uns Männer kein süßeres Glück, als wenn wir die Erfolge unsres Lebens und die Ehre, die wir gewannen, der Mutter geben. Und doch mischt sich in die Verehrung, mit der diese Frau auf Jesus sieht, die Schwärmerei. Wie groß bist du! sagt sie, und wie glücklich machst du deine Mutter und die Deinen alle, denen du gehörst! Wie groß ist doch der Mensch! Wie herrlich, wie süß, wie beglückend ist es, ihn zu betrachten, ihn zu bewundern, ihn zu verehren! Das ist die Sprache der Schwärmerei. Kennt ihr sie nicht? Vielleicht sagt ihr, unsere heutige Zeit sei für die Schwärmerei wenig geeignet, weil soviel Verstand in unsren Köpfen ist. Aber die ungesunde schwärmerische Frömmigkeit geht nicht erst dann an, wenn wir an der Grenze des Wahnsinns stehen. Es ist zum Schwärmen nicht nötig, daß wir eine maßlose Leidenschaftlichkeit an den Tag legen; wir fangen damit schon früher an.

Man hört gegenwärtig nicht selten den Satz: Wir leben in einer Zeit kleiner Dinge. Warum denn? Scheint Gottes Sonne weniger hell, oder ist der Herr Christus müde geworden und sein Wort schimmelig? Nein; daran liegt es natürlich nicht. Aber, sagen wir, große Männer, die hätten wir gern, große Denker, Helden, Helden der Tapferkeit und der Liebe, Menschen, bei denen einem das Herz aufgeht, die man bewundern kann, weil man durch sie über die kleinen, alltäglichen Dinge emporgehoben wird. Wie groß ist doch Vater Werner in seiner selbstlosen Liebe! Wie groß ist Stöcker in seinem weiten Blick und seiner unerschütterlichen Tapferkeit! Ich nenne damit zwei Namen, die gegenwärtig viele in unserer

deutschen Christenheit bewegen. Oder um den Namen zu nennen, den man auf unsren Kanzeln am meisten hört: Wie groß ist doch Vater Luther, immer ein Überwinder, unerschöpflich reich in hellen Gedanken, tapfer, ohne Furcht und ohne Zweifel, ein ritterlicher Mann, ein Genie. Wie herrlich, wie süß, wie schön ist es ihn zu bewundern! Dann treten wir an den Herrn Christus heran, besinnen uns, ob wir ihn auch bewundern wollen. Die einen sagen: Nein; dazu ist er zu klein. Die andern sagen: Doch, doch! er ist der schönste unter allen Menschen, der weiseste, der liebreichste, der größte in der Kraft seiner Liebe und seines Leidens. Daneben steht dann der leise oder laute Wunsch: Nicht wahr, lieber Herr, du machst auch aus mir ein recht großes Wesen und schenkst mir einen Lebenslauf, der mich in die Höhe hebt, daß auch mich die anderen preisen. Zu dem allem sagt unser Herr Christus: Nein; genau mit derselben Deutlichkeit, mit der er der Frau seine Antwort gab. Warum denn? Ist ihm der Kranz, den ihm die Frau überreichen wollte, zu schön, das Lob zu groß, die Bewunderung zu tief? Ach nein; viel zu wenig gibt sie ihm. Das meint er nicht so, daß er ihr sagte: Du mußt deine Verehrung noch steigern und die Worte, mit denen du mich preisest, noch kräftiger färben. Der Herr hat ja nie an sich gedacht und nicht für sich geworben. Wir haben ihn auch heute in der selbstlosen Reinheit seiner Liebe Gottes vor uns. Er begehrt für sich keinen Kranz. Aber die Frau hat, solange sie schwärmt, das noch nicht, was er ihr geben möchte. Sie hat das Große noch nicht wahrgenommen und empfangen, was sie bei ihm gewinnen kann. Menschen, Menschen, große Menschen, imponierende Gestalten, glanzvolle Redner, herrliche Prediger, mächtige Denker, Menschen, Menschen, Menschen, nichts als Menschen, das ist der Kern der ganzen Schwärmerei.

Selig sind, die Gottes Wort hören. Das ist das große Erlebnis, das uns widerfahren kann. Wir hören Gott. Ja, ist es denn möglich, daß Gott zu uns spricht, daß Gott dich

anredet und dir sagt: Siehe, ich bin da, und ich spreche zu dir und zeige dir, daß ich für dich da bin, und mache dir meinen Willen bekannt, daß du ihn tun darfst? Freunde, über dieses Erlebnis geht nichts; was können wir denn größeres begehren? Gottes Wort hören, das ist das Wunder aller Wunder, das in unsrem Leben Platz hat, nicht durch Unnatur, nicht durch Kunst und Zwang, nein, so wie Gott seine Wunder tut, mit der herrlichen Ordnung und dem Frieden seiner Schöpfermacht. Aber es bleibt ein Ereignis von unergründlicher Größe, daß Gott zu mir spricht und ich merke: Er ist es; da spricht nicht ein Mensch zu mir; da singt mir nicht ein Vogel einen frohen Ton zu; da rauscht nicht der Wind oder die Wellen; das ist kein Geräusch, kein Getöse, kein Geschwätz; das ist Gottes Stimme; und ich merke: Er spricht zu mir und er zeigt mir, daß er an mich denkt, meinen Weg ordnet, meine Liebe begehrt und meinen Dienst sich wohlgefallen läßt. Daß uns das zu Teil werde, dazu ist Jesus da. Das ist sein Amt, daß wir durch ihn das Wort Gottes hören, und eben darum ist die Frömmigkeit, die er pflanzt, keine Schwärmerei.

Wie steht es nun? Verschwinden die Menschen, denen wir zunächst unsere Kränze weihen? Hört die Bewunderung auf für das, was Größe, Kraft, Tapferkeit und Tüchtigkeit am Menschen ist? Nein. Gott spricht ja zum Menschen; wie kann er dadurch verschwinden? Er bekommt eine Größe über alle Größen, an die wir vorher dachten, eine Ehre über alle Ehre, die wir ihm mit unseren Kränzen bereiten. Gott hat zu ihm gesprochen und ihn zu sich berufen; Gottes Wort darf er haben, so haben, daß er es bewahrt. Aber unsere Verehrung geht nun nicht mehr an denselben Ort wie früher; unsere Anbetung hat einen andern Empfänger. Auf unserem Altar steht nicht mehr eine Menschengestalt, auch, Freunde, nicht mehr unsere eigene Büste, vor der der Weihrauch brennt, sondern wir haben Gottes Wort gehört.

2.

Wenn wir schwärmen, dann suchen wir immer nur unsren Genuß. Wie glücklich ist deine Mutter, sagte jene Frau, und wenn die Mutter beglückt auf ihren Sohn schaut, dann ist der Sohn auch froh. Sie meint: Jesus habe ein besonders süßes Glück von Gott empfangen; wie kann es anders sein, denkt sie, da ihn Gott so hoch erhoben und ihn zum Herrn über alle in herrlicher Macht erkoren hat? Dadurch ist er glücklich und genießt Gottes Gaben und erquickt und krönt auch seine Mutter mit seinem Glück. Wir sind aber immer auf dem falschen Weg, wenn wir den Genuß begehren. Da ist immer eine inwendige Verkrümmung dabei. Sollen uns denn Gottes Gaben nicht freuen? Gewiß! Gottes Herrschaft ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Aber man soll den Genuß nicht begehren, und soll nicht seine Liebe an den Genuß hängen. Der Genuß ist Gabe; man nimmt ihn dankbar, wenn er kommt, in dem Maß, wie er kommt; aber man läuft ihm nicht nach; man begehrt ihn nicht und schafft ihn sich nicht an. Wenn wir den Genuß begehren, dann haben wir immer eine Spaltung bei uns vorgenommen. Wir wollen bloß empfangen, aber nicht geben, wollen uns bloß bereichern, aber nicht dienen. Seht, das ist bei aller Bewunderung, mit der wir Jesus oder auch andre krönen, der dunkle Hintergrund. Wir treten nicht in Gemeinschaft mit ihm, sondern haben uns selber lieb und bleiben in der Ferne. Weil uns der Anblick seiner Größe freut, wenden wir freilich unser Auge zu ihm, beschauen und verehren ihn, aber wir bleiben an unsrem Ort und schließen unsre Seele vor ihm zu. Darum war Jesus mit einer solchen Verehrung nicht zufrieden und versagt seine Verheißung jeder schwärmerischen Frömmigkeit.

Wie macht er es denn mit uns? Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Wenn er uns die große Gnade gewährt hat, daß er uns ein Ohr bereitet, das Gottes Wort

vernimmt — wie viel wir von Gottes großen Dingen erfassen, das ist die zweite Frage, die von viel geringerer Bedeutung ist; die große Hauptsache ist, daß wir Gottes Stimme hören — wenn er uns dieses erste Geschenk gab, dann kommt noch ein zweites. Das göttliche Wort, das er in unsre Seele legte, behalten wir nun, legen es nicht weg, verlieren es nicht, sondern halten es mit ganzem Willen fest. Jetzt ist der Gehorsam da. Jetzt sind wir ganz mit ihm vereint; so haben wir uns für ihn entschieden und uns in Redlichkeit und Völligkeit unter ihn gestellt.

Darum, weil die Schwärmerei nur den Genuß begehrt, ist sie eine flüchtige Sache, eine vergängliche Regung im Menschen. Das ist immer an allen schwärmerischen Erscheinungen aufgefallen, wie kurz sie dauern. Wir können das auch bei uns selbst beobachten, wie rasch sich nach dem Schwärmen wieder ein Wechsel einstellt. Bald haben wir Stunden süßer Andacht, bald düstere Tage. Es hat eine tiefe Bedeutung, daß unser Evangelist das Wort jener Frau mit dem andern Spruch zusammenstellt, bei dem Jesus mit Schmerz auf die Gemeinde schaut, der er seine großen Gaben gibt. Er vergleicht sie einem Kranken, der geheilt ist, und den die Krankheit wieder faßt. Die bösen Geister sind verscheucht; der Kranke lebt auf, es scheint, die Rettung sei gekommen. Aber es währt nur kurze Zeit. Das Haus ist geschmückt und lockt die Geister wieder an; sie kommen wieder. So, sagt der Herr, geht es diesem Geschlecht. Das wiederholt sich immer, wenn wir schwärmen. Man kann nicht immer genießen. Es ist unmöglich, daß wir nur Lust als unsren bleibenden Besitz in uns tragen; Lust und Leid wechseln. Und weil wir bei dieser Art von Frömmigkeit uns selbst inwendig gegen den göttlichen Willen sträuben, so ist es unvermeidlich, daß aus dem dunklen Grund der Seele die düsteren Gedanken wieder hervorbrechen. Dann kommt die inwendige Unfrömmigkeit doch wieder ans Licht und stört unsere

Andacht, durchkreuzt unsere frommen Gedanken und vernichtet den uns erfreuenden schönen Schein. Die Geister kommen wieder, die wir für eine kurze Stunde mit schwärmender Frömmigkeit verscheuchten, und das Ende ist schlimmer als vorher. Selig die, die Gottes Wort nicht nur hören, sondern auch bewahren.

Es kommt in unsrem Text noch ein anderer Punkt mit großer Deutlichkeit ans Licht. Neben der Frau, die Jesus feiert, stehen die, die ihn schelten. Sie werfen ihm die Gemeinschaft mit dem Teufel vor, damit er ein toter Mann sei und niemand auf ihn achte. Wir haben das Kreuzgeheimnis vor uns; Jesus ist auf dem Wege zum Kreuz. Kann man auch dann noch schwärmen? Wie steht es dann mit der Seligkeit der Mutter Jesu, wenn sie am Kreuz steht? Wird dann diese Frau auch noch sagen: Selig ist der Leib, der dich getragen? Und wie steht es mit unsrer Bewunderung für Jesu Größe und unsrer Verehrung für die Stärke und Schönheit seines Wirkens, wenn er die Dornenkrone trägt? Das Kreuzgeheimnis war aber nicht bloß damals in Gottes Regierung drin, als er Jesu Weg ordnete und ihm die Arbeit so zuteilte, daß sie ihn in den Tod führte, sondern es gehört bleibend zur göttlichen Regierung und ist auch in unsrem Leben drin. Es gehört in alle Frömmigkeit hinein. Wie deutlich tritt das durch die Tatsache ans Licht, daß wir unsre großen Männer erst dann feiern, wenn sie tot sind. Vorher schwärmen wir nicht. Aber wenn sie gestorben sind, dann schwärmen wir. Warum? Vorher ist bei ihrer Größe die Arbeit und der Kampf und die Schmach. Da stehen wir bei Seite. Aber wenn sie tot sind und nichts mehr von uns begehren, wenn wir nicht mehr zu ihnen halten müssen im Kampf und mit Treue, dann feiern wir sie. Damit kommt ans Licht, daß es mit der Schwärmerei nichts ist, daß wir etwas anderes lernen, etwas anderes gewinnen, etwas anderes von Gott uns schenken lassen müssen als eine schwärmerische

Frömmigkeit. Das Kreuzgeheimnis ist nun einmal im Leben drin, wir müssen es tragen und es überwinden. Es steht vollends im Werk Jesu mit der größten Deutlichkeit vor uns; wenn wir mit ihm Gemeinschaft haben wollen, müssen wir es tragen. Wir tragen es nicht, solange wir schwärmen. Warum gingen die Jünger mit dem Herrn bis nach Gethsemane, bis an die Schwelle seines Todes? Sie haben nicht geschwärmt, sondern Gottes Wort gehört und bewahrt. Wenn uns Christus diesen Dienst tun kann, daß er uns ein Wörtlein sagen darf, das als Gottes Wort in unsere Seele dringt, und er dadurch sein Heilandswerk an uns vollbringt, daß er uns zu Gott beruft, dann scheucht uns das Kreuzgeheimnis nicht von ihm weg; dann stehen wir bei ihm, auch wenn er die Dornenkrone trägt. Und gerade dadurch macht sich uns Gottes ganze Gnade offenbar; denn nun vereint er uns dadurch mit ihm, daß wir ihm glauben. Schwärmerei gibt dem Herrn Bewunderung; Jesus schafft in uns Glauben. Durch den Glauben sind wir mit ihm verbunden, und das ist Gottes große Gnade und Jesu große Herrlichkeit, daß er Glauben von uns begehrt und Glauben in uns schafft. Nun preisen wir nicht die Menschen, sondern Gott; nun suchen wir nicht den Genuß, sondern wir gehorchen, und nun spricht der Herr auch zu uns: Selig ist der, der Gottes Wort hört und bewahrt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Misericordias Domini

(25. April 1909).

Joh. 10, 11—18.

Weil uns unser Herr verheißen hat, daß er Eine Gemeinde schaffe, darum sagen wir im Bekenntnis der Kirche: Ich glaube eine heilige, allgemeine, christliche Kirche. Aber es scheint oft so, als ob diese Verheißung durch den Gang der Dinge widerlegt werde. Sieht es nicht so aus, als ob die Trennungen zwischen uns immer deutlicher würden, die Risse immer tiefer, die Gemeinschaft immer schwerer? Auch der natürliche Verlauf der Geschichte bringt solche Erscheinungen hervor. Wenn wir an die Zeit unserer Väter denken, so war das stolze, kühne Bewußtsein in unserem Volk: Wir sind Deutsche und wir bleiben Deutsche, damals lange nicht so kräftig, wie jetzt; wir scheiden uns heute mit größerer Energie von allen andern. In der Kirche sieht es gegenwärtig bunt aus. Jeder hat seine eigene Lehre, seine eigenen Ziele, seine eigenen Kreise und wir finden den Weg zu einander schwer. Es gibt auch unter uns manche, die sagen: Wir verzichten gerne auf den Traum, daß wir alle eine einzige Gemeinde bilden sollten; das sei ein weichlicher Gedanke, der die Gegensätze fürchte und den Kampf scheue; nicht das seien die vollen, fruchtbaren Tage, wenn am wolkenlosen Himmel eine Frühlingssonne strahlt, sondern das gebe für uns die großen Tage, wenn der Sturm braust und der Blitz zuckt; denn im Kampf entstehe und bewähre sich die Kraft. Wir haben aber immer wieder mit großer Deutlichkeit die Tatsache vor Augen, wie schwer uns der Hader und die Entzweiung belastet, wie viel Schwachheit daraus entsteht. Wir gehen jeder seinen eigenen

Weg, aber das werden einsame Wege, und einsame Wege sind schwere Wege.

Freilich, das ist klar, daß nicht wir mit unserem Wort den Frieden in der Menschheit schaffen können, als ob wir selbst die Macht hätten, uns in einer echten und darum unzerstörbaren Gemeinschaft zu vereinigen. Wir halten an der einen Herde fest, weil wir den einen Hirten kennen. Wie steht es aber damit? Wir preisen Jesus als unseren Herrn. Warum? Darüber sind wir uns und den andern Rechenschaft schuldig. Daran hängt auch unsere Zuversicht, daß wir alle Risse zwischen uns überwinden und doch immer wieder zur Gemeinschaft gelangen. Weil es Einen Hirten gibt, darum sind wir Eine Herde, Eine Gemeinde. Warum nennen wir Jesus unseren Herrn? Wir gehören ihm, und wir kennen ihn.

1.

Der Herr sagt: Ich bin nicht ein Mietling, nicht ein Lohnarbeiter, der für seinen Tagelohn die Herde hütet; ich bin der Hirt und die Herde ist mein. Natürlich braucht Gott in seiner Regierung beständig viele Lohnarbeiter, viele, die ihrem eigenen Bedürfnis gehorchen, wenn sie ihr Werk tun. Der Herr schilt auch die nicht, die als Gottes Lohnarbeiter vor der Herde stehen. Er sagt nicht, daß die Herde hungere, wenn der gemietete Knecht sie weide. Vom Dieb sagt er, daß er dazu in die Hürde komme, um zu stehlen und zu schlachten. Wenn der Dieb kommt, dann geht es der Herde schlecht. Aber der Mietling, der Tagelöhner, der um seinen Sold für die Herde sorgt, ist kein Dieb. Wir haben darum in der menschlichen Geschichte immer wieder große Arbeiter vor uns, die mächtigen Einfluß gewinnen und sich viele unterwerfen; aber der Unterschied, den unser Text uns nennt, wird immer an ihnen sichtbar. Fragen wir, warum sie ans Werk gehen, was sie treibt und bewegt, so ist deutlich: ihr eigenes Bedürfnis macht sie fleißig; sie arbeiten für sich. Was hat unsere großen

Denker gemacht, die weithin die Geschichte der Menschheit bestimmen? Ein Zweifel hat sie erfaßt, ein Rätsel sie gequält; sie müssen sich befreien von ihrer Not, die sie inwendig nicht zur Ruhe kommen läßt, und greifen nach einem Glück und Gut, ohne das sie nicht leben mögen. So ist es in allen Gebieten des Lebens, bei allen, die in Gottes Haushaltung einen besonderen Platz bekommen: sie arbeiten für Lohn, für das, was sie selbst nötig haben, für das, was sie nicht entbehren können. Sie strecken sich nach einem Ziel, das ihnen selbst Befriedigung und Glück verschafft. Aber das gibt nie die ganze Gemeinschaft. So entsteht nie der, der sagen darf: Ich bin der Hirt. Das kommt dann ans Licht, wenn der Wolf kommt. Man sieht es vielleicht der Herde lange nicht an, ob der Hirt bei ihr ist, dem sie gehört, oder ob der gemietete Knecht für sie sorgt. Lange kommt der Unterschied vielleicht nicht ans Licht. Aber, sagt Jesus, wenn der Wolf kommt, dann seht ihr es, wer Hirt ist und wer Knecht ist. Der Knecht hat keine Neigung, sein Leben herzugeben. Er ist nicht dafür bezahlt, damit er für die Schafe sterbe. Er geht, und die Gemeinschaft ist zerbrochen und die Hilfe bleibt aus.

Es gibt aber einen durch Gottes große Gnade, von dem wir wissen, daß er kein Mietling ist und nicht für sich gearbeitet und für sich selber nichts begehrt hat, sondern als der Hirt bei der Herde ist. Wenn wir zu Jesus herantreten, dann ist es sofort klar: Er begehrt keinen Lohn für sich und arbeitet nicht, weil er muß, zu seinem eigenen Gewinn. Was hat er denn für sich gewonnen? Gar nichts, nicht den Ruhm des großen Entdeckers, der eine neue Lehre in die Welt bringt; das hat er ganz beiseite getan; er spricht wie ein Kind; auch nicht den Ruhm des Helden, der so süß ist, wenn die Kraft über das emporfährt, was sonst Menschen können; er trug ja das Kreuz. Und doch steht er mit uns in einer ganzen Gemeinschaft und gibt sich ganz für uns hin, öffnet sein Herz, daß wir sein Wort vernehmen, tut für uns sein Werk, so daß

wir seine Gabe haben. Er handelt in der Sendung, die ihm der Vater gab, in Kraft seines königlichen Rechts, um des willen er sagen kann: Ihr seid mein. In Kraft dieses königlichen Rechts trägt er das Kreuz und macht dadurch seine Gemeinschaft mit uns vollkommen. Da hat er es bewährt, daß er die Hand nicht von uns abzieht, sondern er steht zum Menschen hin und schließt ihn mit sich zusammen mit einem ewigen Band. Und nachdem er bis zum Kreuz die Liebe vollendet hat, hat er auch am Ostertag seine Gemeinschaft mit uns Menschen aufs Neue bewährt, so groß, so vollkommen, wie kein menschlicher Gedanke es erfinden kann; er kommt aus der Herrlichkeit des Vaters wieder zu den Seinen und stellt sich zu ihnen als ihr Hirt und macht sie zu seiner Herde, die sein Eigentum bleibt. Nun verscheucht kein Wolf ihn mehr von uns. Wo ist die Schuld? Sie ist vergeben. Wo unsere Schwachheit? Seine himmlische Kraft kommt ans Licht. Wo der Tod? Das Leben wurde offenbar. Nun sind wir gewonnen und erkauft zu seinem Eigentum. Nun haben wir einen Herrn.

2.

Und wir kennen ihn. Ich bin den Meinen bekannt, sagt unser Text, und ich kenne die Meinen. Meine Schafe hören meine Stimme. Sie unterscheiden sie von der Stimme des Fremden; ihr Klang ist ihnen ein vertrauter Ruf. Seltsam, sagen wir vielleicht. Nun sind es bald 2000 Jahre her, daß Jesus auf der Erde stand. Kennen wir ihn denn noch? Eine lange Zeit legt leicht Dunkelheit auf die, die längst dahin gegangen sind. Und wie wenig hat er uns hinterlassen, ein paar Sprüchlein, ein paar Geschichten; er hat sie nicht einmal selber aufgeschrieben. Er gab sie seinen Jüngern und durch sie schallen sie in die Welt hinaus. Und wie viel ist dabei seltsam, gibt Anlaß zu Bedenken, zu verschiedener Meinung. Unsere Gelehrten sind in vielen Dingen unschlüssig und unsicher über das, was damals geschah. Jesus ist dennoch der

Einzige, den wir wirklich kennen. Es hat Leute gegeben, die mit viel Fleiß lange Tagebücher schrieben und veröffentlichten, aufrichtige Tagebücher, die aus dem ernsten Willen entstanden, sich selbst zu beobachten, den inneren Lebensvorgang deutlich zu erfassen und sichtbar zu machen. Kennen wir sie? Halb, und halb wieder nicht. Denn das schärfste Auge erfaßt den Lebensvorgang, wie er in uns vor sich geht, nur halb. Jesus mit seinen wenigen Worten, mit dem kleinen, kurzen Evangelium, das ihn uns beschreibt, ist uns bekannt, ganz bekannt. Warum? Seht, er hat bloß einen einzigen Willen, und den hat er sagen können mit der klarsten Deutlichkeit. Ihr kennt mich, sagt er uns, denn ich kenne den Vater. Das ist der Wille, der im Herrn vorhanden ist und der alle seine Gedanken und alle seine Werke regiert: er lebt für Gott und hat die Liebe Gottes in sich. Von welcher Seite wir zu ihm herantreten, immer wird dasselbe an ihm sichtbar: er hat Gott vor Augen, nicht als einen Schatten, als einen Abwesenden, als einen leeren Namen, nein, als den Vater, aus dem er lebt. Wenn er mit Freude auf die Blume des Feldes schaut, die sich ihr prächtiges Röcklein anzieht, herrlicher als Salomo, was freut ihn? Es ist ja des Vaters Werk. Er läßt seine Sonne scheinen mit ihrem herrlichen Licht und kleidet die Blume des Grases mit seiner Künstlerhand. Wenn er in die Synagoge oder in den Tempel geht, von ganzem Herzen ein Jude ist und mit seinem Volk Gemeinschaft hält, was hat er im Sinn? Es ist ja des Vaters Werk, das hier geschah, des Vaters Wort, das Israel vertraut ist, des Vaters Gnadenzeichen, die ihm gegeben sind. Wenn er ans Kreuz geht: er nimmt den Kelch aus des Vaters Hand. Wenn er in der Gewißheit stirbt, daß ihn der Tod nicht überwältigen werde, sondern daß er leben werde in ewiger Herrlichkeit, woher nimmt er diese Gewißheit? was macht ihn fest? Der Vater ist der lebendige Gott, ihm leben sie alle. Seht, darum wissen wir, was der Herr will; wir wissen es ganz klar, mit

voller Deutlichkeit. Das ist unerläßlich, damit wir ihn mit Wahrheit und Aufrichtigkeit unsren Herrn nennen. Wenn wir nicht wüßten, was er will, wie könnte er uns zum Herrn werden? Wir müssen wissen, wann wir in der Gemeinschaft mit ihm bleiben und wann wir uns von ihm trennen, wann wir an seiner Hand unsere Wege gehen und wann wir uns von ihm entfernen. Aber das wissen wir ja. Denn Jesus hat nicht vielerlei begehrt, nicht dies und das gewollt, nicht die Liebe gehabt und auch noch die Liebe; er hat nicht ein zerspaltenes Herz, nicht eine doppelte Seele, nicht einen Willen, der jetzt das will und dann das; sondern er ist der Sohn mit seiner ganzen Kraft, mit seiner ganzen Seele, mit seinem ganzen Willen, der, der das will, was der Vater will. Was Gott will, das ist Jesu Wille. Wir gehorchen ihm, wenn wir Gottes Willen tun, bleiben bei ihm, wenn wir Gott gehorchen, und trennen uns von ihm mit allem, was uns gottlos macht.

Nun sagt ihr vielleicht: Jetzt weiß ich es erst noch nicht, was ich denn soll, was Jesus will, was meine Gemeinschaft mit ihm festmacht. Gottes Wille ist ein Geheimnis, wer kann es ergründen? Wer kennt Gott und kann etwas von ihm sagen? Ja, l. Fr., so muß es nicht sein. Es kann ja freilich so sein, daß uns Gott ganz im Dunkeln steht und wir keine Kenntnis von ihm haben. Es muß aber nicht so sein. Und es ist nicht so, wenn wir die Stimme des guten Hirten hören und seine Schafe sind. Dann wird der Name Gottes für uns reich an Inhalt, nicht leer wie ein Schatten; dann wissen wir nicht alles, o nein, wer wollte das Geheimnis Gottes ausschöpfen, aber das, was unsere Verbindung mit Gott ergibt, uns Gott untertan macht und uns in seine Gnade und Gemeinschaft stellt. Nun wissen wir auch, was uns die Stimme des guten Hirten sagt, wohin er uns führt und wie wir ihm gehorchen; dann sind wir sein, wenn wir Gottes Willen tun.

Das gibt die echte Gemeinschaft, die freie, nicht die er-

zwungene. Darauf beruht unsere Freude an diesem Herrscher und an der Gemeinde, die er schafft. Wir dürften es nie wagen, die Hoffnung auszusprechen: Eine Herde, wenn diese Gemeinschaft durch Zwang entstände, durch Unterjochung und Unterdrückung alle unter den einen ohne ihren Willen, ohne ihre Liebe, ohne daß sie ihn kennen und seine Stimme sie erfaßt. Aber wir können ihn kennen, und weil wir ihn kennen, darum stehen wir mit ganzer Seele und freiem Willen unter ihm. Darum unterjocht uns kein Zwang und bindet uns keine Fessel, wenn er uns regiert. Wir sind mit ganzer Seele und freier Liebe sein. Denn wir kennen ihn, den Sohn, der für den Vater lebt.

Und er kennt uns. Denn er schaut mit Gottes Augen her zu uns. Da gibt es kein Geheimnis, kein Mißverständnis, nichts, was wir verbergen müßten oder könnten. Wir stehen im Licht seines Angesichts. Ach, Freunde, das ist das unendlich Große, was uns Jesus gewährt; wenn wir uns zu ihm hinwenden, dann haben wir den gefunden, der uns kennt. Nun fliehen die Lügen, wir spielen nicht mehr Komödie, wir werden wahr. Was helfen da die Schleier? Er kennt uns ja. Das ist aber für uns nur deshalb eine heilsame und frohe Botschaft, weil er der ist, der vor dem Wolf nicht weicht, sondern jede Last mit uns trägt, und seine Gemeinschaft mit uns ganz macht, so daß sie nicht zerbrechen kann. Sonst wäre uns der Schleier freilich nötig und die Lüge würde für uns zum Bedürfnis. Aber unser Herr Christus steht auch dann bei uns, wenn unsere Not ans Licht kommt und unsere Schwachheit sichtbar wird. Der Hirt läßt die Schafe nicht, denn sie sind sein.

Darum, Freunde, weil wir ihn unsren Herrn nennen, dem wir gehören und den wir kennen, tragen wir auch alle Risse, die unsere Gemeinschaft schwächen, in der Zuversicht: Wir können überwinden. Daß keiner von uns den andern versteht, keiner mit dem andern zusammenarbeiten will, sondern

jeder sich vor dem andern verschließt und seine eigenen Wege geht, das ist nicht unser bleibendes Los und endgültiges Ziel. Jetzt kommen wir zwar über manche Risse noch nicht hinweg, und können die Brücken noch nicht bauen, die diese Klüfte überspannen. Aber wir haben Einen Herrn und Einen Hirten. Darum führen unsere Wege zu einem Ziel. Und weil wir das eine Ziel vor Augen haben, geben wir uns Mühe, einander die Hand zu reichen, und vergessen es nicht, daß Eine Stimme uns alle regiert und Ein Wille uns alle führt und Ein Herr über uns waltet, weil wir Einen Vater haben, aus dem und zu dem alles ist, der gelobt werden wird von uns allen in Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Cantate.

(9. Mai 1909).

Joh. 16, 16—23.

Beim Abschied Jesu von seinen Jüngern wurde es ihnen so klar, wie noch nie, daß er sie von der Welt getrennt hatte. Sie waren betrübt und weinten, und die Welt konnte sich freuen; und zwar freute sich die Welt gerade an dem, was die Jünger traurig machte, daran, daß Jesus sein Kreuz tragen mußte und getötet ward. Das war ein durchgreifender Riß, der ihre Trennung von der Welt für immer herbeigeführt hat. Vom Kreuz Jesu an sind die Christenheit und die Welt geschieden. Das ist einer der schwersten Punkte am Christentum, dieser Gegensatz gegen die Welt, in dem wir stehen, nicht bloß für das Verständnis und die Lehre, noch viel mehr für die wirkliche Führung unseres Lebens, für die Art, wie wir handeln und unsere Verhältnisse ordnen. Was meinen wir eigentlich, wenn wir uns von der Welt scheiden? Feierlich und erhaben lauten darüber die Worte der Apostel. Es ist unsere Pflicht, sagen sie uns, daß wir uns unbefleckt von der Welt behalten, daß wir die Welt nicht lieb haben, noch das, was in der Welt ist, die Lust des Fleisches, die Lust der Augen und das hoffärtige Leben, daß wir für die Welt gekreuzigt seien, wie sie für uns gekreuzigt ist. Wir sagen mit dem Apostel von unsrem Glauben, er sei der Sieg, der die Welt überwunden hat. Was meinen wir, wenn wir die Gemeinschaft mit der Welt aufgeben und uns von ihr getrennt wissen? Und wie machen wir das? Vielleicht sagt ihr mir: der heutige Tag sei recht ungeschickt,

um darüber zu sprechen, da uns heute die Frühlingssonne einen Maientag voll Pracht beschеerte, wo uns das Herz weit ist, weil die Welt schön ist und wir vergnügt sind. Aber gerade deshalb haben wir es nötig, mit allem Ernst der Besonnenheit und der Entschlossenheit auf Jesu Wort zu achten; sonst hören wir andächtig in der Kirche, wie der Herr seine Jünger von der Welt unterscheidet, und hernach flutet wieder das Licht der Welt um uns und ihre Lust und ihre Kraft erfaßt uns, und ohne Wahrheit, ohne Aufrichtigkeit, ohne Ernst schwanken wir hin und her.

Was macht unseren Unterschied von der Welt aus? Es gibt darauf verschiedene Antworten. Wir wollen die verkehrten Antworten voranschicken. Der eine sagt: Mich verdrießt die Welt, ich mag sie nicht. Das ist nicht Jesu Meinung. Ein anderer sagt: Ich brauche sie nicht, ich bin mir selbst genug. Das ist auch nicht Jesu Meinung. Der Dritte sagt: Gottes Gabe trennt mich von der Welt. Das ist der Jünger Jesu.

1.

Wir haben in unserem Deutschland gegenwärtig viele, die sich verdrossen von der Welt scheiden. Sie stehen abseits, wenn die Welt sich freut, und machen nicht mit und sind geärgert, kleinmütig und verzagt. Wie kommt das zu stande? Dadurch, daß ich mich an die Welt wende und von ihr das begehre, was ich brauche, die Ehre, die Freude, das Leben. Das bekomme ich aber nicht, weil die Welt mir das nicht geben kann; und sie faßt mich vielleicht hart an, ich komme unter's Rad; dann gibt es Wunden am Kopf, einen verwirrten Kopf, und am Herzen, ein brennendes Herz; und dann sagen wir: schlechte Welt, ich mag nichts von dir.

Aber damit haben wir uns nicht von ihr getrennt, im Gegenteil, jetzt sind wir erst recht mit ihr verbunden, wir haben ja nichts anderes als sie. Der Ärger hält uns immer bei ihr fest und auch der Haß ist ein starkes Band, das uns

mit ihr vereint. Und mit unserem Herrn Christus hat das alles gar nichts zu tun. Er hat seine Jünger nicht deshalb von der Welt getrennt, weil er sich an ihr ärgerte und sie ihn verdroß und ihm wehe tat und er über sie schalt. Ihr wißt, denn das gehört zu den ersten Anfangsgründen alles christlichen Unterrichts: man lernt bei Christus nicht schimpfen, auch nicht über die Welt schimpfen. Wenn einer das tut, merkt man gleich, daß er von Jesus noch nichts lernte, sondern noch in der Welt drin ist, nicht über ihr, noch ihr Knecht ist, nicht frei von ihr. Wir haben eben gesungen: In allem, was mich drückt, ist Dein Wille, Vater, und damit haben wir ausgesprochen, was uns der Herr Christus sagt und uns zur völligen Gewißheit macht. Gottes Hand reicht durch alles durch, auch durch die Welt, auch dann, wenn sie uns hart anfaßt. Gottes Regierung steht über allem. Das macht es uns unmöglich, sie zu schelten; wir können doch Gottes Werk nicht schelten! Soweit Gottes Regierung reicht, so weit hilft und freut uns alles, was geschieht. Und das, was in der Welt nicht aus Gott ist, überwinden wir. Das tut der nicht, der sich nur ärgert und bloß schilt; darin liegt keine überwindende Kraft. Wo der Sieg gewonnen ist, da braucht man den Haß nicht mehr. Und unser Herr Christus gibt uns den Sieg.

2.

Ein anderer sagt: Ich brauche die Welt nicht; es ist mir zu beschwerlich, mich mit ihr einzulassen, man lebt am vergnügtesten für sich. Aber der liebe Freund täuscht sich, wenn er so spricht. Er meint, er habe die Welt nicht bei sich, und er ist mitten in ihr. Wenn wir von der Welt sprechen, denken wir an die gewaltige Tatsache, daß wir alle in ein gemeinsames Leben hineingestellt sind, daß Ein Gedanke uns alle erfaßt und füllt, daß Ein Wille uns alle ergreift und bewegt. Da kann ich nicht sagen: Ich brauche

die Welt nicht. Sie ist doch da als das, was mich beherrscht, bewegt und füllt. Ich könnte ebensogut sagen: Ich brauche die Luft nicht, oder: Ich brauche das Sonnenlicht nicht; und wenn du alle Fenster zumachst, etwas Luft und Licht kommt doch herein, sonst wärest du tot. So ist auch der nicht von der Welt geschieden, der meint: er lebe für sich selbst. Es ist auch nicht Jesu Meinung, daß wir uns deshalb von der Welt trennen sollten, weil es so bequemer sei und wir damit vielen Schwierigkeiten und Anstößen entrinnen. Auf solche Gedanken führt uns unser Text nicht. Denn als der Herr an der Schwelle seines Kreuzes stand, da hat er nicht für seine Bequemlichkeit gesorgt und auch nicht für die seiner Jünger. Eben deshalb spricht Jesus mit solchem Ernst von der Welt, weil sie uns umfaßt, uns all das gibt, was wir in uns tragen, was wir meinen und denken, wollen und lieben; all das trägt uns die Welt zu auf tausend Wegen; wir können uns nicht von ihr lösen, wir stehen mitten in ihr drin. Gerade das gibt dem Wort Jesu seinen tiefen Ernst, wenn er uns sagt: Ihr seid in der Welt, aber nicht aus der Welt; ich habe euch erwählt aus der Welt heraus; nun haltet euch unbefleckt von ihr.

In jene vergnügliche, sich selbst genügende Stimmung kommt leicht ein hoffärtiger Ton hinein. Dann wird man zu vornehm für die Welt. Eine merkwürdige Sache: Leute, die zu vornehm sind für die Welt. Aber sie kommt gar nicht selten vor. Was alle Leute meinen und denken und tun, das ist gemein, ich will ein großer Mensch sein; große Menschen, die werden daran sichtbar, daß sie über den anderen stehen; sie erheben sich über die Welt. Nun sind wir aber erst recht in ihr drin. Das ist gerade das Merkmal der Welt, daß sie groß sein will und sich vornehm dünkt. Habt nicht lieb die Welt, dazu gehört nicht bloß der Augen Lust und des Fleisches Lust, sondern auch das hoffärtige Wesen. Und unser Herr Christus hat den Kampf mit der Welt gerade deshalb be-

gonnen, weil er das Begehren nach der Größe zerbrach. Das gab den tiefen Riß zwischen ihm und den Seinen einerseits, der ganzen Welt andererseits. Besonders häßlich ist es, wenn die Vornehmheit geistlich wird und erklärt: Ich bin zu fromm, zu gläubig, zu heilig für die Welt. Haben wir denn das Sprüchlein noch nicht gehört: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr seinen einigen Sohn gab, und wir sind zu fromm für die Welt? Dann sind wir vielleicht auch zu fromm für den Herrn Christus, so große Heilige, daß wir in Gottes Reich und Gemeinde keinen Platz mehr haben. Jesus hat durch seine Heiligkeit das gewonnen, daß er mit der Welt verbunden war in der Kreuzestreue. Als der einige Sohn, der ganz dem Vater gehört, gibt er uns die Heilandshand. Deshalb ist keiner von uns zu vornehm, zu geistlich, zu heilig für die Welt.

3.

Woher kommt es denn, daß wir von ihr geschieden sind, so daß es sich so macht: Ihr seid betrübt und die Welt freut sich; ihr seid froh und dankt, und die Welt grollt und ärgert sich? Das kommt von Gottes Gabe.

Der Herr sagt uns in unserem Text: Ich gebe euch eine Freude, die niemand von euch nehmen kann. Gibt uns das die Welt? Eine Freude, die uns niemand nehmen kann; auch nicht der Arzt, wenn er sagt: du bist unheilbar krank, oder wenn er sagt: noch ein paar Wochen währt es, dann ist es aus, die uns auch der Feind und Verleumder nicht nehmen kann, wenn er uns mit boshafter Zunge sticht, daß es weh tut, die wir auch selber nicht verderben können, obwohl wir so geschickt sind, unsre Freude zu beflecken und zu zerstören? Wie kommt denn eine solche Freude in uns hinein? Gott gibt sie. An ihm entsteht sie. An der Gnade Gottes strahlt sie in uns auf. Weil sie Gott gibt, kann sie uns kein Mensch nehmen.

In der Freude ist eine Gewißheit enthalten. Nicht eine

solche Freude hat der Herr im Sinn, wo wir nicht sagen können, was uns erfreut, sondern eine klare, helle Freude, die die Gewißheit in sich trägt, die Gewißheit Gottes, die Gewißheit, daß Gott uns gnädig ist. Wer kann mir diese Gewißheit geben? Menschen? Ist das eine Entdeckung unserer Universitäten? Hat das vielleicht eine theologische Fakultät erfunden? Oder wollen wir abstimmen und mit Majorität feststellen: Gott ist und ist der Gnädige und ich darf gewiß glauben, weil so viele Leute das beschlossen und auch der und der dabei gewesen ist? Nicht wahr, das ist ja nichts als Kinderei! So entsteht Gewißheit Gottes nicht. Wie entsteht sie? Gewißheit Gottes ist Gottes Gabe. Ihr hättet sie nie, wenn er sie nicht gäbe. Darum darfst du seiner gewiß sein, weil er dich ruft. Darum kannst du glauben, daß er dir gnädig ist, weil er dir gnädig ist und seine Gnade dir erweist.

Mit der Gewißheit ist uns immer zugleich die klare Erkenntnis des göttlichen Willens gegeben. Indem wir Gottes gewiß sind, steht sein heiliges Gebot vor uns, fest mit bindender Macht; wir wissen, wir dürfen ihm nicht ausweichen, wir gäben damit alles her, unser Leben, unsere Ehre, und würden mit dem Bruch des göttlichen Worts uns selber töten. Woher kommt das, daß wir einem göttlichen Gesetz unterworfen sind und ein heiliges Gebot kennen, das uns faßt? Machen das Menschen? Ist das die Tradition der Welt? Wissen wir das, weil es alle wissen, alle sagen, alle so machen? Und wenn sich noch so viele Millionen Menschen zusammentun, so schaffen sie nie ein heiliges und ewig gültiges Gebot. Du kennst den Willen Gottes, weil dir Gott ihn zeigt, weil er deinen Willen ergreift und zieht und sich unterwirft und es dir in seiner unermeßlichen Gnade deutlich macht, daß du ihm dienen darfst. Er sagt uns: Ich bin Licht und ist keine Finsternis in mir, nun wissen wir, daß wir nicht lügen; er sagt uns: Ich bin Liebe und ist keine Bosheit in mir, nun wissen wir, daß wir die Bosheit weg-

tun; er sagt uns: Ich bin Geist, nun wissen wir, daß wir nicht dem Trieb des Fleisches dienen. Das ist Gabe Gottes, daß du weißt, was vor ihm recht und gut ist, und es so weißt, daß dich sein Gebot mit heiliger Kraft ergreift und unterwirft.

Wenn wir überlegen, was denn der Wille Gottes sei, so geht er in das eine, große Wort zusammen: Gnade! Machen das Menschen? Haben Menschen die Vergebung erfunden? Die Schuld zu verzeihen, bringen das Menschen zu stand? Geschehenes zu bedecken, daß es uns nicht mehr anklagen und verderben kann? Das ist Gottes Gabe.

Dadurch ist unsre Trennung von der Welt da. Wir müssen sie nicht machen, nicht künstlich erzwingen, nicht mit unsrer eigenen Willensmacht und Selbsterhöhung ins Werk setzen. Sie ist da, wo Gottes Gabe ist. Nun gibt es die große Wahl, wohin wir uns mit unsrem Verlangen wenden. Wenn das, was droben ist, für unser Auge hell geworden ist, dann bildet das, was droben, und was drunten ist, einen klaren, deutlichen Gegensatz. Gott und Menschen stehen nicht neben einander. Das gibt auch nicht nur einen allmählichen Unterschied, eine sogenannte Entwicklung. Wir haben die Wahl vor uns, und wo Gottes Gabe ist, da ist die Wahl geschlossen und entschieden. Wir sind aus der Welt zu Gott gelangt.

Wie gründlich dieser Unterschied ist, das merken wir immer zu allererst an uns selber. Wir trennen uns nicht nur von der Welt in den andern, sondern auch von der Welt in uns selbst. Die Scheidung geht nicht nur zwischen uns und den andern durch; sie geht auch durch uns selber durch und scheidet, was von unten ist, und was von oben ist, was Gottes Gabe ist und was uns selber angehört. Der, der von sich selber frei geworden ist, ist auch frei von der Welt. Wir werden von uns selber frei durch Gottes Gnade.

Nun geht das Kreuzgeheimnis an, die Nachfolge Jesu.

Denn es geht bei dieser Scheidung nicht ohne Schmerz ab. Es gibt einen Riß und der Riß tut manchmal weh. Es braucht einen festen Entschluß und tapferen Mut, damit wir bei unsrem Ja bleiben, das wir Gott geben, und es nicht mit einer kranken Liebe vermengen, die nach unten fährt. Darum spricht das Neue Testament viel vom Kreuz Jesu und von unserer Gemeinschaft mit ihm. Deshalb ist uns der Blick auf ihn, wie ihn unser Text uns gibt, nicht bloß eine alte Geschichte, die man auch vergessen könnte, sondern wir erkennen in seinem Kreuz den lebendigen Ausdruck der göttlichen Regierung, das stets gültige Zeugnis des göttlichen Willens, der auch unser Leben regiert und das scheidet, was von oben, und was von unten ist. Das weiß, wer an Jesu Kreuzgemeinschaft Anteil hat.

Jetzt ist auch der Trost unseres Textes für uns da. Nun fragen wir nicht mehr mit den Jüngern, was das wohl heiße, eine kleine Zeit. Nun freuen wir uns, daß der Herr in der Ostergröße vor uns steht, als der, der überwunden hat und nach kleiner Zeit den Jüngern seine Herrlichkeit aufs neue offenbart. Weil er die Welt überwunden hat, darum liegt in unsrer Trennung von der Welt Gottes herrliche Gabe. Nun geht hinaus in den Maientag und laßt die Sonne scheinen und die Bäume blühen. Jetzt scheint sie helle, jetzt blüht es wirklich in der Welt für euch. Wer sich scheiden läßt von der Welt, der wird in ihr froh; den verdirbt sie nicht, dem bringt sie Gottes gute Gabe, dem scheint die Sonne so, daß er zu danken weiß. Wer sich durch den Herrn von der Welt trennen läßt, der hat den Frieden. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Erster Sonntag nach Trinitatis.

(13. Juni 1909).

Luk. 16, 19—31.

Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Mit völliger Sicherheit gibt uns Jesus die Verheißung, die unserem Gebet die Erhörung gewährt. Denn das ist das Gesetz der göttlichen Gnade, so unzerbrechlich wie Gottes Regiment. In unserer Geschichte erzählt er uns aber von einem Mann, der umsonst bat. Und doch hat er nur eine ganz bescheidene, demütige Bitte gewagt. Er fleht um einen einzigen Tropfen Wasser, um eine kurze Erquickung nur für einen Augenblick. Jesus bleibt unerbittlich. Seine Bitte wird ihm abgeschlagen und die Verheißung, die Jesus dem Gebet gibt, gilt für ihn nicht.

Wir wollen heute aufmerksam auf Jesus hören. Denn unser Gebetsrecht ist eine große und herrliche Sache, die wir sorgsam hüten wollen, damit wir sie nicht verlieren. Warum bat der Reiche umsonst? Als er gebeten wurde, war es auch umsonst. Und warum wurde er umsonst gebeten? Er hat Gottes Gaben umsonst empfangen.

1.

Unser Gleichnis beschreibt uns den Reichtum der göttlichen Gnade so herrlich, wie es einzig unser hochgelobter Herr und Heiland Jesus Christus kann. Er stellt uns an Lazarus ein Elend dar, wie wir es uns nicht schrecklicher denken können. Unter den Hunden auf der Gasse geht der Mann zu Grund. Wie hart, welch ein Jammer! Wir sind

trostlos im Anblick eines solchen Schicksals. Auch der Herr weiß, daß das Los des Lazarus nicht leicht ist. Er sagt auch: der Mann trägt schwer. Eben weil er Mitleid mit ihm hat, hat er unser Gleichnis gesprochen mit dem flammenden Zorn gegen den, der ihn unter den Hunden sterben ließ. Und doch steht Jesus vor einem solchen Schicksal ganz anders als wir. Er sagt nicht: welch ein Unglück! Er hat nicht ein verzagtes Mitleid, das nur jammert. Jesus kann trösten. Warum? Gott hat Trost; Gott ist reich. Im Haus des Vaters sind viele Wohnungen; da ist auch für den, der auf der Gasse verdarb, Platz. Jetzt verdirbt er unter harten Menschen, von denen keiner eine Hand für ihn rührt. Aber es gibt noch andre als harte Menschen. Droben ist Abraham und seine Kinderschar, die Gemeinde Gottes, die in der Erkenntnis Gottes steht und in der Liebe Gottes lebt. Abraham nimmt ihn in seinen Schoß.

Warum denkt Jesus anders über das Unglück als wir? Warum kann er da trösten, wo wir trostlos werden? Wir sehen auf das, was sichtbar ist, und rechnen mit dem, was die Kraft des Menschen leistet. Dann sind wir freilich ratlos vor einem Jammer wie dem des Lazarus. Jesus sieht auf die reichen Hände Gottes und übt durch unser Gleichnis das Amt, das für ihn seine Freude und Erquickung war, den Armen Gottes gute Botschaft zu sagen. Warum gehört sie ihnen? Sie haben Gott nötig und zum menschlichen Bedürfnis gesellt sich die göttliche Gabe. Eben darauf beruht unser Gebetsrecht. Darum hat Jesus die Vollmacht, uns zu verheißen: Bitte, so wirst du empfangen, klopfe an, so wird dir aufgetan. Du bist arm und Gott ist reich; du bist schuldig und Gott ist gnädig. Bitte! Du empfängst.

Aber warum bat denn der Reiche umsonst? Warum hat ihm Jesus nicht einmal einen Tropfen Wasser gegönnt? Ihr sagt vielleicht: Er bat zu spät; er hat die Gnadenzeit versäumt; früher hätte er bitten sollen, als er auf Erden war,

vor dem Tod; nun hat er sein Leben vergeudet und seine Zeit ist dahingegangen, ohne daß er bat. Jetzt bittet er zu spät. Gewiß, l. Fr., es steht dieses „Zu spät!“ in unserem Gleichnis. Der Herr selbst hat es ausgesprochen; deshalb redet er von der Kluft, die zwischen Abraham und dem armen Reichen befestigt sei, die keiner überschreiten kann. Er spricht damit aus, daß die Zeit vergeht, die Zeit, in der wir uns wandeln, Altes abbrechen, Neues bauen, Sünde lassen, Gott finden. Die Zeit vergeht. So einfach das Wort ist, es ist unerschöpflich tief; es stellt uns vor eines der großen Geheimnisse Gottes, die kein Menschengeist erfände, wenn sie uns nicht durch Gottes Werk vorgehalten wären. Allein, wenn wir nur diesen Gedanken aus unserem Gleichnis schöpfen, dann haben wir noch nicht empfangen, was uns Jesus mit ihm geben will; so brächte es uns vielleicht nur eine bange, ungewisse Angst, eine dumpfe Furcht, die uns keine Hilfe wäre. Wir haben darauf zu achten: warum war es für den Reichen zu spät?

Er bat, daß Abraham Lazarus sende, damit er ihm einen Tropfen Wasser zu seiner Erquickung spende, denselben Lazarus, der vor seinem Hause unter den Hunden starb. Damals, als Lazarus vor seiner Tür lag, bat Lazarus ihn, aber umsonst. Nun bittet der Reiche und jetzt auch umsonst. Als er gebeten ward, gab er nichts. Als er bat, empfing er nichts. Darum verweigert Jesus seiner Bitte das Gehör, weil er die Härte richtet, die sich umsonst bitten läßt.

Zwei Worte hat Jesus zusammengefügt: Bitte — gib, und die beiden bilden zusammen das Evangelium. Wir können sie nicht voneinander trennen. Wenn das eine weg ist, so geht auch das andre fort; wenn das eine zur Wahrheit wird, kommt auch das andre zur Erfüllung. Mit dem einen Wort preist Jesus Gottes Güte, mit dem andern macht er uns gut. Beides gehört zusammen. An Gottes Gnade wird der Mensch gut. Darum hat Jesus die Gebetsverheißung nie anders ge-

geben als so, daß er uns zugleich durch sie zur Güte beruft. Bitte, so wirst du empfangen; suche, so wirst du finden; klopfe an, so wird dir aufgetan; wie geht es weiter? Darum alles, was ihr wollt, daß die Leute euch tun, tut es ihnen; du hast das Gebetsrecht, du darfst bitten, Gott hört deine Bitte und gibt in freier Gnade; darum gib, darum tue den andern, was du willst, daß sie dir tun. Wie beten wir im Vaterunser? Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Wir treten zu Gott herzu und sagen: Gib, gib uns das Höchste, was du zu geben hast, deine Gnade, die uns alles verzeiht. Jesus fährt fort: Gib auch du. Du bittest Gott: gib; gib auch du dem, der dir schuldig ist, die Vergebung. Rufst du Gottes Gnade an, so töte den Groll und Haß in deiner Seele. Wie lautet die Verheißung Jesu? Selig sind die Armen, denn für sie tritt Gott ein mit der Herrlichkeit seines Reiches. Es kommt aber noch ein zweites Wort nach: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfangen. Mit dem ersten preist er Gottes Güte, die so weit reicht als das menschliche Bedürfnis. Mit dem zweiten beruft er uns zur Güte. Weil er die Armen trösten will, kann er die Unbarmherzigen nicht loben. Darum gilt seine Verheißung den Barmherzigen.

Es kommt viel darauf an, daß wir den Willen Jesu in seiner klaren Beständigkeit und Beharrlichkeit begreifen. Schwankt er? Das eine Mal verzeiht er, das andre Mal nicht? Das eine Mal sagt er: Bitte und du wirst bekommen, das andre Mal ist er unerbittlich? Das eine Mal bezeugt er Gottes Gnade und das andre Mal droht er mit Gottes Gericht? Laune ergibt nie Glauben. Wir müssen ganz gewiß wissen, wie Jesus sich zu uns stellt; nur dann ist er der, an den wir glauben können. Glaube beruht auf gewisser, klarer Erkenntnis des göttlichen Willens. Wie ist es denn? Zerbricht unser Gleichnis in zwei Stücke: Gnade für Lazarus aus dem überströmenden Reichtum Gottes, aber Härte für

den Reichen, Vergebung für den, der auf der Gasse starb — und es war ihm wahrlich viel zu vergeben, sonst wäre er nicht unter die Hunde gekommen — und keine Vergebung für den Reichen? Nein, der Herr bleibt sich in unserer Geschichte völlig gleich vom ersten bis zum letzten Wort. Unser ganzes Gleichnis ist nichts anderes als die vollkommene Darstellung der göttlichen Gnade. Eben darum, weil Jesus wirklich vergibt, zertritt er den, der andere verdirbt. Eben darum, weil er Gottes Güte bezeugt, ist er der Richter der Härte. Darum, weil er im Dienst der göttlichen Gnade spricht, macht er ein Ende mit der menschlichen Bosheit.

Aber freilich, er allein kann so sprechen. Das ist ein Wort, das niemand sagen konnte als er. Denn dazu gehört das reine Herz, das Herz, das ganz in der Hut des göttlichen Geistes steht, völlig geordnet und geregelt ist durch die Gemeinschaft mit Gott. Wir schwanken zwischen einem unbarmherzigen Recht und einer unsauberen Güte. Wir brechen mit dem Recht die Gnade, mit der Gnade das Recht. Wir schätzen und rühmen die Güte, um der Bosheit Platz zu machen, und rufen das Recht an, um uns die Güte zu erlassen. Jesus kann beides, Gottes Gericht verkünden und Gottes Gnade verkünden, und befleckt sich weder hier noch dort. Er verkündet die reine Gnade, die darum die ganze Gerechtigkeit ist.

2.

Wie kam aber der Reiche dazu, sich vergeblich bitten zu lassen? Lazarus lag vor seiner Tür; ist es nicht eine schreiende Unnatur, daß er ihn dort sterben ließ? Gewiß, eben weil das Unnatur ist, darum sagt ihm Jesus: Du bekommst nicht einen Tropfen Wasser. Er reißt die Gemeinschaft mit ihm ganz entzwei. Nur die Brocken, die von seinem Tisch fielen, unbeachtet, unbenützt, hat Lazarus begehrt. Kein Opfer wird ihm zugemutet, das ihm selber weh täte, vollends kein solches, woran er sein Glück verlöre. Er braucht auch

keine Reise anzutreten, um die Gelegenheit zu entdecken, die ihm zur Güte die Berufung gibt. Er liegt ja da und er sieht ihn Tag um Tag. Und er war nicht bloß durch das uns allen gemeinsame menschliche Wesen mit ihm vereint, sondern beide waren erst noch Glieder derselben Gemeinde, beide Kinder Abrahams. Beide standen unter demselben Gesetz Gottes, das auch dem Reichen die Anleitung zur Güte gibt. Auch der Reiche feierte Jahr um Jahr sein Passahfest und pries den erlösenden Gott, durch dessen Gnade die Gemeinde entstanden war. Auch der Reiche kannte von Kindheit an das göttliche Wort, das ihm den gnädigen Willen Gottes offenbart. Deshalb hat Jesus sich geweigert, erst noch durch eine besondere Offenbarung den göttlichen Willen zu bestätigen. Er hat es niemand zugestanden, daß Gottes Wille dunkel sei, so daß es an Gottes Offenbarung läge, wenn wir fehlgreifen und uns boshaft machen. Es ist Unnatur, wenn der Arme an der Schwelle des Reichen stirbt.

Wir wollen uns aber an dieser Stelle vor einer hohlen Beredsamkeit hüten. Gewiß liegt ein finsteres Rätsel in dem, was uns Jesus hier erzählt, und doch! dennoch ist der erste Teil der Geschichte, ehe Jesus den Blick ins Jenseits hinüberwendet, so natürlich und uns so wohlbekannt. Wie kommt der Reiche dazu, daß er Lazarus verderben läßt? Nichts kommt auf einfachere Weise zustand als das; nichts ist leichter verständlich. Er lebt herrlich und in Freuden jeden Tag und macht aus seinem Leben ein Fest; denn er hat es und kann es und freut sich daran, daß er es kann. Was geht ihn nun dieser Mensch an? Wie soll er sich die Freude stören dadurch, daß er sich um seine Not kümmerte? Warum ist dieser Vorgang für uns alle durchsichtig? Deshalb, weil wir alle die verhärtende Macht des Glücks kennen. Darum hat Jesus nicht bloß über das Unglück, sondern auch über das Glück des Menschen anders geredet als wir. Stehen wir vor einem ähnlichen Geschick, wie das des Lazarus war, so erschrecken

wir und sagen: welch ein Jammer! schreien nach Rechtfertigung Gottes, nach Theodizee, heißen das ein Rätsel und werden zu Verklägern Gottes. Jesus denkt nicht so. Gott ist reich, Gott kann trösten. Aber wir verhalten uns auch anders beim Glück der Menschen. Der reiche Mann lebt herrlich und in Freuden jeden Tag; wir stehen bewundernd dabei und sagen: Wenn es mir doch nur auch so gut ginge! das ist ja prächtig; wer kann sich etwas bessres wünschen als ein Gewand von Purpur und ein Fest, das nie vorübergeht? Jesus hat dagegen Sorge für diesen Reichen in seinem Glück. Bei ihm redet er nicht von Glück, sondern von Not und Gefahr. Warum? Es ist beidemal derselbe Grund, der unser Urteil und das seine unterschieden macht. Wir achten auch beim Glück bloß auf das, was uns vor Augen liegt, was der Mensch selbst besitzt und selber sich verschaffen kann. Jesus sieht über dem Menschen Gottes großes Reich, darum auch über dem menschlichen Glück Gottes herrliche und ewige Gabe. Dadurch wird die Größe des Reichen klein und sein Glück arm. Ja, es wird für ihn zum Unglück, weil es ihn bewegt, nur an sich selber zu denken. Er feiert sein Fest bloß für sich und braucht, was er hat, nur für sein eigenes Glück. So wird der Mensch arm.

Muß es so sein, daß uns das Glück hart macht und dadurch für uns ein Unglück wird? Nein, denn der Herr hilft den Armen, in Gott froh zu sein, und hilft auch den Reichen, in Gott glücklich zu sein. Wir brauchen uns ja nur das eine deutlich zu machen, wozu es keine besondere Erkenntnis braucht, daß das, was wir besitzen und was uns zu unsrem Glück und zu unserer Freude verhilft, Gottes Gabe ist. Jener Purpur, der den Reichen schmückt, jenes fröhliche Fest, das ihm seine Tage verschönt, womit hat sich der Reiche das verschafft? Mit Gottes guter Gabe. Er hat empfangen, aber umsonst. Darum hat er später umsonst. Wollen wir sagen: Gott gibt doch seine guten Gaben mir, damit ich mich an ihnen freue; mein Eigentum sind sie; mir hat Gott sie gegönnt, damit ich mich an

ihnen vergnüge? O ja, Gott gibt, was ich habe, mir, damit es mein eigen sei. Aber nur dazu, damit ich mir das Fest damit bereite und mich an meinem Glück erfreue? Dazu? So haben wir nicht verstanden, wozu uns Gottes gute Gaben verliehen sind. So empfangen wir die Gaben Gottes umsonst. Dann geht auch unser Gebetsrecht weg. So können wir nicht mehr bitten und empfangen.

Wir wollen unser Gebetsrecht ernstlich schätzen und sorgsam hüten. Solange wir den offenen Zugang zu Gott haben, ist nichts verloren. Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich; das wollen wir mit kühnem Glauben sagen. Aber wir müssen unser Gebetsrecht bewahren und Jesus zeigt uns, wie wir es verlieren und wie wir es behalten. Gehorchen wir ihm, so gilt uns seine Verheißung: Bitte, so wirst du bekommen; suche, so wirst du finden; klopfe an, so wird dir aufgetan; und sie trägt uns ins ewige Leben hinein. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Dritter Sonntag nach Trinitatis.

(27. Juni 1909.)

Matth. 5, 1—16.

Dritter Sonntag nach Trinitatis.

(27. Juni 1909).

Matth. 5, 1—16.

Selig sind die geistlich Armen! Schämen wir uns Jesu dieses Wortes wegen oder ist uns auch dieses Wort teuer und jeder Annahme wert, ein Wort, in dem wir die Herrlichkeit des Sohnes voller Gnade und Wahrheit erkennen? Es steht am Anfang der Bergpredigt und damit am Anfang der ganzen christlichen Verkündigung, die von hier aus durch die Jahrtausende hindurch getragen worden ist, und es gibt der Gemeinde Jesu, wo sie ist, ihre Regel und ihre Gestalt. Ihr habt es schon an der äußeren Ordnung unseres Gottesdienstes vor Augen, daß in unserer Kirche alles unter diesem Worte Jesu steht. Niemand fragt an der Kirchtür nach eurer Vorbereitung, nach dem Stand eurer Bildung, eurer religiösen Reife und innerlichen Fähigkeit. Allen anderen menschlichen Gemeinschaften ist der Unterschied zwischen denen, die gelernt haben, und denen, die nicht gelernt haben, zwischen denen, die gebildet sind, und denen, die nicht gebildet sind, unentbehrlich. Es wird keiner ein Meister, wenn er nicht gelernt hat, in keiner Zunft. Wir können an unserer Hochschule niemand zulassen, der nicht die Vorbildung besitzt. Die Tür unserer Kirche ist dagegen für alle offen. Es gibt nicht Gottesdienste für Gebildete und für Ungebildete, für geistlich Reife und für geistlich Unmündige. Selig die geistlich Armen: damit hat Jesus alle geladen. Wer soll da ausgeschlossen sein?

Nun sagen uns aber die Gegner der Kirche: Eben das ist euer Unglück. Ihr preist die geistlich Armen selig und das

macht euch arm und träg. Darum ist es in euren Versammlungen so langweilig und darum sind eure Predigten schwatzhaft und leer und eure christlichen Bücher blöde und dumm und eure christlichen Leute einfältig und unbrauchbar, so daß man sich fast genieren muß, in die Kirche zu kommen und ein Christ zu sein; man kommt ja gleich unter die Regel: selig die inwendig Armen. Wer ist aber gern in einem Armenhaus? Am allerwenigsten in einem solchen, wo die am Geist Armen bei einander sind.

Was wollen wir sagen? Vielleicht habt ihr die Neigung zu antworten: Das ist ja alles nicht wahr; denn das sagen bloß die Gegner, bloß die, die der Christenheit gern allerlei Schlimmes nachsagen. Wir sind immer verständig, immer fleißig, immer wach für alles, was wahr und richtig ist. Allein wenn wir so reden, dann wird das Wort Jesu von uns selbst weggelegt. Die Leute, die immer alles recht machen, die nie ein Vorwurf trifft, die sich immer entschuldigen, weil nur die andern Verkehrtes machen, die sind nicht geistlich arm. Das sind ja reiche Leute. Das ist ein ganz sicheres Kennzeichen, an dem wir die geistlich Armen und die geistlich Reichen von einander unterscheiden können. Die einen machen immer alles recht; gegen die ist nichts zu sagen und zu klagen; da fehlt es einzig bei den andern. Das sind die geistlich Reichen. Aber die geistlich Armen wissen wohl, wie gering ihre Kraft ist und wie weit ihre Arbeit hinter dem zurückbleibt, was recht wäre und dem Willen Gottes die Erfüllung brächte. So können wir also nicht antworten, wenn uns die andern sagen: Ihr pflegt in eurer Gemeinschaft die Blindheit, die Unwissenheit, die geistige Verarmung. Im Gegenteil, es gilt hier der Vers: Denk ich, wie ich Dich verlassen und gehäufet Schuld auf Schuld, so möcht' ich vor Scham erblassen, — das trifft nicht bloß die einzelnen Christen; das gilt auch von der Christenheit und von der Kirche.

Der Vorwurf der andern soll uns dazu bewegen, daß

wir uns besinnen: Wie gehen wir mit der Verheißung Jesu um? Brauchen wir sie recht? Was heißt das: Armut im Geist? Und warum verheißt Jesus den Armen im Geist das Himmelreich? Ihr begreift leicht, daß ich, der Universitätsprofessor, nicht rasch über diesen Spruch hinwegkomme. Ich habe manches Jahr daran gewendet, meinen geistigen Besitz zu vermehren und auch den unserer Christenheit, so weit es die Kraft zuläßt, zu mehren. Was ist nun aber das: geistliche Armut für einen Professor? Und was ist das für einen Studenten, der hierher kommt, um zu studieren? Was soll er mit der Verheißung Jesu beginnen: Selig sind die Armen im Geist? Und es ist ja niemand hier, für den unser Wort Jesu nicht gesprochen wäre. Wir treten alle zu Gott herzu als die, die im Geiste arm sind, und freuen uns daran, daß Jesus seine Verheißung den Armen gibt. Eine Verheißung gibt er uns durch unsren Spruch. Da müssen wir aber gleich still halten und uns besinnen, ob wir das wirklich begriffen haben. Unser Wort ist nicht eine Lobrede für die Armut, auch nicht eine Klage über sie, sondern das Versprechen der göttlichen Gabe.

1.

Nicht eine Lobrede für die Armut hält hier Jesus. Ich erwarte aber, daß mir mancher unter euch sofort lebhaft entgegenhalten wird: Du mußt den Spruch nur richtig auslegen; dann wird sicher ein lobendes Wort aus ihm. Gut; wir wollen auslegen. Selig sind die geistlich Armen: selig die, die mit inniger Sehnsucht nach dem Licht verlangen, die empfinden, daß es ihnen noch nicht scheint, jedenfalls noch nicht hell scheint; aber ihre Seele wendet sich zum Licht mit innigem Verlangen; o wie gern möchten sie Gott dienen, nur kennen sie ihn noch nicht, aber sie suchen ihn mit eifrigem Bemühen und wandern durchs Leben als die, die Gott suchen; selig die geistlich Armen! Ausgelegt war das? Diese geistlich

Armen sind ja glänzende Sterne und schimmern in herrlicher Pracht; wir haben ein ganzes Bündel von Vorzügen zusammengeknüpft und es ihnen überreicht, einen herrlichen Kranz gewunden und ihnen aufgesetzt. Dann wird freilich aus dem Spruch ein Lob, aber wir haben ja dem Herrn das Wort im Munde herumgedreht. Arm, das heißt bei Jesus nicht reich; er hat nicht dann von den Armen geredet, wenn er die Reichen meinte, von den inwendig Armen, wenn er die inwendig Reichen meinte. Arm ist der, der nicht hat, was ihm nötig ist.

Aber er heißt sie ja selig. Er freut sich an ihnen und lobt sie also. Wen lobt er? Lobt er den Menschen? Lobt er Gott? O ja, unser Wort klingt wie Engelsang, aus einer unerschöpflichen Freude. Woran hat diese Freude ihren Grund? Wem gilt Jesu Preis? Auf die Frage hat jeder, der ihn kennt, die Antwort, ohne daß ich sie ihm sage. Wir wissen, daß der Herr Christus nicht den Menschen gelobt hat, sondern Gott. Selig die Armen, *denn ihrer ist das Himmelreich*. Jesus verkündet Gottes Reich und preist die Herrlichkeit seines Amts, daß er den Menschen Gottes Reich ansagen und sie zu Gottes Gemeinschaft führen darf.

Wenn wir aus dem Wort Jesu ein Lob der Armut machen, dann wird das Wort gefährlich, und weil die Kirche es häufig so versteht, darum richtet sie mit diesem Wort Schaden an. Das Lob der Armut macht freilich arm, es schafft Verarmung. Dann kommt es so, daß wir gedankenlos in die Kirche gehen; schön, wir sind auch ohne Gedanken willkommen; denn der Herr gibt uns seine Gedanken; aber wir kommen nicht bloß gedankenlos, sondern wir gehen auch wieder gedankenlos: selig die geistlich Armen! Dann fangen wir unser Christenleben an mit nichts; gut, das ist der rechte Anfang; Gott hat die Welt aus nichts geschaffen und schafft einen Christenmenschen auch aus nichts; und am Ende unseres Lebens sind wir auch noch beim Nichts: selig die geistlich Armen! Aber der Herr Jesus

hat ja nicht unsere Armut gelobt. Er gibt uns nicht auf, daß wir mit unseren Lumpen stolzieren. Je innerlicher die Vorgänge sind, auf die wir das Wort Jesu in diesem umgedrehten Sinne anwenden, um so gefährlicher wird es. Du sagst mir: Ich habe gar keine gewisse Überzeugung im Blick auf Gott, ich kann gar nichts sehen, was ich fest ergreifen könnte, ich habe gar keinen Boden unter den Füßen, ich schwanke, es ist lauter Nacht; darf ich mich unter die Verheißung stellen: Selig die Armen? Ja. Aber nun gib Acht, daß du aus der Verheißung nicht eine Lobrede für deine Armut machst. Und davor muß man ernstlich warnen. Es gibt Leute, die finden es höchst interessant, Gott zu suchen und nicht zu finden, zu zweifeln und immer wieder zu zweifeln und darin ihre Kraft zu beweisen, daß sie nichts wissen, nichts erfassen, in der Luft schweben, nicht auf festem Grund stehen. Aber damit würden wir ja das Wort Jesu zerbrechen; solche sind nicht mehr arm, so sind sie ja reich, satt und trunken von sich selbst. Wir haben häufig genug die Not, die im Gewissen des Menschen entsteht, unter uns. Wenn mir einer sagt: Ich habe die kranke Lust im Herzen und ich bekomme sie nicht heraus, darf ich mich unter die Verheißung Jesu stellen: selig die Armen? Ich bin doch sicherlich arm mit meinem zerrissenen Willen und mit meiner gebrochenen Kraft. Ja, gerade für solche Leute ist das Wort des Herrn gesagt. Aber keine Lobrede darf daraus werden, die unsere Armut rühmt. Selig die Armen im Geist, das heißt: heraus aus eurer Armut! Denn euer ist das Himmelreich und das Himmelreich macht reich.

2.

Wenn wir das Wort Jesu nicht als Lobrede lesen, dann scheint zunächst für unser natürliches Empfinden nichts übrig zu bleiben, als daß wir eine Klage aus ihm machen. Wenn sich unser Blick für das schärft, was inwendige Armut ist, und wir wahrnehmen, wie viele inwendig Arme wir unter

uns haben, dann kann ein tiefes Verzagen über uns kommen. Wenn es dem Menschen am Brot fehlt, — das kann man ihm geben. Wenn er kein Geld hat, — man kann dafür sorgen, daß er die Arbeitsgelegenheit findet und zu seinem Verdienst kommt. Wenn er den Star hat, dann kann man ihn operieren. Wenn er das Bein gebrochen hat, dann kann man es ihm einrichten. Aber wenn er inwendig arm ist, inwendig krank, inwendig blind, wenn ihm nicht das Bein brach, sondern der Wille zerbrach, wer will helfen? Seht, gerade deshalb sagt der Herr unsern Spruch. Weil wir andern alle vor der inwendigen Armut ratlos sind, darum ist es seine Freude, seine unausdenkbare Freude, daß er den Armen sein „Selig seid ihr!" zurufen kann. Er hilft da, wo kein anderer hilft. Das ist seine Ehre, sein Amt, seine Sendung, daß er da hilft, wo wir sagen: hier ist Armut da. Nehmen wir die Ärmsten unter allen Armen, das sind die Ehrlosen. Ich denke nicht an die falsche Ehre, die wir durch Phantasterei einander andichten, sondern an die wirkliche Ehre, die wir inwendig bei uns tragen und die uns verloren ist, wenn wir uns selbst beschuldigen müssen und der Makel im Gewissen ist. Und es gibt viele inwendig Ehrlose unter uns; es sind arme Leute, inwendig Arme. Wer kann helfen? Was geschehen ist, ist geschehen. Selig die Armen im Geist; denn ihrer ist das Himmelreich. Wenn sich Gott in seiner königlichen Herrlichkeit uns zeigt, wenn Gottes Herrschaft mich erfaßt und zu ihm zieht, dann bekomme ich meine Ehre. Und auch der bekommt sie wieder, der sie verloren hat. Darum ist der Herr für alle Ehrlosen der, den Gott ihnen schenkt, damit sie wieder erhalten, was sie verloren haben, und empfangen, was sie selbst verdarben.

Oder stellen wir neben den Ehrlosen den Glaubenslosen mit seiner inneren Schwankung und beständigen Unsicherheit. Wer kann helfen? Kein Mund ist so beredt, daß er Gewißheit erzeugen kann, kein Lehrer so geschickt, daß er Glauben

schüfe. Das tut niemand, kein Mensch. Wenn der Bruch inwendig stattgefunden hat und die Nacht bei uns einkehrte, wer kann helfen? Selig die Armen im Geist; denn ihrer ist das Himmelreich. Wenn Gott sein königliches Werk an uns tut und in der Majestät seiner Gnade vor uns erscheint und uns ruft, dann glauben wir. Jesus hat sein Wort deshalb mit diesem Spruch begonnen, weil er auf sein großes Arbeitsfeld sah, das auf ihn wartete. Unzählbar ist die Schar der inwendig Armen, für die niemand sorgen kann, denen niemand das zu verschaffen vermag, was sie brauchen. Er kann es; er darf alle diese Armen unter Gottes Verheißung stellen, darf ihnen allen sagen: Das Königtum Gottes beginnt; er herrscht, tut euch seine Gnade und Herrlichkeit kund und macht euch sich untertan. Wir verstehen es, Freunde, daß Jesus sich gefreut hat, daß er mit diesem Spruch beginnen konnte, und murren nicht und schämen uns seiner nicht.

3.

Aber Gottes Reich verkündet Jesus. Das ist das Dritte, was uns deutlich werden muß. Wie kommen denn die Armen zum Himmelreich, das Himmelreich zu den Armen? Es sieht ja so aus, als ob unser Spruch einen weiten Sprung mache und zusammenfüge, was eigentlich doch nicht zusammengehört. Allein, wenn wir uns neben Jesus stellen und nicht mit unsern Gedanken, sondern mit seinen Gedanken denken, dann sehen wir, daß für Jesus hier alles schlicht und einfach liegt. Für ihn war sein Spruch eine durchsichtige, sonnenklare Wahrheit; er formt ihn nicht mit Kunst und ohne Sprung. Reich Gottes, das ist Gottes ganze Gnade, Gottes vollkommene Offenbarung. Vor Jesu Augen steht ein Gotteswerk, das nicht aus Stücken besteht, sondern uns die ganze Liebe Gottes schenkt, das uns nicht nur einzelne Hilfen gewährt, hier einen Segen, dort einen Segen, hier einen Rat, dort einen Wink, hier eine Unterstützung, dort eine Nachhilfe und Gabe; nein,

Reich Gottes, das ist die Hand Gottes, die er uns hinhält, damit wir sie erfassen; das ist der Ruf Gottes, der uns zu ihm zieht, damit wir mit ihm Gemeinschaft haben; das ist nicht etwas von Gnade, etwas von Liebe; das ist die Gnade. Jesus sieht sie vor sich; in Kraft seiner Sohnschaft weiß er, daß Gott alles gibt, was seine Gnade uns verleiht. Jetzt ist er gleich bei den Armen. Eben darin offenbart Gott die Vollständigkeit seiner Gnade und den Reichtum seiner Herrlichkeit, daß nicht nur die Reichen seine Gaben empfangen, sondern auch die Armen, daß seinem Werk keine Schranken gezogen sind. Er fängt an und tut alles, legt den Grund und schafft die Vollendung, gibt das Wollen und schenkt das Vollbringen. Das ist die ganze Gnade, der Reichtum göttlicher Herrlichkeit. Darum umfaßt sie auch die Armen, die, die sich selbst nicht helfen und denen auch kein andrer helfen kann.

Es gibt noch manche andre Botschaft, die in der Welt verkündigt wird und Hörer sucht. Aber das sind alles Evangelien für die inwendig Reichen. Aus den Quellen der Natur strömt unerschöpfliche Kraft; ich, der Mensch, bin ein Stück der durch das All flutenden Kraft und habe daran meine Freude und meinen Trost! Wohl dem Mann, dem die Kraft sein Merkmal gibt. Der Allgeist webt und weht in der Weltgeschichte und er bewegt auch meine Vernunft und ich denke in seinem Licht. Wohl dir, wenn du denkst. Ein starker Wille ist die Schöpfung Gottes und das Zeichen seiner Gegenwart; ich habe ihn und wirke; nur darauf los! arbeiten und nicht verzweifeln! schließlich gewinnt das Werk den Sieg. Wohl dir, wenn du einen starken Willen hast. Jesus stört keinen Reichen in seinem Besitz. Aber das sind alles keine Evangelien für die Armen. Aber Jesus kann sagen: Selig die Armen im Geist; denn er verkündigt nicht das Reich des Menschen, sondern das Reich Gottes, nicht die Herrlichkeit des Menschen, sondern die Herrlichkeit Gottes, das Himmel-

reich. Jetzt kommt die Armut an die Reihe. Jetzt beginnt für sie der Freudentag.

Aber, l. Fr., was Gottes ist, bleibt Gottes. Was heißt das: das Himmelreich ist mein? Das heißt nicht, daß Gott von seinem Thron weggeht und ich darauf sitze; das heißt nicht, daß der Reichtum der göttlichen Gabe in meiner Gewalt liegt und ich mit ihm mache, was mir gefällt; das heißt nicht, daß Gott mir meinen Willen läßt, damit ich einen Eigenwillen daraus mache und einen Eigensinn. Himmelreich: da regiert Gott, da schafft Gott das Seine; da ist Gottes Gnade das, was uns unseren Reichtum gibt. Zu meiner Blindheit kommt Gottes Weisheit und leitet mich; zu meiner Schwachheit kommt Gottes Kraft und braucht auch meine Schwachheit; zu meinem schlechten, verwerflichen Willen kommt Gottes Gnade, zügelt, zieht und ordnet mich und schenkt mir seine Vergebung. Seht, darum kommen wir nie so aus unserem Sprüchlein heraus, daß es keine Wahrheit mehr für uns hätte. Freilich öffnet uns der Herr die Tür aus der Armut heraus hinein in den Reichtum Gottes. Aber eben in den Reichtum Gottes, der zu meiner Armut hinzukommt, sodaß ich nun in ihm meinen Reichtum habe und nicht in mir. Darum, l. Fr., ist das erste Wort Jesu auch wieder das letzte, mit dem wir Gott preisen, wenn uns seine Gnade den Weg aus diesem Leben öffnen wird. Wir werden nicht so reich, daß wir vergessen, daß der Herr den Armen sein Reich schenkt. Was unser Reichtum ist, ist Gottes Gabe; darum bleiben wir bis zum Schluß vor ihm die, die sich an seiner Verheißung für die Armen freuen.

Ich blieb heute beim Anfang unseres Textes stehen. Der Anfang ist das Ganze, wie bei allem Lebendigen, bei allem, was aus Gottes Hand herausgeht. Da ist im Anfang immer schon das Ganze drin und in den Samen die Fülle des Lebens hineingelegt. Wenn wir das erste Wort unseres Textes verstanden haben, dann ist keine Sorge mehr nötig; wir ver-

stehen nun den Herrn. Aber vielleicht ist die Sorge nötig, ob nicht doch sein Wort für uns gefährlich sei, weil es lauter Gnade ist. Wir dürfen uns dieser Sorge nie entschlagen. Das Wort Gottes ist lebendig, kräftig, schärfer denn irgend ein zweischneidiges Schwert. Gilt das auch von dem Wort, das ich euch heute sagte? Ja. Selig die inwendig Armen, nicht die inwendig Reichen. Der Herr zeigt uns beide Wege, den breiten und den schmalen. Gebt acht! Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Siebenter Sonntag nach Trinitatis.

(25. Juli 1909.)

Matth. 7, 1—12.

Siebenter Sonntag nach Trinitatis.

(25. Juli 1909.)

Matth. 7, 1—12.

Wie können wir unserem Herrn Jesus genug dafür danken, daß er uns die Last abgenommen hat, die das Gericht auf uns legen würde. Wir können diese Last nicht tragen und sind darum dankbar, daß sie uns der Herr wegnimmt. Aber wie werden wir denn vom Richten frei? Richtet nicht! Was sollen wir denn tun? Es ist bei jedem Verbot von großer Wichtigkeit, was wir als seinen positiven Gedanken erkennen, als das, was uns der Herr vorschreibt und zu tun aufgibt. Richtet nicht; wir können in verschiedener Weise fortfahren. Ein Gedanke wird uns durch die heutige Stimmung mit gewaltiger Kraft zugetragen: Richtet nicht, sondern entschuldigt alles, begreift, legt zurecht und fügt euch in alles, was geschieht. Das ist nicht der Weg Jesu. Wie fährt er denn fort? Was hat er im Sinn, wenn er uns sagt: Richtet nicht? Vergebt!

Wir haben das dreifache Verhältnis des Menschen vor uns, in das er sich zum göttlichen Gesetz stellen kann. Er kann unter dem Gesetz sein; dann richtet er. Er kann ohne Gesetz sein; dann fügt und findet er sich in alles. Er kann aber auch im Gesetz Jesu sein; dann vergibt er. Unter dem Gesetz sein, das ist ein harter Stand. Wir fliehen davor. Aber wohin wenden wir uns? Entfliehen wir dem Gesetz, weg von dem, was vor Gott gut und heilig ist? Dann kommen wir in den Stand, der ohne Gesetz ist. Aber auch das ist ein harter Stand. Welches ist denn der selige Stand? Wohin sollen wir uns wenden, wenn wir das Gesetz und Ge-

richt als eine Last empfinden und erkennen, daß wir nicht unter dem Gesetz bleiben dürfen? Zum Gehorsam Jesu wollen wir uns wenden; im Gesetz Christi zu stehen, das ist der selige Stand.

1.

Die, die unter dem Gesetz stehen, kennt man daran, daß sie richten. Sie verteidigen die heilige Ordnung Gottes gegen die, die sie brechen, und legen das göttliche Urteil auf die, die sich versündigen. Das Gesetz gibt ihnen ein festes, sicheres Maß in die Hand; damit messen sie alles, was die andern tun. Sie schätzen den Wert der Perle, die ihnen Gottes Güte gab; darum sollen alle sie haben, alle ihren Wert erkennen, alle der Wahrheit Gottes sich untergeben, alle vor dem Willen Gottes sich beugen; sie rufen den Zwang herbei. Das ist ein harter Stand. Oder dünkt es euch anders? Sagt ihr vielleicht: Es ist doch eine große, erhebende Sache, wenn wir uns als die Richter über die andern erheben? Wie soll ich denn meines Glaubens gewiß werden, wenn ich den Unglauben der andern nicht deutlich ins Licht rücke? Fängt nicht meine Tugend dann zu leuchten an, wenn sie neben der Untugend der andern steht? Wir bekommen häufig den Rat: wenn ihr schön predigen wollt, dann müßt ihr hart predigen; stellt die Sünde der Leute ans Licht, sagt es ihnen auf den Kopf zu, wie gottlos, wie schmutzig, wie elend sie sind; dann kommen die Leute, dann sind sie erbaut, dann macht ihr Eindruck.

Dieses Vergnügen währt aber nur so lange, als wir das Gesetz bloß auf die andern legen. Die Sache sieht anders aus, wenn wir selber vor dem Gesetz Gottes stehen; dann wird der Stand unter dem Gesetz schwer. Wenn wir das Auge des andern durch einen Splitter verletzt sehen, dann sagen wir: das Auge ist in Gefahr; da muß man operieren, und wir befehlen ihm: halt still, auch wenn es dich schmerzt! ich ziehe den Splitter heraus. Aber wie nun, wenn unser eigenes Auge verletzt ist? Wir wissen alle, daß wir uns dann vor solchen

Operationen fürchten. Seht, so geht die Wahrhaftigkeit weg, und der Verlust der Wahrhaftigkeit ist ein großes Uebel und eine schwere Last. Das sind arme Leutchen, die nötig haben, vor Gott zu heucheln; was nützt denn das? Und es nützt nicht einmal, wenn wir vor einander unwahrhaftig sind. Und mit der Wahrhaftigkeit weicht der Friede. Aus dem Zwang entsteht der Streit, aus dem Richten wird der Zank; die Gemeinschaft bricht. Wie sollen wir dann noch weiterlesen können, den neuen Vers, den Jesus anfügt? Wie soll uns der Weg zum Bitten offen sein und zwar zu dem Bitten, das empfängt? Die, die unter dem Gesetz sind, können nicht beten, nicht gläubig beten. Und wie sollten wir zum letzten Vers unseres Textes kommen, zu dem, der die andern mit uns in die Gleichheit bringt? Wir richten ja zwischen uns und ihnen einen vollständigen Unterschied auf und sagen ihnen: Ihr seid die Sünder, ihr seid die Ungläubigen und Gottlosen; wo bleibt die Regel: was du willst, daß die andern dir tun, das tu du ihnen? Wenn wir aber unsern Text nicht fertig lesen können, wenn wir es nicht zum Gebet bringen, das in der Zuversicht zur göttlichen Gnade steht, und wenn wir es nicht zum freudigen Dienen bringen, das nach der Regel Jesu handelt, so ist das ein harter Stand.

2.

Darum ist es verständlich, daß wir auf der Flucht sind vor dem Gesetz. Wir haben alle jenen ätzenden Spott gehört, der gegenwärtig von allen Seiten auf das geworfen wird, was man Moral, Moralisten und Moralisieren nennt. Wie veraltet sehen die Leute aus, die heilige Ordnungen als unverrücklich ehren und eine feste, deutliche Grenze zwischen dem, was recht ist, und dem, was schlecht ist, haben, eine Grenze, die von ihnen nicht durchbrochen wird, weil sie sagen: Wie sollten wir eine solche Sünde tun und gegen Gott streiten? Das sieht nicht mehr modern aus. Und ist es nicht offen-

kundig, daß wir auf der Flucht vor dem Gesetz ein recht bequemes Leben gewinnen? Wachsen uns nicht die erfreulichen Resultate reichlich zu? Denken wir nur daran, wie viel besser es jetzt unsere Kinder haben als in der früheren Zeit! Was war das für eine harte Zucht, eine Zucht mit Schlägen, mit Verboten und Geboten; Gericht wurde gehalten und der Splitter aus dem kranken Auge herausgezogen, auch wenn es weh tat. Haben es nicht unsere Kinder viel besser? Sie wachsen, wie sie können und mögen in der süßen Freiheit. Oder denken wir an die Art, wie früher in unserem Volk gegen das Böse durch eine Zucht gekämpft worden ist, an die wir nur mit Abscheu denken. Was war das für eine blutige und grausame Geschichte! Es war auch in der Kirche ähnlich; wir denken an die alten Zeiten der Kirche nicht mehr gern zurück, auch an ihre schönsten Zeiten und an ihre besten, größten Männer; es war oft hart, was sie machten. Gewiß, die Last, die uns das Gericht auflegt, haben wir abgeworfen. Aber sind wir auf dem rechten Weg, wenn wir die Hilfe darin suchen, daß wir kein Gesetz haben, sondern im gesetzlosen Stand bleiben?

Freilich, wir sind wahrhaft geworden. Wozu sollten wir uns auch verstellen? Wir können darauf rechnen, daß sich jeder bemüht, die andern zu verstehen, auch dann, wenn Dunkles, Schauerliches im menschlichen Leben sichtbar wird. Jedermann empfindet mit, verdeutlicht sich in seiner Phantasie, wie es zu diesen schrecklichen Dingen kommen kann. Ein Bedauern wird in uns allen wach; wir heben deshalb die Gemeinschaft nicht auf; im Gegenteil, wir bieten denen, die im Strom des Lebens untergehen, ein freundliches Gedenken. Unsere Dichter haben uns nach dieser Seite hin gelenkt; alles Schreckliche, was im Menschenleben geschehen kann, auch das Dunkelste, Schmutzigste stellen sie vor uns aus in heller Oeffentlichkeit und sie erklären uns, wie es so kommen kann. Und es gibt ja in der Tat hier viel zu begreifen, viel zu erklären. Was

macht nicht schon die erbliche Anlage aus, wie viel bedeuten die Umstände, unter denen wir heranwachsen, was macht die Erziehung und das Elternhaus, der Anlaß, bei dem uns die Versuchung überwältigt, und noch vieles andere; ich brauche euch ja nicht alles aufzuzählen, woran wir denken dürfen, wenn wir ein Menschenleben verstehen wollen, das sich nach unten neigt. Ist das nicht genug? Wenn wir begreifen, so entschuldigen wir. Verstehen wir einander, so haben wir Mitgefühl mit einander. Ist das nicht besser als das Gericht?

Wie geht es nun aber dem Auge, in dem der Splitter sitzt? Wir erklären, woher der Splitter kam, ob er ein Holzstückchen oder ein Steinchen oder ein Eisenstücklein sei. Es wird beobachtet, was der Splitter nun anrichtet. Das Auge wird sich entzünden, der Mann wird blind. Wir haben begriffen, was sich zuträgt; und jetzt? Ja, sagen wir, was soll ich denn machen? ich habe es begriffen; mehr kann ich nicht. Ist das nicht ein harter Stand, ein Notstand?

Und wie geht es denn mit unserem eigenen Auge, mit dem Balken, der uns selber quält? Wir beobachten: der Balken ist da; wir erklären, woher er kommt; wir denken vielleicht an die ungünstigen Verhältnisse, unter denen wir aufwuchsen, an dies und das, was mitgeholfen hat, daß der Balken sich in unser Auge hineingebohrt hat. Ist er weg, wenn ich beobachte, erkläre, ein Mitgefühl mit mir habe, mich bedaure, daß ich nun einmal so sein muß? Das ist ein sehr gefährlicher Vorgang. So bleibt der Balken und das Auge wird immer kränker. So wirst du deinen bösen Willen nie los. Da gilt der Satz: Wer Sünde tut, der bleibt der Sünde Knecht.

Und was macht man mit der Perle? Zweifellos, man drängt sie niemand auf. Das Gleichnis Jesu, das so sprechend und deutlich redet, wird uns nicht mehr treffen; wir machen nicht mehr den Versuch, ein Perlenhalsband einem Ferkelchen anzuhängen. Aber nun verstecken wir sie; sie dient niemand,

sie erfreut niemand, es bekommt sie niemand. Wir haben sie vielleicht für uns; das ist zu wenig. Das gibt einen harten Stand, eine Perle haben, die man niemand zeigen darf.

Und kommen wir nun noch weiter zu den folgenden Worten unseres Herrn? Bittet! Ach nein, das können wir nicht mehr. Wir können ja nichts tun, nicht helfen. Das Auge, in das der Splitter drang, muß ja nach unserer Meinung blind werden und wir studieren, wie es blind werden wird. Daraus entsteht nie das Bitten und noch weniger das Empfangen. Und wir sind auch vor unsrer eignen Sünde ratlos und hilflos. Führt uns der Stand unter dem Gesetz zum Verzagen, so hat der Stand ohne das Gesetz dieselbe Wirkung. Beide schließen für uns die Gebetstüre zu. So kommen wir auch nicht mehr zum letzten Wort, das uns anleitet, den andern das zu bieten, was wir für uns selbst begehren. Wir haben nun genug mit uns selber zu tun; wenn nur meine eigenen Wünsche sich erfüllen, das ist schon viel; wie soll ich mich um die der andern kümmern, und was bin ich, daß ich ihnen helfen, den andern eine fruchtbare Gabe reichen könnte? Ich weiß ja selber nicht, was ich soll. Freunde, dieser Stand ist hart.

3.

Wohin wollen wir uns wenden? Zum Gehorsam Jesu, zum Stand im Gesetz Christi. Richtet nicht! Wie fahren wir jetzt weiter? sondern vergebt. Damit ihr nicht gerichtet werdet. Wie fahren wir weiter? damit ihr die göttliche Gnade empfangt und euch vergeben sei. Mit welchem Maß ihr meßt; mit welchem Maß messen wir nun? mit dem Maß, das uns die göttliche Gnade verschafft; und mit diesem Maß wird nun auch uns gemessen. Mit der göttlichen Gnade gewinnen wir die Befreiung vom Balken in unserem Auge und damit sind wir nun befähigt, das kranke Auge des Bruders sorgsam zu reinigen. So entsteht das Vermögen zum wirklichen Dienst, zur treuen Hilfe, die den andern aufrichtet, auch wenn er

schwankt. Nun brauchen wir nicht mehr den die andern bedrückenden Zwang; wie sollten wir die Gnade jemand aufzwingen? Wir schätzen ihren Wert, und das bedeutet, daß wir sie niemand aufdrängen oder aufschwatzen. Aber das bedeutet ebensowohl, daß wir sie nicht verstecken und uns ihrer nicht schämen. Denn die Perle ist Gottes und uns dazu gegeben, damit sich die göttliche Größe und Gnade und Herrlichkeit auch durch uns offenbar mache. Nun können wir fortfahren und die Verheißung Jesu in unser Herz fassen: Bittet, so wird euch gegeben. Denn wir kennen Gottes Gnade und aus ihr entsteht unser Gebet. Nun ist auch die böse Ungleichheit zwischen uns weg, durch die sich der eine über den andern stellt, mehr für sich begehrt, als er den andern gönnt, und die andern sich unterwirft und dienstbar macht, statt daß er dient. Durch die göttliche Gnade werden wir einander gleich und die Gemeinschaft stellt sich zwischen uns her, bei der einer dem andern zur Seite steht.

Seht, jetzt ist all das weg, was den Stand unter dem Gesetz und den Stand ohne das Gesetz zur Not machte. Unter dem Gesetz entsteht die Heuchelei; wo Vergebung ist und gegeben wird, da ist Wahrhaftigkeit. Wie soll ich mich denn verstellen, wie mir einen falschen Schein umlegen, wenn ich an Gottes Vergebung glaube und wenn auch die Menschen im Gehorsam Jesu die Vergebung für mich bereit haben? Damit fällt jede Nötigung weg, für unsere Ehre dadurch zu sorgen, daß wir lügen. Damit hört auch der Zank auf, den der Stand unter dem Gesetz beständig erzeugt. Wie sollen wir zanken, wenn die Gnade Gottes uns vereint? Vergebung entsteht dadurch, daß die Gemeinschaft aufs neue geschlossen wird, nicht nur in der alten Weise, nein, nun erst recht stark und unzerbrechlich; denn sie hat die Sünde überwunden und ihr die Kraft genommen, durch die sie uns von einander trennt

Aber wir haben nicht nur die Not unter dem Gesetz nicht mehr bei uns; auch die neuen Nöte, die durch die Flucht vor

dem Gesetz entstehen, sind uns erspart. Auf dem Weg Jesu kommen wir nicht zum Bruch des göttlichen Gebots. In der Vergebung wird das Gesetz Gottes geheiligt, nicht zerrissen, der Wille Gottes geehrt, nicht verleugnet. Gerade darauf beruht ja das Vergeben, daß wir die Sünde in ihrer Unmöglichkeit und Verwerflichkeit erkennen und dennoch mit einander verbunden bleiben. Wir geben dem Bösen nicht einen falschen Namen, nicht einen glänzenden Schein, und machen es dennoch folgenlos, weil es uns nicht trennen und unseren Haß und Zorn nicht erwecken darf. Es tötet die Liebe nicht mehr. Jetzt wird die Wahrhaftigkeit ungefährlich. Diejenige Wahrhaftigkeit, die wir heute in unserem öffentlichen Leben haben, ist gefährlich. Sie trägt uns all die verführerischen Bilder der Sünde zu. Wir müssen ja bereits unsere kleinen Knaben davor schützen, daß sie nicht durch den Reiz des Verbrechens verlockt werden. Warum ist diese Wahrhaftigkeit gefährlich? Sie ist lieblos; sie enthüllt ohne Schonung alles Gemeine. Das wird bei der Vergebung anders. Wo das Gesetz Jesu geschieht, da haben wir diese Gefahr überwunden. Denn das Vergeben zieht das Schlechte nicht ans Licht, um sich daran zu weiden. Die Vergebung verhüllt; sie entblößt nicht, sondern deckt zu; sie schändet nicht, sondern richtet auf. Nun haben wir auch die Freiheit. Wir brauchen nicht mehr zu fürchten, daß der alte Zwang sich wieder bei uns einfinde. Wir könnten ihn ja nur dadurch erneuern, daß wir die göttliche Gnade leugneten. Gottes Gnade gibt jedem von uns sein eigenes Recht, seine eigene Ehre, sein eigenes Ziel und Gut. Da hört alle Zwängerei und Gewalttat auf; das inwendige Leben des Menschen wird zum Heiligtum, das wir nicht mit unseren schmutzigen Fingern anrühren. Und dennoch, Freunde, wir bleiben beisammen; denn wir lernen an der göttlichen Gnade, was uns zusammenführt.

Wollen wir sagen, das Gesetz Jesu sei auch schwer? richtet nicht, sondern vergebt! das sei auch schwer; wie schwer

werde es uns, an Gottes Vergebung zu glauben, und wie können wir den Menschen vergeben, wenn wir nicht für uns selber Gottes Vergeben glauben? Seht, wie freundlich hilft uns der Herr! Er geht hinunter zur letzten, einfachsten Anweisung, die uns zum Vertrauen zu Gottes Gnade führen kann. Paß einmal auf, sagt er uns, auf das, was in deinem Herzen geschieht, wenn dein Kind dich bittet! Gibst du ihm einen Stein, wenn es Brot nötig hat? Hast du das Vermögen, den grausamen Hohn mit deinem Kind zu treiben, indem du ihm eine Schlange reichst? Unser Herr fährt fort: Erniedrige Gott nicht unter dich selber, mach Gott nicht zum grausameren und schlechteren Wesen als dich! Du bist arg und doch imstand, Bitten zu erhören, vor deinem Kind zu stehen als der, der gern Gutes gibt. Gott ist größer als du. Wenn wir an Gottes Vergeben glauben, mit dem er uns zu ihm beruft und uns in seine Gemeinschaft stellt, dann lernen wir, auch einander die Vergebung zu gewähren. Und wenn es uns schwer wird, so gilt die Regel: Bitte, du wirst empfangen; klopfe an, es wird dir aufgetan. Wenn du mit deinem rachsüchtigen und zornmütigen Herzen vor der Türe Gottes stehst und bittest: mach mir auf und zeig mir deine Liebe, — diese Verheißung wird nicht brechen; du schöpfst aus Gottes Fülle Gnade um Gnade. Und das gibt den seligen Stand in Christi Gesetz. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Reformationsfest.

(31. Okt. 1909.)

Joh. 4, 47—54.

Wir sollen heute an die Reformation mit festlicher Freude und Dankbarkeit denken. Finden wir dazu den frohen Mut? Es ist auch schon vorgekommen, daß am Abend des Schlachttags auf dem Kampfplatz das ganze Heer mit einem Mund gesungen hat: Nun danket alle Gott! Aber das war ein siegreiches Heer. Es sieht bei den Truppen anders aus, wenn die Schlacht verloren ist und das Heer zurückweicht; dann singt niemand: Nun danket alle Gott! Gewiß, wenn wir an die schweren, dunklen Dinge denken, die die Reformation uns abgenommen hat, an den Papst und an die Mönche und an den Beichtstuhl und an die Messe und so fort, dann sind wir froh, daß dieses Joch von uns genommen ist. Allein das reicht nicht aus zu einer Feier, die uns freut und an der Gott sich freut, zu einem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. Wir können uns die Reformationsfeier nicht nur dadurch bereiten, daß wir sagen: Bei den andern steht es noch schlimmer. Das ergäbe eine giftige Freude, die nicht eine Quelle der Kraft würde, sondern uns befleckte und schwächte. Wenn wir aber auf unser evangelisches Volk sehen, so stehen wir vor der deutlichen Tatsache: Es geht zurück! Und das zeigt sich darin, daß unsere deutschen evangelischen Kirchen zerbröckeln. Nicht dafür haben wir Sorge, daß Gott vom Regiment abtrete oder daß unser Herr Christus verschwinde. Solche Sorge wäre ja selbstverständlich nur Torheit und Sünde. Wie sollen wir aber das Reformationsfest feiern, wenn unter uns

die Frömmigkeit sinkt und das Verständnis Jesu abnimmt? Nicht das braucht uns zu erschrecken, daß manches am kirchlichen Gebäude, das die Reformatoren aufgerichtet haben, verändert werden muß. Im Gegenteil, darin wird Gottes große Güte sichtbar, für die wir ihm herzlich danken wollen. Unser Gott ist ein lebendiger Gott und Christus regiert in seiner stillen Gegenwart durch Geist und Kraft. Darum kann sich die Gemeinde Jesu nie auf einen bestimmten Fleck hinsetzen und sagen: da sitze ich und da bleibe ich. Das wäre ja Verleugnung des Wortes Jesu. Er zeigt uns das Vollkommene und heißt uns laufen nach dem Kleinod der himmlischen Berufung, damit wir Gottes Reich und Gottes Gerechtigkeit suchen. Das sind unausschöpfbare Güter, Ziele, die wir in unserem irdischen Lebensstand nie erreichen. Darum müssen wir immer munter sein, um an des Herrn Hand weiterzugehen, und wenn dabei Altes abgebrochen wird, so braucht uns das nicht zu ängstigen. Darum kommen wir heute mit der Gottesdienstordnung unserer Reformatoren nicht mehr aus; unsere Gemeinden haben heute noch andere Pflichten als bloß die, die Predigt zu hören. Wir kommen auch mit der Kirchenordnung unserer Reformatoren nicht mehr aus; der Platz, den unsere Kirche im großen Ganzen unseres Volkstums hat, muß neu umgrenzt werden. Wir kommen auch mit der Lehrordnung der Reformatoren nicht mehr durch; neue Erkenntnisse sind uns gegeben, anderes wird uns zum inneren Anliegen und zum Grund des Glaubens an unseren Herrn. All das sind Dinge, für die wir zu danken und in denen wir Gottes gnädige Hand wahrzunehmen haben. Es wäre aber eine Selbsttäuschung, wenn wir sagten, der Unterschied zwischen der Reformation und heute bestehe bloß darin, daß wir vieles neu gelernt und neue Kraft, neue Liebe, neue Arbeit durch Gottes Güte gefunden haben. Wir gehen zurück.

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Es ist ein Zufall, daß heute dieses Stück des

Evangeliums an der Reihe ist. Ich glaube aber, daß uns dieses Wort gerade heute einen besonderen Dienst leisten kann. Es macht uns aufmerksam, wo die Gefahr ist, die unsern Anteil am Wort der Reformation bedroht, woher die Erschütterung kommt, die uns schwanken macht, warum wir Verluste erleiden, die uns sinken machen, statt daß wir steigen von Kraft zu Kraft und dankbar bewahren und vermehren, was uns von den Vätern her gegeben war.

Weil ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, darum glaubt ihr nicht; wer von uns will sagen: das trifft nicht zu? Wir beugen uns alle unter das Wort des Herrn und sagen: Du weißt, was für ein Gemächte wir sind; du weißt, daß wir Staub sind. Wo liegt für uns heute die Gefahr, die uns religiös schwächt, uns das Glauben erschwert und unsern Christenstand befleckt? Alles, was wir als natürlich betrachten, macht uns unfromm. Wir merken erst auf, wenn das Wunder vor uns steht. Wir können nicht glauben, bis uns Gott mit seinem Wunder die Augen aufmacht. Warum entsteht aus dem natürlichen Verlauf unseres Lebens für uns alle eine Gefahr? Wir werden an der Natur übermütig, und wir werden an ihr verzagt.

1.

Wenn wir in unserer Geschichte nicht auf den Herrn in seiner besonderen Sendung und herrlichen Sohnesmacht achten, sondern auf den Königischen, wie er sich benimmt, denkt, handelt, dann könnte sich die Geschichte heute in Tübingen genau ebenso zutragen: Der Königische geht heim nach Kapernaum, die Knechte kommen ihm entgegen und berichten ihm freudig: Dein Sohn lebt! Nun fragt er: Wann war es denn? Um die und die Stunde, sagen sie ihm. Nun merkt er: gerade damals, als Jesus mir die Verheißung gab. Jetzt wird sein Erlebnis für ihn fruchtbar; jetzt wendet es ihn zu Gott; jetzt dankt er und glaubt er. Wie nun, wenn ihm die Knechte

gesagt hätten: zwei Stunden früher? Ja, dann ginge es natürlich zu; dann wäre eine natürliche Krisis eingetreten und die Krankheit ohne Wunder vergangen. Natürlich ist es zugegangen; was bedeutet das? Jetzt wird der ganze Vorgang für ihn leer; jetzt steht er vor ihm wie ein Tierchen und merkt nichts, dankt nicht, glaubt nicht, hat nichts davon, bleibt inwendig so leer, wie ein Königischer am Hof des Herodes gewesen ist. Diese Geschichte wiederholt sich beständig. Wenn ihr auf den Königischen achtet und auf die Weise, wie er sich stellt, wer will sich vom hellen Lichtstrahl ausnehmen, den unser Text in unser Wesen und Verhalten wirft? Seht, so sind die mächtigen Worte Jesu. Auch die Reformatoren haben uns das Wort nicht so geben können. Sie haben uns viel Schönes gesagt, was wir uns gern immer wiederholen; aber sie lehren und mahnen als unsere Brüder, die neben uns stehen am selben Ort. Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr nicht, das ist ein Wort von oben, das wie die Sonne durch den ganzen Weltkreis leuchtet und uns allen zeigt, was in unsren Herzen ist.

Woher kommt es denn, daß uns all das, was wir als natürlich ansehen, inwendig kalt und leer läßt? Wir erheben uns darüber in einer aufgeblähten Eitelkeit. Ist es natürlich, dann kann ich es begreifen, es ausrechnen und erklären; ich kann auch noch mehr, ich kann es leiten und lenken nach meinem Wunsch und es beherrschen zu meinem Zweck. Ist es natürlich, dann ist es unter mir und ich, der Mensch, stehe droben im Gefühl meiner Macht. Dann wird uns der ganze Verlauf unsres Lebens profan. Wir haben keinen Grund, dabei Gottes zu gedenken; wir bekommen nirgends die Merkzeichen seiner Gegenwart. Alles liegt unter uns und wir sehen mit dem blasierten Blick der Hoffart auf all das herab. Eben darum klagt Jesus: Ihr armen Leute, nur mit dem Wunder kann man euch helfen; euer natürlicher Lebenslauf ist für euch inhaltsleer.

Daran ist nicht die Natur schuld. Freilich ist unser natürliches Leben der Machtbereich, den Gott in unsere Hand gelegt hat, daß wir an ihm unser Auge bewähren und unsere Herrschermacht betätigen. Aber wir begreifen die Natur nur dann, wenn wir auf sie hören, und lenken sie nur dann, wenn wir ihr gehorchen. Wir stehen nicht so in der Höhe, daß hier menschlicher Eigensinn und Willkür Platz hätten. Sie versteht keinen Spaß, die heilige Natur, und lehrt uns sehr deutlich und kräftig gehorchen, wenn wir ihr widerstreben. So erinnert sie uns immer wieder daran, daß wir und sie, der Mensch und die Natur, ein gemeinsames Merkmal haben und eine große Verwandtschaft besitzen: wir sind beide Gottes Werke und dienen einem Höheren. Es gilt auch hier das Wort Jesu: das, was uns befleckt und unrein macht, kommt nicht von außen, sondern von uns selbst. Wir in unserer Torheit betreiben die Kunst, alles schmutzig zu machen, was wir in unsere Hände nehmen, alles, was wir begreifen, zu profanieren, alles, was wir beherrschen, zu erniedrigen. Das ist die traurige Geschicklichkeit des Menschen, daß überall da, wo er hinkommt, eine Spur zurückbleibt, die Gottes Gegenwart verscheucht.

Aber eben darum, Freunde, brauchen wir in unsrer Zeit ganz besonders das Zeugnis der Schrift und der Reformation, das uns zu dem führt, der uns die heilige Natur beschert. Er verstopft die Quelle, aus der jene Entweihung des täglichen Lebens fließt. Er macht uns frei und fromm; denn er zeigt uns den Größeren, vor dem wir uns beugen. Als er dem Königischen das Zeichen gab, das ihm zum Glauben half, da schenkte er ihm den Herrn. Nun neigt er sich vor dem, für den er lebt. Nun hat er den gefunden, der größer ist als er selbst, an den er seine Liebe geben darf. Jetzt, Freunde, wird uns auch die Natur ein heiliges Ding, das wir beschauen, ohne sie zu beflecken, und gebrauchen, ohne sie zu verderben. Frei von uns sind wir auch nicht mehr die Ty-

rannen der Natur. Nicht dazu ist uns das Wunder Jesu gegeben, damit wir in eine Märchenwelt treten, der Natur entrinnen und den alltäglichen Lebenslauf zerstören. Umgekehrt, dazu ist uns das große Wunder Jesus geschenkt, damit wir in der Natur heimisch werden als in Gottes Werk und eine reine und heilige Natur bekommen statt einer solchen, die der Mensch verdirbt und entweiht.

2.

Wir haben aber in unserer Geschichte noch etwas anderes zu lernen. Komm herab, bittet der Königische, und hilf mir; wie kann ich glauben, wenn mein Kind stirbt? Der Herr sagt ihm: Ohne Zeichen und Wunder darfst du glauben. Und der Königische sagt: Das kann ich nicht; mir vergeht die Zuversicht, wenn mein Kind stirbt; der Lauf der Natur zerbricht mir alle Gewißheit und begräbt alle meine Hoffnungen. Auch diese Seite an unserer Geschichte berührt uns alle. Es ist menschlich wahr, was der Königische sagt, und uns allen wohl vertraut. Denn die Natur verschafft uns in der Tat das noch nicht, was wir bedürfen. Und wenn der Knabe des Königischen nicht gestorben wäre, mit der Natur allein und dem natürlichen Inhalt seines Lebens war ihm noch nicht geholfen. Was wird er? Wenn es gut geht, etwas wie sein Vater, ein Königischer am Hof des Herodes, ein armer Mann. Die Natur schafft uns die Frage, aber sie gibt uns nicht die Antwort; sie erzeugt das Bedürfnis, aber sie reicht uns nicht die Gabe; sie stellt uns vor das Rätsel, aber sie gibt uns nicht die Offenbarung; sie weist nach oben, aber sie öffnet uns den Zugang zum Vater noch nicht. Wir bedürfen mehr als Stoff zum Stoff, auch noch mehr als Kraft zur Kraft. Stoff und Kraft, das liegt vor euch in unerschöpflicher Fülle. Damit habt ihr noch nicht, was ihr braucht. Ihr braucht den Redenden, der die Wahrheit zur Frage fügt und die Gewißheit an die Stelle des Zweifels setzt. Ihr braucht den Willen, der euren

Willen leitet, dem ihr euren Willen geben dürft, so daß ihr gehorcht. Ihr braucht zu eurer Schuld die Gnade, zu eurer Liebe die Liebe, zu eurem Leben den lebendigen Gott. Das Kind braucht den Vater und die Gemeinschaft mit ihm.

Aber nun ergreift uns mit tausend starken Ketten der natürliche Lauf unsres Lebens und füllt unsere Tage und beschäftigt unsere Interessen und die Gefahr ist für uns alle da, daß wir in die Natur versinken und nichts anderes kennen als sie und nichts anderes begehren als sie. Dann sinken wir unter das hinab, was uns die Reformation gebracht hat. Dazu ist uns Jesus gegeben und dazu gedenken wir auch mit Freude und Dank des reformatorischen Zeugnisses, das uns zu ihm führt, damit wir nicht den Selbstmord an uns üben, der das Heilige in uns zerstört, und im weiten Meer des natürlichen Lebens untergehen. Hier kommt das an uns heran, was wir bedürfen und in der Natur nicht finden: hier kommt Geist zum Geist, Gott zum Menschen, Gnade zum Glauben, und im heiligen Geist gewinnen wir auch die heilige Natur.

Es sind heute andere Dinge, die uns das Glauben erschweren, als damals, als die Reformatoren durchbrachen aus der alten Kirche zurück ins Evangelium. Am Glauben lag es ihnen; sie wollten Gott trauen, Gottes gewiß sein, mit festem Griff Jesu Hand fassen und sein bleiben im Leben und im Tod. Darum entließen sie den Papst; darum brachen sie den Beichtstuhl ab; darum zerrissen sie ihren Mönchsrock. Glauben wollten sie und am Glauben hinderte sie das; sie warfen alles weg, was ihnen das Glauben verbot. Heute hindert uns anderes am Glauben. Die Wolken, die uns Gottes Angesicht verdecken, kommen heute von einer anderen Seite. Aber derselbe Weg führt auch uns zum Ziel. Und der Königische glaubte mit seinem ganzen Hause. Er hat den Herrn gesehen, seine Sohnschaft, seine Freiheit in Gott, seine vollkommene Gnade. Sie hatte ihm den Ruf gebracht: Komm her, finde deinen Gott und gewinne nun für dich selbst die Gemeinschaft mit ihm, und er ergriff, was ihm Jesus gab.

Laßt uns am Reformationsfest aufs neue den Mut gewinnen, um den Glauben zu ringen, daß auch wir das überwinden, was uns Gottes Angesicht verdunkelt und Jesus von uns entfernt. Es lohnt sich, nach dem großen Ziel zu streben, Gottes gewiß zu sein im Leben und im Sterben. Die Natur verlieren wir deshalb nicht. Willst du heilige Natur, so laß dir heiligen Geist geben, und der Herr ist der Geist. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

Achter Jahrgang
(1909—1910).

Von
D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1910
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

Inhalt des achten Jahrgangs.

(1909—1910).

Nr. 1 1. Advent (28. Nov. 1909) Röm. 13, 11—14.
„ 2 Weihnacht (25. Dez. 1909) Tit. 2, 11—14.
„ 3 Sonntag nach Neujahr (2. Jan. 1910) 1. Petri 4, 12—19.
„ 4 Septuagesimä (23. Jan. 1910) 1. Kor. 9, 24—27.
„ 5 Sonntag Reminiscere (20. Febr. 1910) Math. 26, 1—16.
„ 6 Sonntag Judica (13. März 1910) Matth. 26, 69—75.
„ 7 Sonntag Quasimodogeniti (3. April 1910) 1. Joh. 5, 4—13.
„ 8 Sonntag Exaudi (8. Mai 1910) 1. Petri 4, 8—11.
„ 9 2. Sonntag nach Trinitatis (5. Juni 1910) 1. Joh. 3, 13—24.
„ 10 6. Sonntag nach Trinitatis (3. Juli 1910) Röm. 6, 1—11.
„ 11 23. Sonntag nach Trinitatis (30. Okt. 1910) Philipp. 3, 17—21.

1. Advent.

(28. Nov. 1909.)

Röm. 13, 11—14.

Noch dankbarer, noch fröhlicher wollen wir dieses Mal das Weihnachtsfest feiern als im letzten Jahr. Denn das Heil ist uns wieder um einen Schritt näher gekommen. Das ist die selige Gewißheit, mit der wir unser Leben führen. Jeder Schritt desselben führt uns näher zum Heil, nicht zum Unheil, auch nicht nur zu einem leeren, öden Nichts; nein! zum Heil führt uns unser Weg, und jeder Schritt, den wir tun, bringt uns ihm näher. Das ist die Gabe Jesu, und um ihretwillen feiern wir die Weihnacht und deshalb bringt sie uns eine unerschöpfliche Freude. Ihren Becher trinken wir nie aus und jeder Trank aus ihm bereitet uns neue Seligkeit.

Aber wir müssen uns für unser Fest rüsten, damit es uns nicht unvorbereitet treffe. Wir alle wollen uns dazu bereiten, auch wir alten Leute, die wir manchen Wunsch begraben haben und wohl wissen, daß manches Fest gefeiert wird, an dem wir nicht mehr teil haben. Aber auf den Wunsch soll keiner von uns verzichten, daß er nicht aus dem Leben scheide, ehe er einmal wenigstens die Weihnacht gefeiert und einmal das Auge zu Gott erhoben habe mit dem Dank: Du hast mich zu dir berufen; denn du gabst mir Jesus Christ. Die arbeitenden Frauen und Männer unter uns sollen sich für den Weihnachtstag rüsten, die, die in der Kraft ihres Lebens stehen und die Hände voll von Geschäften haben; sie brauchen nicht bloß Arbeit, sondern als unentbehrliche

Gabe auch das Fest, Gottes Fest mit seiner wahrhaften Freude, die nicht zehrt und verdirbt, sondern stärkt. Und unsere Jugend soll sich zur Weihnachtsfeier rüsten; denn es ist ein schönes Ding, das Leben mit der Gewißheit zu beginnen: jeder Schritt bringt mich näher zum Heil.

Wie rüsten wir uns? Legt an die Waffen des Lichts. Wir brauchen Waffen und unser Herr Jesus reicht sie uns. Er bewaffnet uns mit den Waffen des Lichts. Ziehet an, fährt unser Text fort, den Herrn Jesus Christus. Wir brauchen ein festliches Kleid, ein Gewand, das zur Feier paßt; unser festliches Kleid ist unser Herr Jesus Christus. So sind wir zur Weihnachtsfeier gerüstet, wenn wir mit den Waffen des Lichts und mit dem festlichen Gewand, Jesus Christus, bekleidet sind.

1.

Warum gewinnen wir die Festfeier nur im Kampf, nur dadurch, daß wir Waffen haben und gebrauchen? Ihr denkt vielleicht an die Not des Lebens als an das große Hindernis, das uns die Festfeier erschwert; da, wo die Sorge wohne, brenne der Christbaum düster, und wo die Armut hause, klinge das Weihnachtslied schlecht. Gewiß, l. Fr., auch von dieser Seite kommt an manche von uns eine Aufgabe heran. Und doch hat unser Textwort eine tiefe Wahrheit darin, daß es gerade nicht von der Not spricht, nicht von der Sorge als von dem, was uns an der Freude Gottes stört. Dahin, wo die Not und Sorge ist, kommt Jesu Verheißung leicht: Selig die Leidtragenden; dort kann leicht verstanden werden, was der Apostel sagt: das Heil liegt vor uns und wir kommen ihm näher mit jedem Schritt. Wer aber das erfaßt hat, feiert die Weihnacht, ganz einerlei, wie sein Leben sonst beschaffen sei.

Wir haben noch einen schlimmeren Gegner, der uns die Festfeier raubt und gegen den wir die Waffen brauchen, die göttlichen Waffen, die uns den Sieg bereiten. Das ist die

falsche Lust mit ihren Festen. Wir haben sie in unserem Text alle drei beisammen, die großen Feinde unserer Studentenschaft, die großen Feinde unseres Volkes: Saufen, Raufen, Huren. Das verdirbt uns die Jugend, das verdirbt uns auch unsere Stadt. Und das gibt laute Feste; der Chor der Zecher schallt in lautem Jubel und das Lied der taumelnden Sinneslust nimmt in der Menschheit kein Ende und findet entzückte Sänger, und das Lied der Streiter, die sich den Lorbeer aufs Haupt legen, weil sie die andern verletzt, verwundet und bezwungen haben, hat einen stolzen Klang. Wenn wir diese Feste mitfeiern, dann ist die Weihnacht für uns nicht mehr da. Diese Freude und die Freude Jesu haben nicht im selben Herzen Platz. Warum ist das ein Feind? Dazu muß es Nacht sein; sonst hat diese Freude keinen Raum. Diesen Festsaal muß man verhängen; wenn das Licht in ihn hineinfällt, ist er eine öde, Ekel erweckende Stätte. Diese Festgenossen müssen schlafen und dürfen nicht erwachen und sich nicht besinnen. Der letzte Vers dieses Jubels lautet: o jerum, jerum, jerum, wie ihr wißt.

Darum bedürfen wir Waffen; denn der Feind ist stark. Es ist ja Lust, mit der er uns bestürmt, Lust, dieses Wort hat seine volle Wahrheit, Lust, die mit einem mächtigen Griff nach uns greift und uns bewegt. Jener Jubel ist nicht nur erheuchelt, er kommt aus einem laut jauchzenden Herzen. Und doch, wer sich ihm ergibt, muß schlafen, darf nicht daran denken, was daraus wird, sondern muß zum Augenblick sagen: Bleibe, denn vor dem, was nach dir kommt, graut es mir.

Wir haben aber Waffen, die uns zum Sieg helfen. Unser Herr Jesus Christus schenkt sie uns, die Waffen des Lichts. Das Licht hat eine siegreiche Macht; es verscheucht die Nacht. Vor ihm fliehen die Schatten und Gespenster des Dunkels. Das Licht geht uns auf; denn unser Herr schenkt uns die Gewißheit Gottes. O welche Veränderung: eine neue Welt zeigt sich dem erstaunten Blick, ein neuer Mensch

erscheint, von dem die taumelnde Lust der Trunkenen nichts weiß und die heiße Glut des Hasses nichts ahnt. Gott für mich und ich für Gott; mein Leben hat sein Ziel bei ihm, ich darf mich vor ihm beugen, darf ihn loben, darf ihn lieben, darf mein Leben brauchen für ihn. Die Nacht ist weg, der Tag bricht an. Nun, Freunde, feiern wir das Weihnachtsfest.

2.

Wir bekommen auch das festliche Kleid, das uns den Zutritt zur feiernden Gemeinde verschafft. Zieht an den Herrn Jesus Christus und wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde. Wir tragen jetzt das irdische Gewand unseres Leibes, der unser ganzes inwendiges Leben verhüllt und auf unsere Gemeinschaft mit Gott die Verborgenheit legt. Wir wollen uns seiner nicht schämen; wir haben für ihn zu sorgen und ihn zu pflegen nach göttlicher Ordnung. Auch die kommenden Festtage bringen uns viel Leibespflege und sie sind auch deshalb schön, weil wir dort des Leibes warten. Aber die Gabe Jesu besteht darin, daß wir nicht nur dieses Kleid haben, unseren Werktagsrock, in dem wir unsere irdische Arbeit tun. Zum Fest sollen wir noch ein anderes Kleid haben; denn wir wollen ja in die dankende Gemeinde treten, die vor Gottes Thron erscheinen darf, und uns mit all den Unzählbaren vereinen, die im Angesicht Gottes ihn preisen.

Wie bekomme ich das festliche Kleid? Ziehet an den Herrn Jesus Christus. Sieh, so nah tritt er zu dir heran, so treu meint er es; er bietet uns eine echte, wirkliche Gemeinschaft an, er aus der Himmelshöhe, wir hier auf Erden, er in der Vollendung, wir hier auf dem Weg, im Staub des Kampfes und unter der Last der Arbeit. Dennoch, seine Hand erfaßt die unsrige, sein Auge sucht und findet uns; er stiftet zwischen ihm und uns Gemeinschaft, nimmt sich unserer vor Gott an, hält sich zu uns, bekennt sich zu uns, führt uns, leitet uns, gibt uns seinen Namen in die Seele,

daß wir an ihn glauben, gibt uns seinen Geist ins Herz, daß er unsren Willen leite, reinige und zu ihm hinlenke. Jetzt haben wir das Ehrenkleid, das uns zur festlichen Gemeinde tauglich macht, jetzt öffnet sich die Pforte des Heiligtums.

Darum, l. Fr., ist die Gewißheit Gottes, die uns Jesus schenkt, eine Waffe, und zwar eine Waffe des Lichtes mit strahlender Kraft. Sie ist nicht bloß ein Gedanke, der neben hundert anderen Gedanken in meiner Seele liegt und nichts in ihr schafft, nicht bloß eine Lehre, die ich auswendig lernte und nun in meinem Gedächtnis trage. Die Gewißheit Gottes, die uns Christus schenkt, zeigt uns seine Gemeinschaft mit uns; sie verkündet uns seine Gegenwart bei uns; sie zeigt uns eine Liebe, die Einigkeit stiftet für die Ewigkeit. Darin liegt Kraft, bewegende Kraft, die uns das Ziel weist und den Weg bahnt und unser Leben unter ihre Regel bringt.

Eben darum sagen wir, daß mit jedem Schritt des Lebens das Heil uns näher komme. Worauf stützen wir denn diese Gewißheit? Ist es nicht doch vielleicht ein vermessenes Wort, wenn wir die neue Weihnachtsfeier noch fröhlicher und dankbarer feiern wollen als alle früheren? Warum führt uns unser Weg wirklich zum Heil? Die Gewißheit des Heils entsteht nicht aus dir und mir: wir stellen unsere Gewißheit nicht auf das, was wir selber schaffen und leisten; so entsteht nie Gewißheit, sondern nur Angst, nur Zweifel, nur Unsicherheit. Siehe den Herrn Christus an; seine Treue ist die Gewißheit deines Heils, seine Gemeinschaft mit dir ist dein Recht an Gottes Gnade, seine Verbundenheit mit dir deckt alles, wie das Kleid deinen Leib bedeckt, daß kein Auge ihn mehr sehen kann. Darauf steht unsere Freude am Leben; darum wissen wir, daß es ein Weg zum Heil ist, nicht zum Unheil, zum Leben, nicht zum Tod.

Freunde, wir wollen danken. Unzählbar ist die Gemeinde, die das Adventswort sprach: Gepriesen sei der, der da kommt im Namen des Herrn. Um uns ihr anzuschließen, dazu

brauchen wir, da wir noch im Streit stehen, Waffen, nicht die Waffen der Lüge und der Bosheit mit ihren giftigen Wunden, sondern die Waffen des Lichts. Jesus reicht sie uns dar. Wir brauchen das festliche Kleid, nicht das Kleid des Stolzes und der Üppigkeit, sondern das reine Gewand, das uns in Gottes Nähe stellt. Jesus reicht es uns dar. Er kommt, um bei uns zu bleiben mit ewiger Treue und unvergänglicher Gnade. Die Gemeinde ist groß, die ihn preist. Wir schließen uns ihr an und sagen mit denen, die im Himmel und auf Erden sind: Gelobt sei, der da kommt, gelobt sei Jesus Christus, unser Herr, in Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Weihnacht.

(25. Dez. 1909.)

Tit. 2, 11—14.

Einen Festtag begehen wir heute vor Gott als eine feiernde Gemeinde. Woran freuen wir uns? Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilands. Wir freuen uns an Gott. Wem danken wir? Ehre sei Gott in der Höhe. Wir danken Gott.

Seht, Ihr habt vor Augen, was die gewaltige Weihnachtspredigt des Paulus uns verkündet. Sie beschreibt es uns als das Werk unseres Herrn und als seine große Gabe, daß er uns dazu bringt, unser gottloses Wesen zu verleugnen und allen weltlichen Lüsten abzusagen und gerecht, züchtig und gottselig zu leben in dieser Welt. Weil uns Jesus das schenkt, darum ist in ihm die heilsame Gnade Gottes für uns alle erschienen und deshalb feiern wir die Weihnacht. Damit unsere Feier Gott wohlgefällig und uns zur Freude sei, muß unser Dank von ganzem Herzen Gott dargebracht werden als ein freiwilliges Opfer ohne Zwang; und damit unsere Feier uns wirklich erfreue, muß unser Dank unerschöpflich sein, nicht allmählich abwelken und verstummen, sondern in uns bleiben mit zunehmender Kraft. Wie steht es, liebe Freunde? Danken wir mit ganzer Seele und freiwilligem Herzen dafür, daß er uns dazu gebracht hat, alles gottlose Wesen zu verleugnen und ihm zu dienen? Und ist dieser Dank wirklich unerschöpflich und für unsere ganze Lebenszeit ausreichend? Wir hören, was uns der Apostel dazu sagt.

1.

Heute danken wir Gott. Sehet, damit haben wir den richtigen Platz gefunden, an den wir vor Gott gehören, und fassen unser Verhältnis zu Gott richtig auf. Das ist mein Platz vor Gott, daß ich ihm danke. Damit sind wir geschieden vom gottlosen Wesen und das ist die Weihnachtsgabe Jesu. Er hat uns dies gebracht und schenkt es uns allen. Gottloses Wesen ist ein undankbares Wesen. Da denkt der Mensch nur an sich selbst und tut, als wäre er allein in der Welt; was ihm in die Hand kommt, rafft er an sich und genießt es; und wenn es ihm übel geht, schilt und murrt er und ist unzufrieden mit aller Welt. Das ist das gottlose Wesen. Aber heute am Christtag sagen wir solchem gottlosen Wesen ab, verleugnen unsere Undankbarkeit und lassen uns von Jesus den Dank schenken, der von Herzen kommt.

Zum gottlosen Wesen gehört auch alle unsere Feindschaft gegen Gott, alle laute oder leise Abneigung, die uns dann anficht, wenn wir an Gott erinnert werden. Weil wir dergleichen in uns tragen, darum meiden wir ihn, gehen ihm aus dem Weg und grollen ihm heimlich. Daher kommt all der viele Spott über die Religion und Frömmigkeit das ganze Jahr hindurch. Aber heute am Weihnachtstage verleugnen wir all unser gottloses Wesen und sagen allen bitteren, giftigen Gedanken ab, mit denen wir uns gegen Gott aufbäumten. Denn wir empfangen aus der Hand Jesu etwas Besseres. Nun können wir Gott trauen; er macht es uns zur Freude und Ehre, daß wir ihn kennen, zu ihm berufen sind und in seiner Gemeinschaft unser Leben führen Tag um Tag.

Zum gottlosen Wesen gehört auch alle selbstgemachte, eigenwillige Frömmigkeit. Weil es dem Menschen nicht gefällt, wenn er nichts in der Welt sieht als sich selbst, darum gibt es unter uns Menschen viele unechte Religion, viele selbstgemachte Frömmigkeit. Sie meint es manchmal gut und

doch gehört auch das alles zum gottlosen Wesen. Denn wir kehren so das Verhältnis, in das wir vor Gott gesetzt sind, um, wenn wir reden, statt ihn reden zu lassen und zu hören, wenn wir regieren, statt ihn regieren zu lassen und zu gehorchen, wenn wir fabeln und dichten und mit Fabeln und Dichtungen Religion machen, statt daß wir auf sein Werk schauen und an seinem Werk uns das Auge öffnen lassen, wenn wir den Himmel stürmen und mit unsrer religiösen Anstrengung uns zu ihm emporschwingen wollen, statt daß wir wahrnehmen, was er uns geschenkt und für uns geschaffen hat. Alle diese eigenmächtige Religion, die uns unsere Fabelei und unser eigenmächtiger Trotz eingibt, geht in der Nähe Jesu weg. Heute ist Weihnacht, heute sagen wir allem unseren gottlosen Wesen ab. Heute sagen wir: Rede Herr, ich höre; zeige mir deine Werke, ich glaube; gib mir deine Gaben; ich bin ein armes Wesen; hülle meine Dunkelheit ein in dein Licht; dann will ich dich loben in Ewigkeit. Sehet, so haben wir Gottes große Gabe vor Augen an uns selbst und nehmen wahr, wozu Jesus in die Welt gekommen ist und was er aus uns macht. Dazu bringt uns niemand als er, dazu nämlich, daß wir absagen allem gottlosen Wesen und uns freuen in Gott.

Wollen wir schwanken, ob es nicht schöner wäre, ohne Gott zu leben, ob wir nicht doch besser führen mit unserer Unfrömmigkeit als mit dem Herrn Jesus Christ? Heute am Weihnachtstag schwanken wir nicht. Da redet unser Herz eine deutliche Sprache. Heute haben wir den vor Augen, der gottselig war nicht in eigenmächtiger Frömmigkeit, sondern als der Sohn des Vaters im Gehorsam gegen des Vaters Werk, und wenn sich die Sonne zeigt, dann trennt sich die Dunkelheit vom Licht und wir wissen, wohin es unser Auge zieht.

Aber es gehört noch ein zweites Wort zu diesem ersten; es steht bei Paulus in völliger Deutlichkeit. Die beiden Worte gehören zusammen und sind durch eine eiserne Notwendigkeit

aneinandergeheftet, die kein menschlicher Wille zerbricht. Jesu Gabe besteht darin, daß wir verleugnen alles gottlose Wesen und die weltlichen Lüste. Jesus macht uns fromm; denn er macht uns züchtig und gerecht. Wir können nicht dem gottlosen Wesen absagen, ohne daß Ordnung in unserm inwendigen Leben geschaffen wird und die mannigfachen Begierden, die hier brennen, zur Ruhe gelangen und den Zügel bekommen, der sie dem göttlichen Willen untertan macht, so daß das, was in uns nicht gehorchen kann und will, weggetan wird. Wir können auch nicht heraus aus dem gottlosen Wesen kommen, wenn wir nicht in unserem Verkehr miteinander Ordnung schaffen, wenn nicht das wegkommt, was für die andern hart ist und zum Unrecht gegen sie wird, weil es sie verletzt und schädigt. Gottselig leben heißt züchtig leben und heißt gerecht leben. Und das ist Jesu Gabe. Das bringt er fertig. So kann er den Menschen machen, daß er züchtig wird und gerecht, daß die heißen Begierden in ihm verstummen, daß er keine Lust mehr daran hat, andere zu verletzen und zu erniedrigen und zu zertreten. Wie macht denn der Herr dies Wunder? Eben dadurch, daß er uns zum Vater stellt. Es muß etwas hinein ins Herz, sonst geht der Unrat nicht hinaus. Wir müssen einen höheren, reineren, herrlicheren Willen haben, sonst werden wir über die kranke Sucht nicht Meister. Ordnung und Friede muß hinein in unsere Gemeinschaft mit Gott, dann wird auch unsere Gemeinschaft untereinander rein und der göttlichen Gerechtigkeit untertan. Nicht von außen, nicht durch Kunst und Zwang macht uns Jesus züchtig und gerecht, wohl aber dadurch, daß er uns den Vater zeigt, und dadurch bringt er die Ordnung in unser Herz hinein. Wo er ist, da entsteht das reine Herz und die gütige Hand.

Wie stehts mit unserem Dank? Kommt er von Herzen? Bringen wir ihm heute mit freiwilliger Seele unser Lob dafür dar, daß er uns von allem trennt, was zuchtlos ist, und

von allem, was hart und unrecht ist? Freunde, am Weihnachtstag schwanken wir nicht; heut schmecken wir die reine Freude; an ihr vergeht uns der Durst nach der unreinen Lust. Heute feiern wir ein Fest, das niemand kränkt, niemand schlägt und verletzt, ein Fest ohne Härte und Unrecht. Wir können es in der untern Stadt so fröhlich feiern wie in der oberen, in Deutschland wie in England. Die heilsame Gnade Gottes ist allen erschienen. Wenn eine Partei ihr Fest feiert, dann mag es wohl große Begeisterung geben, aber mit großer Begeisterung leicht auch großes Unrecht geschehen; alle anderen werden zerstampft. Wenn eine Kirche ihr Fest feiert, dann kommt es leicht zu großen, schwungvollen Worten, aber sie rühmen nur die eigenen Leute und die anderen gelten nichts. Heute feiern wir Jesu Fest und feiern ihn deshalb, weil er uns frei von allen weltlichen Begierden und züchtig und gerecht macht, weil er uns zur Freude bringt, die keine dunklen Begierden anfacht, zur Freude, die ohne Härte ist und niemand wehe tut; denn wir preisen Gott.

Vieles wirkt zusammen, damit uns dieser Tag zum Festtag werde, nicht nur das Andenken an Jesus; noch vieles andere ist in unserer Hand, was Gottes gute Gabe ist und uns heute erfreut. Wir haben vielleicht unsere Lieben bei uns, deren Weg sie sonst von uns trennt; die Arbeit hat wieder eine Lücke bekommen und Ruhe und Erholung sind uns gewährt. Der festliche Tisch wird für uns gedeckt und wir halten das fröhliche Mahl. Lauter gute Gaben. Und dennoch, was wäre das alles, wenn wir Gott nicht dafür danken dürften, daß Jesus zu uns gekommen ist! Warum helfen uns alle jene hübschen, herrlichen Sachen noch nichts? Sie schützen uns noch nicht vor gottlosem Wesen und bewahren uns noch nicht vor zuchtloser Freude und ungerechter Feier. Aber jetzt, nachdem zu den anderen guten Gaben Gottes auch noch der Weihnachtssegen gekommen ist, jetzt, wo wir auf Jesus Christus schauen dürfen, jetzt ist die heil-

same Gnade Gottes dir erschienen und gibt dir alles, was du bedarfst. Nun darfst und kannst du fromm sein; nun darfst und kannst du züchtig, nun darfst und kannst du gerecht leben in dieser Welt.

2.

Wie steht es aber weiter mit unsrem Dank? Ist er auch unerschöpflich? Kann uns Jesus einen Dank verschaffen, der nicht mehr endet? Ich möchte den Weihnachtsbaum nicht anzünden, wenn er nur dieses Jahr brennte und ich ihn nicht in der fröhlichen Gewißheit rüsten dürfte: er brennt übers Jahr ebenso hell, ja noch heller, heller von Jahr zu Jahr. Wenn wir sagen müßten: Heute noch feiern wir den Christtag; in zehn Jahren, wer weiß, wie es dann aussieht? vielleicht ist dann die Christfreude vertrocknet und das Weihnachtsevangelium verstummt: ein solches: Noch, noch feiern wir, verdirbt den ganzen Weihnachtssegen und löscht alle Weihnachtslichter aus. Wenn wir an Jesus nicht einen unerschöpflichen Dank gewinnen, dann wollen wir die Christfeier abbrechen und nach Hause gehen. Aber er schenkt uns, daß wir das ungöttliche Wesen verleugnen, nicht das der Heiden und Türken, nicht das der anderen Leute, sondern mein eignes gottloses Wesen darf ich verleugnen, die weltlichen Lüste, die darum weltlich heißen, weil alle Welt und jedermann sie hat, die darf ich von mir tun. Freunde, da ist uns etwas geschenkt, was uns durchs ganze Leben hindurch begleitet; diese Gabe Jesu wird nie aufgezehrt; mit ihr sind wir nie zu Ende, so daß wir sagen müßten: Jetzt ist das, was er uns reicht, für uns erschöpft. Als ich ein Kind war, da freute ich mich am Weihnachtsfest wie ein Kind und sah das gottlose Wesen da, wo ein Kind es sieht. Jetzt, wo ich ein Mann bin, erkenne ich die weltliche Lust und das gottlose Wesen so, wie es der Mann erkennt, und verleugne es so, wie der Mann es verleugnen soll. So laßt uns heut Gott

preisen als die, die Männer geworden sind. Jetzt erst erkennen wir ganz, wie tief das in unser Leben eingreift, was uns Jesus bringt, und nehmen wahr, was zu unserer gottlosen Art gehört, zu unseren finsteren Gedanken über Gott, zu unserer lügenhaften Frömmigkeit; all das macht uns der Herr von Jahr zu Jahr deutlicher und gibt uns immer mehr das klare Auge, so daß sich für uns scheidet, was früher verworren ineinander lag. Und mit der zunehmenden Klarheit kommt auch die wachsende Kraft. Wir schöpfen aus seiner Fülle Erkenntnis um Erkenntnis, Liebe um Liebe, Arbeit um Arbeit, Werk um Werk und brauchen nicht zu sorgen, daß uns seine Gabe je verleide und für uns unnötig werde. Der Riß, der uns vom gottlosen und ungerechten Wesen trennt, kann noch tiefer werden und in der Gemeinschaft mit Gott, die uns Jesus verleiht, sind noch unerkannte Schätze für uns bereit. Wir kommen ja durch ihn nicht bloß zu einer besondern, vereinzelten Gabe, sondern zu Gott selbst, zum Glauben an ihn und damit zum ganzen reichen Schatz Gottes. Wir finden bei ihm die heilsame Gnade. Gott gibt nicht nur einzelne, stückweise Gaben; wo er ist, da ist er ganz in seiner ganzen göttlichen Vollkommenheit. Darum redet unser Text auch von der Herrlichkeit des großen Gottes. Da, wo Gott sich zu uns kehrt, ist alles bei ihm, seine Gnade, seine Gerechtigkeit, seine Liebe, sein Friede, sein Geist, seine Herrlichkeit; das alles kommt nun in unser Leben hinein und schenkt sich uns. Im Kindlein in der Krippe sehen wir freilich die Herrlichkeit Gottes noch nicht und so lange wir im Fleisch wandeln, wird das Große, was Gott aus uns macht, noch nicht sichtbar. Wir erhalten aber durch Jesus eine Hoffnung, den gewissen dankbaren Blick in eine helle Zukunft, in eine Zukunft, in der Gottes Herrlichkeit an uns erscheinen wird. Auch das ist Jesu Gabe und Weihnachtsgeschenk. Durch ihn wissen wir, was in unsrer Zukunft liegt, daß wir dort die Herrlichkeit Gottes finden und es erleben werden, wie groß

Gott ist, wie herrlich er sich an uns Menschen bezeugt, wie viel er geben kann, wie gern er hilft und wie herrlich er uns macht. Nun kann uns nie mehr der Gedanke anfechten, daß wir mit unserem Dank zu Ende kämen. Aus Jesu Sendung entsteht nicht eine absterbende und austrocknende Festfeier; denn Gottes heilsame Gnade ist in ihm erschienen, und das ist ein Meer ohne Grund, eine Quelle ohne Ende, so groß wie Gott selbst.

Die Bürgschaft, die uns dessen gewiß macht, ist uns dadurch gegeben, daß die Gemeinschaft, in der Jesus mit Gott und mit uns steht, vollständig ist. Schon in der Krippe wird das sichtbar. Hier wird der Mensch geboren, der aus Gott sein Leben hat. Das ist ganze Gemeinschaft mit Gott, das ganze Eins sein mit ihm. Und wie er mit dem Vater ganz verbunden ist, so hält er auch mit uns die vollkommene Gemeinschaft und gab sich für uns selbst dahin. Seine an seinem Kreuz vollendete Gemeinschaft mit uns verbürgt uns die Ewigkeit. Darum werden wir in ihm von allem gottlosen Wesen frei; einst ganz frei, so daß wir alles, was in uns gottlos war, nicht nur verleugnen, sondern vergessen dürfen. Darum werden wir in ihm auch gerecht und züchtig, einst ganz gerecht, einst vereint zur vollkommenen Gemeinde ohne Risse, ohne Unrecht, ohne Wunden.

Freunde, ist das Weihnachtswort nicht zu groß für uns? Wer sind wir, daß wir Gott danken dürfen? Aber es ist gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß die heilsame Gnade Gottes erschienen ist allen Menschen. Darum erhebe meine Seele den Herrn und mein Geist freue sich Gottes meines Heilands. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag nach Neujahr.

(2. Jan. 1910.)

1. Petri 4, 12—19.

Viele Gratulationen haben wir zum neuen Jahre bekommen und anderen dargebracht und die Glückwünsche, mit denen wir das neue Jahr antraten, färben alle unsere Gedanken, die wir ins neue Jahr hinaussenden, und bewegen uns heute auch in unserem Gebet. Wir erwarten vom neuen Jahr Glück für uns und für alle, die Gott mit uns verbunden hat. Darum steht das Wort, das wir heute zusammen erwägen, weit von unseren Gedanken ab: es stellt sich wahrscheinlich in einen harten Gegensatz gegen unsere festliche Neujahrsstimmung. Petrus führt uns zu den leidenden Gemeinden der ersten Zeit, die den schweren Kampf gegen die heidnische Welt durchzufechten hatten, einen Kampf, bei dem es Tag um Tag galt, alles herzugeben, Glück, Ehre, Leben. Er sagt ihnen nicht: Gott wird euch bewahren; es wird euch nichts Schweres anfechten. Er gibt ihnen nicht einen Rat, wie sie dem Leiden ausweichen und es vermeiden können, im Gegenteil wir hören: Das soll euch nicht seltsam scheinen; freuet euch; lasset euch verlästern; selig seid ihr deshalb. Wollen wir heute, wo uns noch die Glückwünsche des Neujahrtages in der Seele klingen, auf dieses Wort des Apostels hören oder wollen wir uns ihm verschließen? Wie steht es denn eigentlich mit unserem Verlangen nach dem Glück? Jesus und seine Boten sagen uns alle: Lauft dem Glück nicht nach; das führt euch in die Irre; ihr kommt auf der Jagd nach dem Glück zu Fall. Aber kann man denn von

diesem Verlangen frei werden? Und wie macht es Jesus, daß wir über die Sehnsucht nach dem Glück hinaufkommen?

1.

Lust und Schmerz, Freunde, das sind die mächtigsten Triebfedern, die uns bewegen. Lust und Schmerz suchen uns dann heim, wenn die Dinge in uns hineinwirken und uns innerlich erfassen und bewegen. Dann bricht die Freude in uns hervor und die Seele jauchzt; oder es kommt der Schmerz und wir stöhnen. Und beides, Lust und Leid, sie geben unserer Seele Flügel und bringen sie in eine kräftige Bewegung. Nach der Lust greift sie und eilt zu ihr, vom Schmerz weg flieht sie. Das können wir nicht anders machen. Wenn wir das ändern wollten, würden wir die Natur angreifen, und die Natur zerstören ist ein törichtes Beginnen. Unnatur macht Jesus nicht. Aber wann entsteht die Lust, wann der Schmerz? Wenn die Dinge *mich* anfassen, *meine* Seele ergreifen und bewegen. Sie sind der Eindruck der Welt auf mich, die Einwirkung der Dinge auf mein eigenes Wesen. Aber bin ich denn allein in der Welt? Ist das denn wirklich die einzige Frage oder die erste Frage, die mich beschäftigen soll: wie rühren die Dinge mich an? tun sie mir gut? tun sie mir weh? Wer nach dem Glück jagt, der denkt immer nur an sich selbst und sieht alles von dem Standpunkt aus: wie werde ich von dem berührt, was geschieht? schmeckt es mir? mißfällt es mir? Seht, das ist die große Torheit, die uns auf der Jagd nach dem Glück überfällt: wir tun, als wären wir der Gipfel der Welt, als ob niemand neben uns oder gar über uns stände. Darum wird das für uns zur großen Hauptsache, ob ich mich daran freue oder daran leide, ob es mir recht oder unangenehm ist. Wenn ich das zum Gesetz meines Lebens mache, so tue ich ja, als ob ich der Herr der Welt sei. Seht, daher kommt es, daß wir, wenn wir nach dem Glück laufen, es niemals finden. Gerade dann

kommt es nicht zu uns, wenn wir es eifrig begehren und ihm unser Leben opfern. Die alte Rede ist sehr wahr, daß das Glück eine täuschende Göttin sei, eine Göttin, die Wahn und Trug auf die Menschen lege. Was ist der große Irrtum und der faustdicke Aberglaube, der die Verehrung des Glücks begleitet? Eben der, daß ich mich stelle: auf mich komme es an; ich sei für mich auf der Welt; wie ich die Dinge ansehe und anfasse und wie mich die Dinge anfassen und bewegen, das sei die große Hauptsache. Da wird das Leben leer und wie soll in einem leeren Leben Glück zu Hause sein? Ein einsamer Mensch ist ein armer Mensch. Ich mache mich aber einsam und schließe mich ein in einem von mir selbst bereiteten Gefängnis, wenn ich nichts anderes kenne und begehre als mein eigenes Glück.

Zum Glück gehört die Ehre, und auf sie richten wir unsere Gedanken immer, wenn wir einander gratulieren. Unsere Glückwünsche zum neuen Jahr meinen auch das: wir gönnen dir ein an Ehren reiches Jahr. Unsre Ehre entsteht daraus, wie die andern über uns urteilen, und das wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt auf uns alle. Wir können nicht leben, ohne beständig darauf zu achten, wie die anderen über uns denken, ob sie mit uns zufrieden sind oder unzufrieden, uns zustimmen oder uns schelten. Wir fühlen es unwillkürlich, wie die anderen uns einschätzen, ob sie für uns oder gegen uns sind, und das bewegt uns mit großer Kraft. Es liegt uns allen daran, daß die anderen uns loben und schätzen; wo wir dagegen auf Verachtung und Schande stoßen, da zieht sich jeder Mensch zurück. Und doch sagt der Apostel unseren Christen: Ihr werdet geschmäht; fürchtet das nicht und meidet das nicht; selig ist der, der im Namen Jesu verlästert wird. Es ist mit der Ehre wie mit dem Glück. Du brauchst sie und kannst ohne sie nicht leben; aber du sollst ihr nicht nachlaufen. Wer ihr nachläuft, der findet sie nicht. Wenn ich mein ganzes Trachten darauf richte, daß die Menschen mich

rühmen und loben, dann ergreift mich wieder ein Wahn, wieder ein finsterer Gedanke, der alle meine Gedanken dunkel macht. Ich sehe auf die Menschen, was sie meinen, ob sie zustimmen oder nicht zustimmen. Aber gibt es denn bloß Menschen in der Welt? Kennst du niemand als die Leute, mit denen du zusammenlebst? Gibt es nicht noch einen anderen, der über dich urteilt und bei dir ist mit seinem alles sehenden Auge? Und wenn er dich lobt und er mit dir zufrieden ist, sieh, dann bist du gerecht mit einem unzerstörbaren Recht.

Das Dritte, womit Petrus seine Ermahnung schließt, liegt uns zumeist auf der Seele. Leben ist das erste, was wir zum Glück brauchen, und daran denken wir ja auch bei unseren Neujahrswünschen. Wir schicken am Neujahrstage unsere Gedanken gleich wieder hinaus zum Silvester des eben angebrochenen Jahres und hoffen, daß wir ihn noch erleben. Mit mächtigem Drang liegt dieses Verlangen in uns: leben, ja nicht sterben! Was hilft mir alles andre, wenn mir das Leben zerbrach? Das ist wieder durch Gottes Schöpferordnung so und auch Jesus nimmt uns unser Verlangen nach dem Leben nicht; er macht uns nicht lebensmüde, lebenssatt, sterbensluſtig. Das wird der Mensch abseits von Gott, in der Einsamkeit seines Eigenwillens, in der Gottverlassenheit. Dann wird ihm so zu Mute, daß er am liebsten sterben möchte. Aus Gottes Hand kommt dagegen das Leben und vollends, wenn er uns zu Jesus beruft, dann erhalten wir Luſt und Willen zum Leben. Wenn ich aber wieder keinen anderen Gedanken habe als den, dann wird mein Auge trübe und mein Geist blöde. Was gibt es denn da noch weiter zu bedenken? Übergebt, sagt unser Text, eure Seelen dem treuen Schöpfer. Du bist ja nicht allein in der Welt. Über dir und bei dir steht dein Schöpfer, der dir deine Seele gab. Ihm übergib deine Seele. Dann wird der heiße Wunsch: Leben, ja nicht sterben, stille. Es ist auch hier wieder so, daß wir dann, wenn wir dem Glück nachlaufen, es ver-

scheuchen. Wir verderben uns das Leben, wenn das der regierende Gedanke in uns wird: ja nicht sterben, nur nicht an den Tod denken, nur darauf bedacht sein, das Leben zu erhalten, zu verlängern, zu schützen. Mit dieser Mühe und Sorge, uns das Leben zu erhalten, geht es uns leer aus der Hand. Dann haben wir nichts darin als die beständige Sorge, daß wir auch gesund bleiben und das angefangene Jahr vollenden. Mit der Todesangst im Herzen kann man nicht leben. Zum Leben ist nötig, daß ich frei von aller Todesfurcht werde, und dies werde ich dadurch, daß ich den Schöpfer kenne, in dessen Hand ich meine Seele legen darf.

2.

Nun wollen wir noch sehen, wie es denn Christus macht, daß wir noch an etwas größeres denken als an unser Glück. Er nimmt uns heraus aus unsrer Einsamkeit und stellt uns zum Vater, nimmt uns in seine Gemeinschaft und bringt uns in seine Gemeinde. Jetzt habe ich nicht nur daran den Inhalt meines Lebens, daß mein Glück wachse, mein Leid verschwinde, wie mich die Dinge anrühren, ob sie mir Gutes oder Schweres verschaffen. Unser Herr Christus sagt uns: Du bist Gottes Eigentum; denn du bist mein, und du darfst dein Leben nach meinem Wort und Willen führen, und dadurch befreit er uns von der Beschäftigung mit unsrem eignen Glück. Nimmt er uns die Freude? O nein! jetzt entsteht eine Freude, die alles andere übertrifft. Unsere Seele ist so beschaffen, daß sie sich an Gott freuen kann. Wir lernen eine selige Lust kennen, wenn die Gewißheit Gottes bei uns einkehrt und unser Blick in Gottes Willen ruht. Aber es ist nicht so, daß Jesus bloß die Freude für uns hätte. Ihr habt teil, sagt unser Text, am Leiden Jesu. Unser Herr Christus muß viel leiden. Das gilt nicht bloß von seinem irdischen Leben, wo er den Weg zum Kreuz ging als Gottes Lamm. Es wird auch wieder im neuen Jahre so sein an

allen Orten. Was muß er denn leiden? den Widerspruch der Sünder, meinen und deinen Unglauben, der ihm nicht trauen mag, meinen und deinen Ungehorsam, der seine Stimme nicht hören will. Es gibt viel Leiden Jesu in der Welt. Petrus sagt: Ihr begehrt an Jesu guten Gaben teil zu haben und freut euch auf seine Herrlichkeit. Aber, wenn wir nach den Gaben Jesu begehren, dann nehmen wir auch am Leiden Jesu teil, und dadurch wird ein andres Verlangen in uns wach, als das Begehren nach unsrem eignen Glück, bei dem wir uns fragen: schmeckt es mir? mag ich oder mag ich nicht? und wenn es mir wehtut, so mag ich nicht. Am Leiden des Christus erhalten wir dadurch einen Anteil, daß wir ihn nicht lassen, da bleiben, wo er ist, und den Weg gehen wollen, den er geht. Wer ihn nicht läßt, der spürt den Druck der Welt und bekommt teil am Kampf, der jetzt noch immer weiter geht. Aber wir sagen uns: das gehört mit zum Leiden Christi, und weichen ihm nicht aus. Wie steht es aber mit den natürlichen Leiden, die uns so viel Beschwerden machen, wenn der Nerv zuckt und das Herz poltert, statt daß es seinen Gang ruhig geht, und die vielen andern Dinge uns belasten, die uns Schmerz und Not bereiten? Das dürfen wir nicht gleich zum Leiden Jesu rechnen; denn es gehört dem natürlichen Gang des Lebens an. Aber auch dafür hat uns Christus die kräftige Hilfe gebracht, da wir das alles nun in seiner Gemeinschaft tragen. Sie umfaßt alles Leiden, auch die natürlichen Schmerzen, die aus der Zerbrechlichkeit unseres Körpers entstehen. Wir wissen, daß ihn das nicht von uns trennt, daß er die Macht hat, über alles hinweg, was uns der Körper bereitet, seine Gemeinschaft mit uns zu bewahren und seine Gnade auf uns zu legen. Auch diese Dinge leiden wir mit ihm in dem Sinn, daß sie uns nicht von ihm scheiden, weil er sich nicht von uns scheidet und seine Gnade bei uns bleibt. Jetzt ist die Frage nach dem Glück mit ihrem verlockenden Zauber von uns weggescheucht und wir stehen nun auch vor

der Ehre, die uns die Menschen geben oder nehmen, als die Freien da. Denen, die in den schweren Kampf mit der Welt hineingestellt sind und als die Zeugen Jesu seinen Namen zu bekennen haben, sagt Petrus: Der Geist der Herrlichkeit, der Geist Gottes ruht auf euch. Da kommt ans Licht, daß es noch eine andere Ehre gibt als die, die uns die Welt verschafft. Gott zeichnet die Seinen dadurch, daß sein Geist sie führt. Das ist ihre Ehre auch dann, wenn die Menschen sie schelten. Und gerade dann ruht der Geist auf ihnen, weil sich Gott zu dem bekennt, der ihn bekennt, und bei dem steht, der den Kampf in seinem Namen führt. Wo der Herr Christus ist, da ist der Geist und er ist der Geist der Herrlichkeit, der Geist des großen Gottes, der uns zu sich in seine Herrlichkeit erhebt. So lernen wir, frei von allem menschlichen Urteil zu werden und den Mut zur Wahrhaftigkeit zu haben gegen allen Brauch der Welt, den Mut zur Gerechtigkeit gegen alles Unrecht der Menschen, den Mut zur Gewißheit Gottes gegen alle Gottlosigkeit. Daraus entsteht eine reiche Freude, aber nicht eine weichliche Freude, bei der wir uns selbst pflegen, sondern eine Freude, die uns auch zum Leiden bereit und fähig macht.

Nun wird auch die letzte Frage uns nicht mehr stören, die, ob wir sterben oder leben, ob wir das Jahr beenden werden oder ob es unsren Todestag enthält. Da wir Jesu Wort empfangen haben, so übergeben wir unsere Seele dem getreuen Schöpfer. Habe ich selbst mir mein Leben gegeben? Dann wäre freilich die Gebrechlichkeit meines Lebens mir ein Grund zu großer Angst. Aber unser Leben ist Gottes Gabe. Keiner macht sich selbst lebendig. Gott ist der Schöpfer, aus dessen Hand mein Leben kam; und er ist der treue Schöpfer, der beginnt und vollendet, zur Zeit die Ewigkeit fügt und die Gnade, die er mir jetzt gegeben hat, vollendet bis zur Herrlichkeit.

Das ist mehr als die Sucht nach Glück und macht uns

frei zu allem, zur Freude und zum Leid, zum Gehen und zum Bleiben. Das ist Jesu Gabe, eben deshalb weil er uns von uns selbst wegwendet und zu Gott hinwendet. Damit ist uns ein wirkliches Glück geschenkt, gerade dadurch, daß uns das Streben und Verlangen nach dem Glück genommen wird. Wirkliches Glück entsteht aus Gottes Wirken an Gottes Gabe. Es besteht darin, daß wir das werden, was der treue Schöpfer aus uns macht.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Septuagesimä.

(23. Jan. 1910.)

1. Kor. 9, 24—27.

Was will uns Paulus mit diesem Gleichnis sagen, das er vom Wettkampf hergenommen hat? Wir kennen den Wettkampf nicht nur durch die Erzählungen über die alten Griechen; im Gegenteil, er beherrscht heute unser ganzes Leben noch viel mächtiger als damals. Ich brauche es einem Geschäftsmann nicht auseinanderzusetzen, was der Wettbewerb, die Konkurrenz, für die ganze Arbeit unseres Volks bedeutet, der Wettbewerb zwischen den Völkern für das Ganze, der Wettbewerb zwischen den Ständen und den Einzelnen für einen jeden unter uns. Aber auch das geistige Leben, unser inwendiger Besitz und Fortschritt, wird aufs tiefste durch den Wettkampf beeinflußt. Unsere Kinder werden ja gleich schon in der ersten Jugend an ihm beteiligt. Von Examen zu Examen führt sie ihr Weg. Im Wettkampf miteinander erwerben sie ihren geistigen Besitz und das gibt dann jedem im Leben seinen Platz. Wir haben auch gelernt, daß dieselbe Regel, die unser menschliches Leben ordnet, durch die ganze Natur hindurch regiert. Die Bäume im Walde, die Gräser auf den Wiesen ringen im Wettkampf um das Licht und die Nahrung, die sie brauchen, und das kräftigere Gewächs und das stärkere Tier überholt das schwächere.

Die göttliche Regel, die das ganze natürliche Leben ordnet, hört nicht auf einmal auf, wenn wir das innerste Gebiet, das Heiligtum unseres Lebens, betreten. Im Gegenteil, jetzt kommt erst recht ein Wettkampf in Gang, der alles an-

dere überragt, was wir sonst etwa unter diesen Namen stellen, durch den Ernst, den er hat, durch die Anstrengung, die er von uns fordert, aber auch durch den Wert, den er uns verschafft, da ja hier ein Kleinod zu gewinnen ist, das nicht mit dem verglichen werden kann, was wir sonst erwerben. Wir wollen uns dadurch verdeutlichen, was Paulus meint, daß wir neben den Wettkampf das Spiel stellen: wem gleicht unser Christenleben, dem Spiel oder dem Wettkampf? Sodann dadurch, daß wir neben dem Wettkampf den Krieg setzen: wem gleicht unser Christenleben, dem Krieg oder dem Wettkampf? Unser Christenstand ist nicht ein Spiel und nicht bloß ein Krieg, sondern ein Lauf.

1.

Von der Konkurrenz, in die uns die irdische Arbeit hineinstellt, macht uns der Sonntag frei und wir treten in den Frieden Jesu. Wir brauchen Ruhe, wir begehren Ruhe und wir bekommen auch Ruhe. Jesus reicht sie uns dar. Wir brauchen Gewißheit und bekommen sie; wir dürfen glauben. Und die Türen der Gemeinde Jesu sind für alle offen ohne Unterschied. Hier sind wir alle gleich; da gibt es keine Bevorzugten und keine Benachteiligten. Wir stimmen alle Gottes Lob mit einträchtigem Munde an. Hier sind wir im Frieden. Aber wie stimmt es nun dazu, wenn uns heute Paulus sagt: Laufe und zwar so, daß du das Kleinod erfassest? Er verlangt von uns Anstrengung und weist deshalb darauf hin, daß die, die sich zum Wettkampf rüsten, während langer Zeit mit großer Sorgfalt alles meiden, was ihre Kraft schwächt. Er meint, daß auch wir auf alles zu verzichten haben, was uns hindert, und uns anstrengen. Wir freuen uns, daß uns der Herr die Gewißheit schenkt, eine feste Zuversicht ohne Zweifel und ohne Sorge. Kommt aber durch das, was uns Paulus heute sagt, nicht doch eine offene Frage an uns heran? Er sagt ja, er wolle nicht anderen predigen und selbst ver-

werflich sein. Das Ziel steht also noch vor ihm und er erwägt, wie er es gewinne. Darum redet er von solchen, die das Kleinod nicht erlangen, die den Wettlauf zwar beginnen, aber zurückbleiben. Also gibt es doch auch hier wieder Gewinnende und Verlierende, Unterliegende und Siegende. Wie steht es? Ist das ein schweres Rätsel, das wir nicht begreifen können, das höchstens die großen Theologen verstehen? Nein, Freunde, das müssen wir alle verstehen; sonst schwanken wir immer hin und her zwischen der faulen Ruhe und einer angstvollen, aufgeregten Wirksamkeit, und beides ist das Gegenteil zum Laufen nach dem Ziel.

Wie macht es denn der Herr Christus, um uns die Ruhe zu verschaffen, uns den Krüppeln, uns den Schwachen, uns den Müden? Er vermag dies und hat die Ruhe für uns. Aber wie macht er das? Er zeigt uns Gott. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir die Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Jetzt wird die Seele still und die Sorge geht weg und die Angst fällt ab und die Unruhe muß weichen. Aber gerade dadurch sind wir mitten drin in unserem Text. Die Ruhe, die uns Jesus bereitet, besteht darin, daß er uns zu Gott hinwendet. Wo Gott ist, da ist Kraft und die Kraft zeigt sich; sie bewegt uns und schafft ihre Wirkungen. Warum tritt der Wettläufer in die Schranken und warum beginnt der Ringer den Ringkampf? Er hat Kraft und die Kraft will sich zeigen. Die Ruhe, die uns Jesus beschert, hat Kraft bei sich; denn sie ist Ruhe in Gott. Jesus macht uns gewiß; davon darf nichts abgebrochen werden, weil daran unser Leben hängt. Wer mir die Gewißheit nimmt, der nimmt mir das Leben. Wessen macht er mich gewiß? Was weiß ich ganz sicher? Ob Berge weichen, ob Hügel hinfallen, Gottes Gnade bricht nicht. Alles Fleisch ist wie Gras und welkt wie die Blume des Grases, aber das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit. Das ist gewiß. Daß wir

das wissen, das ist unsere Gewißheit. Gottes sind wir gewiß. Aber jetzt sind wir ja wieder mitten in unserem Text, mitten im Lauf nach dem Kleinod. Ich bin Gottes gewiß; mir gab er die Gewißheit seiner Gnade; was mache ich nun mit meiner Gewißheit? Halte ich sie fest? Brauche ich sie oder lasse ich sie ungebraucht? Allen öffnet sich die Türe der Gemeinde; allen bietet sich das Evangelium an, das eine und selbe mit dem unerschöpflichen Schatz der göttlichen Gnade. Soll ich das bloß den anderen sagen, bloß ihnen sagen, keine Schuld sei zu groß für den Herrn, keine Schwachheit für ihn unausstehlich, kein Mensch für ihn unerträglich? Soll ich das nicht auch mir sagen? Allen gilt es; da bin ich doch auch dabei, und nun laufe ich nach dem Ziel.

Wenn wir uns weigern wollten, die Regel, die sich aus dem Wettkampf für uns ergibt, gelten zu lassen, wenn wir bloß die Ruhe, bloß die Gewißheit haben wollten, dann müßten wir sagen, der Christenstand sei ein Spiel. Das Spiel gleicht ja dem Wettkampf äußerlich, und die Übergänge sind manchmal fließende. Wo im Geschäftsleben das ehrliche Geschäft aufhört und das Spiel angeht, ist nicht immer einfach zu sagen, und auch sonst können wir in das Spiel viel Tätigkeit, viel Regsamkeit hineinlegen. Man braucht ja bloß den spielenden Kindern zuzusehen; wie frisch regen sie Arme und Beine. Und wenn die Alten zum Spiel greifen, so wird es leicht leidenschaftlich. Und doch ist die Grenze zwischen dem Spiel und dem Wettkampf deutlich. Im Spiel ist kein Ernst, im Wettkampf ist Ernst. Im Spiel ist der Mensch nicht ganz dabei, nicht mit seinem ganzen Willen dabei. Deshalb ist es gleichgültig, wer beim Spiel gewinnt oder verliert. Darum hören wir auch jederzeit mit dem Spiel auf, wenn es uns nicht mehr gefällt. Soll ich nun aus meinem Christenstand ein Spiel machen? Soll ich in die Kirche gehen, wie ich ins Theater gehe oder ins Konzert, zum Zeitvertreib? Soll ich das Evangelium lesen, wie ich einen Roman lese?

Das ist nicht möglich. Warum? Bloß deßhalb, weil Gott zu fürchten ist? Auch deshalb. Gott läßt sich nicht antasten. Wenn wir Menschen gegen Gott streiten, dann zerbrechen wir. Aber es ist nicht so, daß bloß der Furchtbarkeit Gottes wegen das Spiel hier keinen Platz hat. Nein, wegen der Wahrhaftigkeit und Vollkommenheit seiner Gnade kann ich nicht mit ihm spielen, deshalb nicht, weil Gottes Liebe ernst gemeint und Treue ist. Er zieht uns ganz zu ihm; seine Gemeinschaft ergreift alles, was wir sind. Darum können wir nicht heute an ihn denken und morgen wieder nicht, wenns uns nicht mehr gefällt und verleidet. Wer an ihn denkt, der denkt sein Leben lang an ihn. Darum kann ich ihn nicht jetzt loben und morgen auch wieder nicht. Der Vers, mit dem wir unseren Gottesdienst begannen, ist zwar ein bischen grob, aber wahr: O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund. Das sagt jeder, der Gott lobt; denn das Lob Gottes füllt die Seele ganz. Ich kann mich auch nicht heute unter die Leitung des göttlichen Geistes stellen und morgen dem Fleisch nachfolgen und den fleischlichen Trieben die Herrschaft über mich einräumen. Wem Gott die Liebe ins Herz gibt, wem er den guten Willen schenkt, der hat ihn; in dem ist er vorhanden mit lebendiger Kraft. Gottes Gemeinschaft mit uns gibt uns inwendig unsere Art. Was Gott macht, das sind Menschen, die ihm gehören, Menschen, die er regiert, Menschen, die für ihn leben. Und jetzt sind wir nicht mehr beim Spiel, sondern jetzt sind wir beim Lauf, beim Gebrauch unseres ganzen Willens, beim vollen Ernst, der das, was Gottes Gnade schenkt, ergreift.

2.

Aber wir wollen auch das zweite nahverwandte Gleichnis neben den Wettkampf stellen. Auch der Krieg und der Wettkampf gleichen sich äußerlich in manchem Stück. Wenn die Ringkämpfer einander anfassen, so sieht es ja so aus, als ob

sie zanken; und ihr wißt, wie leicht aus dem Wettbewerb, aus der Konkurrenz, der Hader und böse Streit entsteht mit all den dunklen Dingen, die ihn begleiten, mit dem Neid, der dem andern keinen Vorteil gönnt, und der eigensüchtigen Schadenfreude, die den Wettbewerb so einrichtet, daß der andere zu Grunde gehen muß. Und doch besteht zwischen dem Krieg und dem Wettkampf wieder eine deutliche Grenze. Das trennt sie, daß im Wettkampf kein boshafter, feindseliger Wille ist. Wenn der Ringkämpfer dem anderen den Arm oder das Bein bricht, dann hat er nicht nach der Regel gekämpft und dann ist der Preis für ihn verloren und der Ausgang seines Kampfes ist Schande, nicht Ehre. Warum? Beim Wettkampf hat der Haß keinen Platz und die Lust am Zerstören ist hier ausgeschlossen. Es ist Ernst in ihm, aber nicht der Vernichtungstrieb, nicht der Wille, der im Krieg zum Vorschein kommt, daß man den anderen zu vernichten sucht. Wenn wir aber in die Schranken treten, in die uns der Ruf Jesu bringt, dann wird aus dem Wettkampf nie ein Krieg. Wessen ist die Kraft, die hier zum Vorschein kommt? Sie ist Gottes, und wir haben sie deshalb, weil sie Gottes Gabe ist. Ist sie Gottes, so ist sie heilsam, eine wohltätige Kraft zur Rettung für mich und für alle. Dann tut sie keinen Schaden und wird nicht zum Krieg. Gottes ist sie; damit fällt auch alle Eitelkeit weg, alles Gerühme mit meiner Leistung, alle Mißgunst, die dem andern den Kranz nicht gönnen mag. Da nähme ich ja, was Gottes ist, in meine eigenen Hände und der Kranz wäre weg.

Es ist freilich notwendig, daß wir zur Beschreibung unseres Lebens auch die Vergleichung mit dem Krieg verwenden, mit demjenigen Kampf, der einen Gegner niederzwingen will. Wir gedenken alle an jene mächtigen Worte des Paulus, mit denen er uns die Waffenrüstung zeigt, die uns zu Streitern Gottes macht. Denn es gibt Gefahren im menschlichen Leben, gegen die wir uns zu waffnen haben, und Wider-

facher treten uns entgegen, die wir niederzwingen müssen. Das hängt am großen Gegensatz, der durch unser ganzes Leben geht: hier Wahrheit, dort Lüge; hier Recht, dort Unrecht; hier Gemeinschaft Gottes, dort Gottlosigkeit. Das fordert von uns die entschlossene Entscheidung, da wir nicht gleichzeitig beides in uns tragen können. Ein solcher Kampf wird zur Schlacht, in der wir unsern Gegner überwinden müssen. Wenn uns aber im Namen Jesu nur das gesagt werden könnte: es gibt Feinde eures Heils in euch und in der Welt; wehrt euch und seid tapfer, so daß ihr ihren Angriff zu nichte macht, so wäre das Evangelium verkürzt und um seinen süßen Kern gebracht. Wenn dich die Not jagd, so laufe zu Gott; er nimmt jeden, den die Not zu ihm treibt. Wenn dich Gefahren anfechten, dann stehe fest und brauche deine Waffen. Aber das ist noch nicht der ganze Christenstand. Dieser ist nicht bloß ein Krieg, sondern ein Lauf. Was gibt es denn hier noch für einen Unterschied? In den Krieg geht man gezwungen, weil man muß. Da ist Zwang der Grund unserer Tapferkeit. In die Schranken tritt man ungezwungen; da ist Lust das, was uns treibt. Und wir sollen Gott von Herzen danken, daß seine Gabe so herrlich, seine Kraft so deutlich, sein Wille so süß und gut ist, daß wir mit Lust ihm dienen. Es gibt eine Wahrheit, die gesagt werden muß, nicht bloß deshalb, weil sie andere bestreiten, sondern weil sie wahr ist und uns ins Licht erhebt. Es gibt eine Liebe, die arbeiten muß, nicht bloß weil sie dem sündlichen Trieb widersteht, sondern weil sie Gutes schafft. Es gibt einen Dienst Gottes, in den wir unser Leben mit ganzem Willen setzen. Das ist der Lauf. Zweifellos tritt auch der inwendige Krieg in unsere Erfahrung und er hört nie auf. Wenn unser Bewußtsein von Angst und Zweifel zerrissen wird, dann denken wir an Gott, und wenn uns die böse Lust angreift, dann halten wir uns fest an Gottes Willen. Aber nicht bloß dann, Gottes Kraft, Gottes Gabe verleiht uns mehr. In ihr liegt

der Grund zum ganzen Dienst, zur frohen Arbeit, zum steten Loben. Jetzt sind wir in den Schranken und laufen in der Bahn.

An ihrem Ende winkt uns das Kleinod. Das ist natürlich das Beste am Lauf, auf das unser Blick gerichtet ist. Das Kleinod ist Gottes zukünftige Gabe, die uns unsre Vollendung bereiten wird. Darum liegt es nicht wie etwa bei einem menschlichen Kampfspiel hier auf dem Tisch, so daß ich es euch beschreiben und vorweisen könnte. Daß es nicht so ist, das ist ja gerade das Allerschönste, das Allerbeste, an unsrem Christenlauf. Wir laufen nach dem Kranz, den Gott darreicht, nach dem Kleinod, das Gott für uns bereitet hat. Mit diesem Wort ist alles gesagt, was wir zu wissen brauchen. Gott hält es in seiner Hand. Darum laufet, Brüder, und dies so, daß ihr es gewinnen mögt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Reminiscere.

(20. Febr. 1910.)

Matth. 26, 1—16.

Wir lesen an den nächsten Sonntagen die Passionsgeschichte miteinander. Das ist die schönste Geschichte, die die Menschheit besitzt. Auch wenn wir alles mit dazunehmen, was unsere Dichter erfunden haben: eine so schöne Geschichte wie die Passionsgeschichte Jesu gibt es nicht mehr in der Welt. Es sieht freilich zunächst seltsam aus, daß daraus, daß ein Mann ans Kreuz gegangen und in Schmerz und Schmach gestorben ist, die schönste Geschichte geworden ist. Wie kam das so? Jesus ist durch das Leiden vollendet worden und das Vollendete ist schön. Ein Zwerg, ein Krüppel, ein unfertiges Bruchstück ist nicht schön. Dann nennen wir den Menschenleib schön, wenn er alle seine Glieder hat, jedes an seinem Ort, jedes in seinem Maß, jedes in sich selbst vollendet und vereint zum Ganzen. So ist auch eine Geschichte dann schön, wenn alles in ihr vollendet ist. Es gibt manche Geschichte, die uns von tiefem Leid erzählt, aber es ist bloß Leid, keine Seligkeit darin, und es gibt andere Geschichten, die uns von Freude und Jubel und Festen erzählen, aber es ist bloß Lustigkeit darin und das ist nicht schön. Es gibt Geschichten, die uns den sieghaften Helden beschreiben, aber der Stolz ist dabei, der Mut ohne die Demut, und es gibt Geschichten, die uns zeigen, wie ein Mensch unter einer schweren Last zusammenbricht und sich still und gelassen beugt, aber es ist bloß die Schwachheit dabei, die Beugung ohne den Überwindermut. Es gibt Geschichten, die uns die Ge-

rechtigkeit beschreiben, die sich der Sünde unbeugsam widersetzt und die Bosheit richtet, aber es ist keine Gnade dabei, und es gibt Geschichten, die uns die Liebe in ihrer Süßigkeit und ihrer Aufopferung darstellen, aber es ist keine Gerechtigkeit dabei. Im Leiden Jesu ist alles drin und alles vollendet, das tiefe Weh und die höchste Seligkeit, der Heldenmut des Überwinders und die schweigende Entsagung dessen, der sich töten läßt, die Gerechtigkeit, die mit Gottes Gericht ganz eins ist, und die Gnade, die sich ganz eins mit dem Schuldigen macht. Eben deshalb ist die Passionsgeschichte wahr, ganz wahr; sonst wäre sie auch nicht schön. Zur Schönheit braucht es die Wahrheit und das Vollendete ist wahr.

Was sollen nun wir zur Passionsgeschichte noch hinzutun? Wollen wir über sie eine Betrachtung anstellen? Unsere Betrachtungen sind blöde neben dem, was durch Jesus vollbracht worden ist. Heute heißt es für uns alle: Macht die Ohren auf, daß ihr hört, die Augen auf, damit ihr seht, was hier geschehen ist. Heute predigt die Geschichte und das ist eine andere Art von Predigt, als wenn wir Betrachtungen anstellen. Durch die Geschichte predigt Gott.

Maria kommt zu Jesus und salbt ihn. Seht, das ist die vollendete, die ganze Liebe. Sie hat nicht gerechnet, hat keinen Vorteil dabei für sich gesucht. Sie will nur eins: Jesus ehren, ihn mit dem ehren, was sie hat. Maria ist ganz für Jesus gewonnen. Da bleibt kein Grund zum Zweifel und zur Sorge mehr zurück. Wenn er winkt, dann gehorcht sie; wenn er redet, dann hört sie; wenn er ihr seine Verheißung gibt, dann glaubt sie. Sie ist Jesu Eigentum. Darum konnte er mit ihr von seinem Leiden sprechen und ihr sagen: Was du gemacht hast, das gleicht dem, was man dem Leichnam tut, wenn man ihn zur letzten Ruhestatt rüstet. Sie geht deshalb nicht weg und sagt nicht: Ich habe es anders gemeint und es mir nicht so gedacht; ich will dich behalten. Das wäre die unreine Liebe. Maria aber bleibt

beim Herrn, auch wenn er das Kreuz anfaßt. Darum konnte er ihr sagen: Deine Tat wird in der ganzen Welt verkündigt werden, und sie wird nicht eitel. Mit diesem Wort hat ihr der Herr Großes zugetraut. Aber wie sollte sie auch eitel werden? Sie hat ihm ja bloß gedankt, gedankt für die unermeßliche Gabe, die er ihr gab. Sie denkt so, wie die Liebe immer denkt, wie jener Knecht, der alles getan hatte, was er schuldig war, und nun sagte: Ich bin ein unnützer Knecht; nicht einmal die Riemen seines Schuhs kann ich ihm aufbinden.

Wir sind halbe Leute und stecken im Stückwerk drin. Wir sind ein wenig von der Liebe Gottes bewegt und auch noch recht brav mit unserer Eigensucht beschäftigt. Es tut uns gut, zu sehen, wie Jesus die ganze Liebe schafft und Maria ganz für sich gewonnen hat. Wie hat er das gemacht? wie das zustande gebracht, daß das Vollendete durch sein Leiden entstand? Maria besitzt es ja nicht schon von Natur, sondern sie hat in der Küche hantiert und gewaschen und ihre Kindlein gepflegt wie jede andere Frau. Wie lernt sie die vollkommene Liebe? Gottes Wort hat sie von Jesus empfangen; Gottes Gnade hat er ihr gebracht. Jetzt entsteht das Vollendete, das Fertige, das Unzerstörbare und Ewige. Über dem Menschen erscheint Gott in seiner Herrlichkeit. Jetzt wird die Geschichte schön. Auch uns sagt Jesus dasselbe göttliche Wort und bringt auch uns dieselbe göttliche Gnade. Er kann deshalb auch uns die ganze Liebe geben, die ihn wirklich ehrt und ihm von Herzen dankt.

Gegen Maria erhebt Judas die Einrede. Jesus hat Maria ganz gewonnen und Judas ganz verloren. Auch hier kommt etwas Vollendetes ans Licht, etwas Fertiges, was reif geworden ist, die fertige, vollendete Sünde. Maria hat die ganze Liebe, Judas den ganzen Grimm und Groll. Jesus hat ihm nicht getan, was er wollte; denn er wollte Glück und Geld und Größe. Und wie leicht konnte Jesus es ihm nach der Meinung des Judas geben! Wenn Maria ihm ihre

Salbe schenkt, sie brächte ihm ihre ganze Kasse, wenn ers nur wünschte. Aber Jesus bleibt von jedem selbstsüchtigen Begehren frei und führt auch seine Jünger in den reinen Sinn hinein. Da wird Judas zornig und die Wolluft der Rache erscheint ihm als süß. Jesus hat ihm nicht seinen Willen getan; nun soll er sehen, daß Judas an ihm seinen Willen tut, und der Verräter ist da. Wie kommt es zur ganzen Sünde? Wieder dadurch, daß Jesus uns den Blick auf Gott gibt. Der Apostel wird zum Verräter. Von Gott hat Judas Glück und Größe begehrt; um des Himmelreichs willen stand er bei Jesus. Deshalb zog er am nächsten Morgen mit ihm nach Jerusalem; deshalb rief auch er: Gelobt sei, der da kommt. Sicher hat er lauter geschrieen als alle anderen. Jetzt ging nach seiner Meinung Jesus den rechten Weg; wenn er es nur von Anfang an so gemacht hätte! Judas wollte ja durch Gott den Willen seines Fleisches erfüllen und mit Gottes Gaben sich beglücken. Er hat dann bald gesehen, daß Jesus sich nicht änderte, sondern auf dem Kreuzesweg geblieben ist. Nun geht er zum Hohenpriester; denn diesen Gott und diesen Christus will er nicht. Gottes Wort wurde ihm gesagt, er stieß es weg; Gottes Gnade war ihm gegeben, er fand sie nicht begehrenswert. Nun ist die Sünde reif und der vollendete Haß entsteht. Wollen wir die Augen wegwenden? Wir stehen in den Anfängen der Sünde, kennen alle auch das Sträuben gegen Gottes Wort und die Auflehnung gegen seinen heiligen Willen. Wir wissen auch, was heiße Triebe sind, wie begehrlich wir nach dem verlangen, was Gottes guter Wille uns versagt. Wir wollen vor Jesu Kreuz uns deutlich machen: Aller Bosheit gehört ein ganzes Nein. Auch die Sünde kann zur Reife kommen. Darum wenden wir uns von ihren Anfängen weg und wollen sie nicht behalten, sondern lassen uns vom Herrn die Freiheit schenken, durch die wir unsrem sündlichen Begehren widerstehen.

Maria kam und salbte Jesus; das hat ihn erquickt und

erfreut. Wir haben die Seligkeit vor Augen, die Jesus auf dem Kreuzesweg besaß. Judas geht zum Priester und verkauft ihn; das ist das Weh, das stechende, brennende Weh im Ausgang Jesu. Er hat sich für beides offen gemacht, beides in sich getragen mit wachem Herzen, den Dank für die, die ihm der Vater gab, für die er seine Seele als das Lösegeld dargeben kann, wodurch sie für ihn gewonnen sind, und das schmerzende, brennende Leid um die, die er nicht retten kann. Das ist schön; denn es ist wahr. Seht, welch ein Mensch!

Wie kann Jesus auf dem Kreuzesweg die Seligkeit und das Leiden miteinander haben? Es ist immer derselbe klare Tatbestand, vor den uns Jesu Werk stellt. Er hat seinen Ort bei Gott; die Wurzeln seines Lebens gehen hinein in Gottes Liebe. Darum trägt er sein Kreuz getrost. Der Vater gibt es ihm, und was der Vater ihm gibt, das ist eine gute Gabe. Er darf den Vater ehren, ihm gehorchen, ihn preisen, indem er das Kreuz trägt. Gott dient man mit frohem Herzen. Er bekommt auch gute Gaben Gottes, die ihn in den dunklen Tagen stärken. Maria kommt und zeigt ihm ihr Liebe und die, die seinen Namen laut preisen, so daß Israel es hört, daß sein König kommt, fehlen ihm nicht. Aber eben deshalb, weil er in Gott die Wurzeln seines Lebens hat, ist er auch offen für das Weh und geht dem Schmerz nicht aus dem Weg. Wenn Judas sich gegen Gott empört und mit ihm hadert, wenn der Apostel zum Verräter wird, das ist Leid und Jesus hat es als Schmerz getragen und nicht gesagt: Es ist nun einmal so; laßt ihn fahren. Er würde nicht in Gott sein Leben führen, könnte er nicht leiden mit wacher, nüchterner Aufrichtigkeit. Wie gut tut uns die Passionsgeschichte! Wir schwanken hin und her, sind bald in der Lustigkeit wie in einem Rausch und bald im Leiden, ganz versunken, ganz umnachtet ohne ein Tröpfchen Seligkeit. Jesus kann uns zeigen, wo die Freude ist, die der Schmerz nicht tötet, und er macht uns auch tüchtig, das Leiden so in

uns zu tragen, daß es unsere Seligkeit nicht verwüstet und zerstört. Denn er senkt auch die Wurzel unseres Lebens hinein in Gott.

Ganz still bleibt Jesus bei dem schweren Schmerz, den ihm der Verräter bringt. Er tat seinen Mund nicht auf; kein Wort der Klage, keine Scheltrede kommt über seine Lippen, auch nicht gegen Gott, so daß er fragte: Warum werde ich verkauft für dreißig Silberlinge? Warum muß es mein Jünger sein? Er kann stille sein, eins mit Gottes Recht, eins mit Gottes Weg, ganz stille. Wenn wir doch auch still würden, ganz stille vor Gott, und alles Geplauder unserer Seele, alle Entschuldigungen: „Ich habe es doch nicht so schlimm gemeint; der und der hat mehr Schuld; so und so ist es gegangen", all das würde stumm! Wir müssen vor Gott stille werden, je rascher, desto besser; je vollständiger es geschieht, desto heilsamer ist es. Damit wir Gott recht geben, und Gottes Gerechtigkeit gelten lassen, dann, wenn sie uns das zeigt, was an uns verwerflich ist, und uns enthüllt, was unsere Schuld ausmacht, laßt uns an den stillen Jesus denken; dann werden auch wir still vor Gott.

Am nächsten Tage zog Jesus nach Jerusalem und die Jünger begannen das Loblied, das seinen Königsnamen verkündet hat. Jetzt redet er. Wie er schweigen kann, so kann er auch sprechen, so deutlich, so laut, daß ganz Jerusalem es hört und daß sein Zeugnis durch die Erde schallt: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Nun ist es gesagt, wozu der Vater ihn sendete, laut, kräftig, gültig für immer. Wir haben scheinbar wieder einen Gegensatz vor uns: dort ist Jesus still und schweigt; hier dagegen öffnet er seinen Mund und wird zum Zeugen, der sein Recht verkündet, seine Sendung preist und seinen Namen offenbart. Aber eben dadurch kommt das Vollendete zustande, nicht ein Stückwerk, sondern das Ganze, nicht nur der Anfang, sondern der Schluß. Jesus schweigt und macht sich ganz eins mit Gottes Recht;

Jesus redet und macht sich ganz eins mit Gottes Gnade und verkündet sie auch auf dem Weg zum Kreuz, predigt Gottes Herrschaft und preist Gottes Herrlichkeit, die er durch ihn offenbart. Die alte Gemeinde geht dahin. Die Priester, die die dreißig Silberlinge zahlten, sind keine Priester mehr. Ihr Amt ist aus, ihr Tempel leer. Aber er bricht die alte Gemeinde nicht ab, ohne daß er die neue baut. Der alte Priester geht, der neue Priester ist da. Das alte Opfer endet, das neue wird vollbracht. Die Zeit der alten Gemeinde ist vorbei, nun entsteht die neue Gemeinde, die er mit seinem Blut heiligt und zu seinem Eigentum erkauft, die Gemeinde, die nun in sein Hosianna einstimmt, sich zu seinem königlichen Namen bekennt und in ihm die göttliche Gnade sieht. Jesus schweigt; denn der Sünde gehört kein Lob, keine Entschuldigung, sondern die ganze Verurteilung. Jesus redet; denn uns Menschen bringt er die ganze Gnade. Wenn wir das nicht wahrnähmen, so bliebe uns das Beste und Größte in der Passionsgeschichte verhüllt. Und wie heilsam ist sie gerade deshalb für uns, weil sie beides in sich schließt, die uns richtende Wahrheit und die uns versöhnende Gnade. Wir sind im Stückwerk befangen, auch wenn wir glauben und unsre Bitte und Zuversicht zu Gott hinwenden. Wir stellen ein bischen Glauben und ein bischen Selbstvertrauen nebeneinander, ein bischen Dank für Gottes Vergebung und ein reichliches Stück Wohlgefallen an unsrer sündlichen Art, ein bischen Zuversicht zum Reichtum der göttlichen Gabe und recht viel Unzufriedenheit mit Gott. Wir lernen am Kreuz Jesu, daß unsre Sünde ganz gerichtet ist; wir lernen aber weiter, daß wir ganz begnadigt sind, ganz erkauft. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Judica.

(13. März 1910.)

Matth. 26, 69—75.

Sonntag Judica.

(13. März 1910.)

Matth. 26, 69—75.

Im Verkehr mit Jesus wurden die Jünger aufrichtig und völlig der Wahrheit untertan. An der Verleugnung des Petrus sieht man dies besonders deutlich. Daß Petrus seine Gemeinschaft mit Jesus in jener Nacht verbergen wollte und, als ihm dies nicht gelang, sie bestritt und ableugnete, das machte ihm Jesus zur Schuld und Petrus stimmt ihm inwendig in seinem Gewissen zu und heißt seine Verleugnung eine Sünde, über die er bitterlich weint. War denn Petrus jener Magd und jenen Knechten Auskunft schuldig? Vorwitzig und zudringlich stürmen ihre Fragen auf ihn ein, um ihn zu verhöhnen. Braucht sich Petrus höhnen zu lassen? In jener Nacht litt Petrus und, wenn Schmerzen in der Seele nagen und bohren, sind uns rohe, unbarmherzige Zuschauer unerwünscht. Braucht denn Petrus seinen Schmerz ihnen sichtbar zu machen, damit sie über ihn lachen? In jener Nacht war Petrus erschüttert und ratlos, weil das Kreuz Jesu noch als ein schweres Geheimnis vor ihm stand. Muß er auch jetzt bekennen, wo er selbst noch nicht weiß, was er sagen soll, wie Jesus seine Verheißung erfüllen und seine Herrschaft aufrichten wird? Er hat die Waffen noch nicht, mit denen er die Einreden der andern überwinden könnte. Wer geht in den Kampf, wenn er keine Waffen hat? Dennoch auch für Petrus in der Leidensnacht gilt die Wahrheitsregel unbedingt, und weil er verleugnet hat, hat er Grund zu bitteren Tränen. In der Kirche stimmen wir diesem Urteil bei,

dann, wenn wir unter dem Einfluß Jesu stehen und sein Wort unsre Gedanken regiert. Aber wie steht es, wenn wir außerhalb der Kirche sind? Es ist ein Merkmal der Gemeinde Jesu, daß sie nicht lügen kann, sondern völlig an die Wahrheitsregel gebunden ist. Wer aus Gott geboren ist, der kann nicht sündigen; das bedeutet an erster Stelle: er kann nicht lügen und nicht verleugnen; dazu ist er nicht imstand. Aber das ist ein Merkmal der Gemeinde Jesu, seine Gabe und sein Werk in uns, und da sich heute Christ und Nichtchrist, die Gemeinde Jesu und die, die andere Wege gehen, klar und scharf sondern, so besteht auch an dieser Stelle ein tiefer Gegensatz zwischen uns. Auch der entgegengesetzte Standpunkt wird laut und zuversichtlich unter uns vertreten, wobei man sagt: Was macht ihr doch aus der Verleugnung des Petrus für eine Geschichte! das ist das gute Recht eines jeden, daß er sagen kann, was ihm gefällt; man kommt mit der Wahrhaftigkeit, die nicht lügen kann, im Leben nicht durch; das gibt nur Nachteile, Schwierigkeiten und Verluste; freilich hat es Petrus ungeschickt gemacht; ungeschickt war aber nur das, daß er hinauslief und bitterlich weinte; so soll man freilich nicht lügen, daß man dabei stecken bleibt und sich dann reuige Vorwürfe macht; wer noch rot wird beim Lügen, der kann es noch nicht; wer es aber geschickt anfängt, der kann sich daran freuen, weil er der Stärkere ist, der die überwand, die er täuscht. Das ist der andere Weg, nicht der Weg Jesu. Jesus macht uns der Wahrheit untertan und daraus entsteht die Pflicht zum Bekenntnis in der doppelten Richtung, Bekenntnis des Glaubens, Bekenntnis der Schuld, beides ohne Beschränkungen. Was ist damit von uns verlangt?

1.

Geht die Wahrheit weg, dann geht die Gemeinschaft zwischen uns weg. Wenn wir uns verstellen und einen falschen Schein um uns legen, so heben wir die Gemeinschaft

zwischen uns auf. Wir sind nur so weit miteinander verbunden, als zwischen uns Wahrheit besteht. Sogar in der engsten Gemeinschaft, in der Ehe, leben die Beiden getrennt von einander, wenn sie unaufrichtig sind und sich gegeneinander verstellen. Wahrheit und Liebe sind beisammen. Weil Jesus die Liebe wollte, darum hat er die Wahrheit gewollt, und weil er uns die Liebe gegeben hat, darum hat er uns die Wahrheit gegeben. Weil er uns mit ihm und mit einander vereint, deshalb ist das Bekenntnis das Merkmal der Christenheit. Eben deshalb stehen wir in der Wahrheitsfrage fest und wissen wir, was wir wollen. Wir wollen die Gemeinschaft, nicht den Streit, die Liebe, nicht den Haß. Wer das will, der will auch die Wahrhaftigkeit.

Hier setzen nun freilich die Einreden ein, die uns davon abraten, bei der Regel Jesu zu bleiben und in allem der Wahrheit untertan zu sein. Gibt es denn, sagen sie, Gemeinschaft zwischen den Menschen? Ist nicht Krieg und Kampf zwischen uns? Deshalb, weil wir alle miteinander verfeindet sind und in einem beständigen Gegensatz gegeneinander arbeiten, ist uns die Lüge unentbehrlich, so unentbehrlich wie der Katze die Krallen oder der Schlange das Gift. Für den Krieg brauchen wir Waffen und zu den Waffen, durch die wir uns selber beschirmen und die andern besiegen, gehören auch die List, die Verstellung, die Täuschungen. In der Tat entstehen durch alle Störungen der Gemeinschaft sofort auch Schwierigkeiten in der Ausübung der Bekenntnispflicht. Manchen von uns wird die Frage schon hart bedrängt haben: wie weit erstreckt sich jetzt in deiner Lage die Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit? wie weit darfst du einen Tatbestand verhüllen, ohne daß du unaufrichtig wirst? Solche Nöte entstehen immer dann, wenn die Gemeinschaft zerstört ist und irgendwie Zwietracht und Hader entzündet sind. Das bringt uns immer die Not ins Leben; denn dadurch endet der Glaube, endet das Vertrauen, endet auch die Bekenntnispflicht. Wo

die Gemeinschaft aufhört, hört auch das Recht des anderen auf, daß ich ihm die Wahrheit sage, und hört mein eigenes Recht auf, ihm die Wahrheit zu geben. Denn ich soll nicht meinerseits seine Bosheit stärken und ihn dadurch in seinem sündlichen Willen unterstützen, daß ich ihm die Wahrheit zeige, die er doch nur seiner Bosheit dienstbar machen wird. Spione führen wir nicht in unsrer Festung herum. Diese Regel gilt für alle unsre Beziehungen, seien sie wichtig oder klein.

Damit kommen wir aber nicht zum Lügen, nicht zum Verleugnen. Was hat denn Jesus in jener Nacht getan, bei der sich Petrus durch sein Verleugnen half? Seine Lage war noch unvergleichlich schwerer und peinlicher als die seines Jüngers. Er hilft sich aber nicht durch Verleugnen; er hat freilich damals ebensowenig gepredigt, gelehrt und seine Richter zu überzeugen versucht; denn die Gemeinschaft zwischen ihnen war zerstört und es gab für ihn keinen Weg zu ihrem Ohr und Herzen mehr. Was tat er nun? Er schwieg. Ist die Gemeinschaft weg, so verstummt das Wort und das Schweigen wird nun unser Beruf. Unsre Bekenntnispflicht bedeutet nicht, daß wir immer und überall reden müssen, immer und überall reden dürfen, weder von unsren eigenen Erlebnissen und Anliegen noch auch von der großen Wahrheit, die über allem steht, was wir sind, von Gottes Namen und Werk, von Jesu Gnade und Herrlichkeit. Ist es das Merkmal der Christenheit, daß sie nicht lügen kann, so ist es ebensowohl ihr Merkmal, daß sie schweigen kann, und wer nicht still sein kann, ist der Wahrheit nicht untertan. Nicht deshalb schweigen wir, weil wir die Bekenntnispflicht durchbrechen und uns von der Gebundenheit an die Wahrheit befreien wollten, sondern deshalb, weil wir an sie gebunden sind. Sonst stellten wir uns ja, als bestehe Gemeinschaft zwischen uns, während uns in Wahrheit Feindschaft entzweit, als seien wir im Frieden mit einander verbunden, während jeder dem andern zu schaden sucht, als sei ein hörendes Ohr für unser Wort vorhanden,

während das Ohr der andern für uns verschlossen ist. Wer immer und überall redet, umgibt sich mit Selbsttäuschungen und baut sein Verhalten auf Fiktionen auf, auf einen falschen Schein. Das ist aber nicht mehr der Wandel im Licht, der in allem der Wahrheit gehorsam ist.

Allein niemals ist einzig das Schweigen unser Beruf. Ist denn nur Krieg, nur Hader, nur Feindschaft in unsrem Leben? Sind wir denn auch mit Gott im Streit? Kämpfen wir auch gegen ihn? Sind wir auch von Jesus getrennt und mit ihm entzweit? Die Gemeinde Jesu hat Gemeinschaft; denn sie hat sie mit Gott, hat sie mit ihrem Herrn, der sie zu ihm berufen und ganz zu ihm gezogen hat, und darum haben wir sie auch miteinander. Deshalb ist die Wahrheit unsre Regel und das Bekenntnis unsre Pflicht. Inwendig hat uns Jesus an sich gebunden, nicht nur durch eine äußerliche Untertänigkeit, sondern dadurch, daß er uns durch Glauben mit sich vereint, und er tut dies vollständig, so daß seine Gemeinschaft mit uns unser ganzes Leben umfaßt. Deshalb läßt auch unsre Bekenntnispflicht keine Ausnahmen zu und gilt für Petrus auch dann, wenn er bei den Knechten der Priester im Hof des Kajaphas steht. Hat er es denn hier nur mit den Mägden und Knechten zu tun? Sie sind freilich bereit, Petrus zu verhöhnen. Aber deshalb darf Petrus nicht vergessen, wem er gehört. Daß ihn Jesus in seine Gemeinschaft aufgenommen und ihm seine Berufung gegeben hat, das kann er nicht verbergen, nicht ableugnen, ohne daß er gegen Jesus untreu wird. Den Mägden und Knechten war er freilich in jener Stunde nichts schuldig, aber Jesus war er auch damals die Treue schuldig, die keine Verleugnung zuläßt. Das ist deshalb so, weil Petrus im Verkehr mit Jesus den Glauben empfangen hat und der Glaube uns inwendig und darum ganz mit ihm vereint. Es kommt durch unsre Geschichte nochmals zur kräftigen Bezeugung, was uns Jesu ganze Arbeit zeigt, daß er die Menschen nicht durch

äußerliche Mittel an sich zog, sondern alles darauf stellte, daß sie ihm ihren Glauben geben und dadurch ihm gehören. Deshalb ist es ein Hauptstück in Jesu Leiden, daß sein Jünger ihn verleugnet hat. Dadurch warf er in jener Stunde den Glauben weg und dadurch schien Jesu Werk ganz zerstört zu sein. Nun stand er völlig einsam da und war, soweit die Menschen über ihn zu verfügen vermochten, um jeden Erfolg seiner Arbeit gebracht. Er hatte niemand mehr für sich als Gott allein. Er hat aber für Petrus gebetet, daß sein Glaube nicht aufhöre, und darum blieb er trotz der Verleugnung sein Eigentum. Wo aber der Glaube ist, da ist auch das Bekenntnis und der Spruch tritt in Kraft: Ich glaube, darum rede ich. Denn der Glaube läßt unsre Gedanken und Worte nicht von Jesus wegschweifen, sondern wendet uns inwendig zu ihm hin und macht uns seiner Gnade und Herrlichkeit gewiß und das wird sichtbar auch in unsrem Wort.

Wie unsre Gemeinschaft mit Jesus sich inwendig herstellt und deshalb vollständig ist und sich nicht verstecken und zeitweilig verbergen läßt, so ist sie auch deshalb etwas Vollkommenes, weil sie alles umfaßt, was zu unsrem Leben gehört. Es führt uns nicht ein einzelner, besonderer Wunsch zu ihm, nicht dieses oder jenes Anliegen oder Interesse, sei es groß oder klein. An seiner Gemeinschaft liegt für uns alles; denn er beruft uns zu Gott, stellt uns in seine Gnade und gibt uns den Anteil an seinem ewigen Reich. Darum entsteht unsere Bekenntnispflicht auch nicht nur durch besondere Veranlassungen, etwa nur im Gottesdienst; sie begleitet uns durch unser ganzes Leben, in der Kirche wie in der Schule, im staatlichen Leben wie in der Kaserne, ebenso im stillen Kämmerlein. Immer sind wir die Seinen, immer von seiner Gnade getragen, immer durch sein Wort geleitet, darum auch immer berufen, uns zu ihm zu bekennen; denn wir verdanken ihm alles, was wir sind. Er führt uns aber zu

einander und macht eine Gemeinde aus uns. Indem er uns Gottes Frieden bringt, verscheucht er zwischen uns den Hader und Krieg und zeigt uns den Weg des Friedens. Deshalb bekommt nun auch in unsrem Verkehr miteinander die Wahrhaftigkeit ihren sicheren Platz. Wir brauchen uns nicht mehr vor einander zu fürchten, vor einander zu verbergen und zu hüten, wenn Jesu Wort bei uns ist. Nun können wir vielmehr mit einander aufrichtig umgehen, müssen nicht nur schweigen, haben noch weniger Anlaß zu lügen oder mit leeren Worten einen falschen Schein der Gemeinschaft herzustellen, sondern sind in treuem Wohlwollen mit einander verbunden und darum gegen einander wahr. Wir wandeln an Jesu Hand im Licht.

2.

Dazu gehört aber auch das Bekenntnis unsrer Schuld, wie unsre Geschichte uns dies zeigt. Sie enthält die mächtigste Beichte, die je im Verlauf der menschlichen Geschichte abgelegt worden ist. Petrus hat seine Verleugnung nicht verschwiegen, nicht bedeckt und in die Vergessenheit gebracht, sondern bekannt. Er war der erste der Apostel und die ganze Christenheit sah mit Verehrung auf ihn, da sie ja von ihm das Evangelium erhalten hatte. Dennoch ist in der Christenheit der Ausgang Jesu nie erzählt worden, ohne daß zugleich berichtet wurde: Petrus verleugnete ihn, und so halten wir es in der Kirche für und für und versammeln uns nicht zum Gedächtnis des Todes Jesu, ohne daß wir zugleich daran denken, daß in seiner letzten Nacht sein Jünger nicht gewagt hat, zu sagen, er gehöre ihm. Warum hat Petrus bitterlich geweint, warum seine Sünde durch ein bleibendes Bekenntnis für immer offenbar gemacht? Etwa deshalb, weil sie ihm nicht vergeben wäre? Jesus hat sie ihm vergeben, schon ehe er fiel, schon dadurch, daß er mit ihm über seine Verleugnung sprach. Er enthüllte ihm seinen Fall, ehe er geschah, nicht weil er ihn von sich trennen wollte, nicht um ihn von seiner

Gemeinschaft auszuschließen, sondern um ihn bei sich zu erhalten. So war ihm seine Sünde vergeben, schon ehe sie geschehen war, und Petrus wußte das, auch als er bitterlich weinte, und sah es neu am Blick Jesu, mit dem er nach ihm sah, und erlebte es vollends, als der Herr in der Herrlichkeit seiner Auferstehung vor ihn trat. Eben deshalb, weil ihm Jesus die Vergebung gewährt hat, bekannte er seine Schuld.

So verhält es sich auch mit unsrer Pflicht zum Geständnis unsrer Sünden. Sie liegt nicht deshalb auf uns, weil uns Gott nicht verzeiht, sondern deshalb, weil wir für alle unsre Sünden seine Verzeihung haben, da er Christus für uns zum Versöhner macht. Nicht die Angst tut uns den Mund auf, als ob wir durch unser Bekenntnis die Schuld büßen könnten oder wollten. Die Angst macht nie wahrhaftig, sondern sucht immer Ausflüchte und Entschuldigungen; deshalb sind die aus der Angst entsprungenen Bekenntnisse immer nur halb wahr. Ganz aufrichtig im Blick auf unsre Sünde macht uns Jesus dadurch, daß er sie uns vergibt. Es wäre freilich eine schwere Sache, wenn wir uns vor Gott als schuldig bekennen müßten ohne den Anblick seiner Gnade. Nun aber, da wir sie schauen und empfangen, ist sie unsre Kraft, die uns wahrhaftig macht, so daß wir mit vollem Recht das Bekenntnis unsrer Sünde auch mit unsren Festen verbinden und es als Einleitung vor das Mahl Jesu stellen, bei dem wir seinen Tod preisen und uns an ihm als an unsrem Heiland freuen. Denn wir sehen nicht allein auf unsre Schuld, sondern zugleich auf Gottes Vergebung, die sie von uns nimmt.

Das schützt uns auch beim Bekenntnis der Sünde vor aller Künstelei, vor jeder gewaltsamen Enthüllung unsres inneren Lebens, bei der die Scham in Gefahr gerät, vor jeder Ausstellung unsrer Sünden in Selbstquälerei und unfruchtbarem Schmerz. Es ist leicht zu begreifen, daß der Drang zu gestehen oft mit Leidenschaft zum Durchbruch kommt. Als eine Wohltat erscheint es dem von seinem Gewissen Geplagten,

wenn er endlich der Verstellung und Heuchelei entgeht, hinter der er sich bisher verbarg, und das ans Licht hervortreten darf, was er bisher mit Sorgfalt als Geheimnis dem Auge aller entzog Aber einem solchen Bekenntnis fehlt noch die Wahrheit, weil es nur auf unsre Sünde achtet, nicht auf Gottes Gnade, und nur unser eigenes Werk ansieht, nicht Gottes Werk. Es gehört beides in unser Bekenntnis hinein, das Bekenntnis der göttlichen Gnade, die uns verzeiht, und das Geständnis der menschlichen Sünde, die Gottes Vergebung braucht. Denn unsere Reue soll gläubig sein; dann ist sie wahr. Darum nehmen wir auch den Gang unsres Lebens so an, wie Gott ihn für uns ordnet. Vielleicht deckt er unsre Verfehlungen mit seiner freundlichen Hand, so daß sie unsichtbar bleiben und es ist, als seien sie nicht geschehen. Dann danken wir dem, der uns unsre Sünde vergibt. Vielleicht kommen ihre Folgen in unsrem ganzen Lebensgang schwer und deutlich ans Licht und wir können uns und andern nicht verbergen, wie wir von Gottes gutem Wege abgewichen sind. Dann beugen wir uns unter sein heiliges Recht und sagen ihm Dank, daß uns dennoch unsre Sünde von ihm nicht scheiden kann, weil er sie uns vergeben hat.

Warum bleibt aber, obwohl wir unsren Versöhner kennen, das aufrichtige und entschlossene Bekenntnis der Sünde die uns allen aufgetragene Christenpflicht? Deshalb, weil die Vergebung auf der Anerkennung der Schuld beruht. Wir erlangen und besitzen sie also dadurch, daß wir unsre Schuld gestehen. Die Vergebung stellt nicht eine Gemeinschaft Gottes mit der Sünde her, sondern nimmt uns, die Sünder, in seine Liebe dazu auf, damit wir uns von unsrer Bosheit scheiden und uns ihm unterwerfen. Das geschieht zuerst dadurch, daß wir sie gestehen. So lösen wir uns von unsrer eignen kranken Begierde und unsrem eignen verwerflichen Werk und machen uns mit Gottes gutem Willen eins.

Wir haben auch heute wieder die Größe der Gabe Jesu

vor Augen. Was ist es doch für ein herrliches Geschenk, daß er uns aufrichtig macht, so daß wir unsre Sünde gestehen können, sie nicht ableugnen, nicht entschuldigen, nicht verstecken, sondern der Wahrheit die Ehre geben, auch wenn sie gegen uns ist! Und nicht weniger groß und herrlich ist seine Gabe dadurch, daß er uns so mit ihm und mit einander vereint, daß sein Name uns deutlich und für uns fest wird und wir ihn nicht preisgeben, sondern ehren. Es ist eine kostbare, große Sache, eine Wahrheit zu kennen, der unser Wort immer dienen darf. Er hat sie uns dadurch verschafft, daß er seine Gemeinschaft mit uns vollendet hat bis in den Tod. Nun darf er uns fragen: Das tat ich für dich; was tust du für mich? Weniges verlangt er von uns, daß wir ihn nicht verleugnen, uns zu ihm bekennen, unsre Sünde nicht ableugnen und uns nicht selber rechtfertigen, sondern wahr werden und seine Gnade preisen. Das ist der Dank, den wir ihm zu bringen haben; er hat ihn wohl um uns verdient. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Quasimodogeniti.

(3. April 1910.)

1. Joh. 5, 4—13.

Sonntag Quasimodogeniti.

(3. April 1910.)

1. Joh. 5, 4—13.

Die Christenheit war immer von allerlei Notständen bedrängt und hat deshalb mancherlei Siege zu erringen, den Sieg über das Heidentum, über das Papsttum, über die Sozialdemokratie, über den Materialismus, über die Unkeuschheit, über den Alkohol und noch vieles andere. Johannes redet aber heute zu uns noch von einem herrlicheren Sieg. Er meint, wenn wir bloß hier und dort die bessernde Hand anlegen, hier einen Schaden beseitigen, dort einen Widersacher zurückdrängen, so bringe uns das nicht zum Ziel. Das ist noch nicht der Sieg, mit dem alles gewonnen ist. Wir sind vielleicht bereit fortzufahren: es gibt freilich noch einen größeren Sieg, nämlich den, den wir über uns selbst erringen; uns müssen wir überwinden, unsere Natur, unser Fleisch, unseren eigenen verkehrten Willen. So ist es in der Tat; und doch führt uns unser Text auch über diesen Sieg noch empor. Denn wir würden uns täuschen, wenn wir das, was uns bedroht und von uns überwunden werden muß, bloß bei uns selbst suchten. Auch bei uns selber ist unser Feind daheim, aber nicht bloß bei uns. Der große, herrliche Sieg, der uns gegeben ist, ist der Sieg über die Welt, und damit sind alle jene Nöte überwunden, die uns angreifen, und uns auch der Sieg über uns selbst gegeben. Denn jene Nöte kommen alle aus der Art der Welt und auch das, was in uns selber

gefährlich ist und überwunden werden muß, ist nicht bloß unsere eigene Schwäche, unser besonderes Temperament, unser eigenes Werk, sondern unser Anteil an der Art der Welt, das mächtige Erbe, das wir aus der Welt empfingen. Darum ruft uns Johannes als ein großes Evangelium das Wort zu: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Ist das aber nicht eine unverständige Rede, wenn wir uns rühmen, wir hätten die Welt überwunden? Sollen wirklich wir das zustande bringen, sogar unsere Frauen, unsere Kinder, was doch nie ein Held vermochte, auch nicht ein Napoleon oder ein Cäsar? Ist das nicht ein gefährlicher Unverstand? Wenn wir die Welt angreifen, wird sie uns nicht erdrücken? Unsere Gegner sagen: Ihr wachset aus der Welt hervor und schöpfet aus ihr alle eure Kraft; das ist der Boden, auf dem ihr steht; wie könnt ihr versuchen, sie zu überwinden? wollt ihr in der Luft leben? Auch Johannes fragt: Wer ist der, der die Welt überwindet? Wie wird uns der Sieg über sie zuteil? Nicht durch Worte, auch nicht durch Bücher. Wenn es bloß darauf ankäme, Reden zu halten und Bücher zu schreiben, so wären wir in Deutschland mit der Welt fertig. Reden und Bücher besitzen wir genug; aber die Welt bleibt die alte. Auch nicht durch Gesetze, durch Verfassungen, Einrichtungen, überhaupt nicht durch unser Werk wird die Welt bezwungen; denn auch in den veränderten Verhältnissen geht die Welt ihren alten Gang und der alte Mensch zieht die neue Tracht an, in der er dennoch der alte bleibt. Nicht erst wir müssen die Welt überwinden; das wäre freilich ein Unverstand und in der Tat ein gefährlicher Unverstand. Wenn wir in den Krieg zögen, um mit der Welt fertig zu werden, dann wäre die Schlacht längst verloren. Die Welt ist überwunden. Der Sohn Gottes überwand sie. Darum ist unser Glaube der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wo Glaube ist, da ist die Herrschaft

der Welt über uns beendigt und ihre Verlockung geschieht umsonst. Wir sind für sie unangreifbar geworden. Ihr Urteil ist kassiert und unser Anteil an ihrer Schuld und an ihrem Tod ist uns abgenommen. Wir haben den Sieg.

Wie kann der Glaube so Großes wirken und uns den Sieg über die Welt verschaffen? Das kann er deshalb, weil er auf dem göttlichen Zeugnis beruht. Das Zeugnis ist unangreifbar, unzerstörbar. Denn das Zeugnis stellt einen Tatbestand fest. Dann liegt ein Zeugnis vor, wenn eine Aussage eine Tatsache ans Licht bringt, eine Wirklichkeit erkennbar macht. Eben darum geht die Zeit am Zeugnis spurlos vorbei. Es veraltet nicht; denn die Tatsache bleibt, und was geschehen ist, das ist vollendet. Darum bringen wir auch das Zeugnis nicht dadurch zum Schweigen, daß wir es bekämpfen, Einreden erheben und Einwürfe machen. Die Tatsache bleibt. Beweise, was du willst, die Tatsache ändert sich dadurch nicht. Darum können wir auch dem Zeugnis seine Wirkung nicht nehmen; denn die Tatsache erfaßt uns, verschafft uns unseren Zustand und gibt unserem Leben seine Gestalt. Nicht wir sind über die Tatsache mächtig, sondern die Tatsache ist mächtig über uns. Deshalb, weil der Glaube das Zeugnis Gottes bewahrt, ist er der Sieg über die Welt.

Wie kommt das Zeugnis zu uns? Drei sind es, die da zeugen, das Wasser, das Blut und der Geist.

1.

Das erste Zeugnis, durch das uns Jesus zeigt, was er will und schafft, kommt durch das Wasser zu uns. Denn mit dem Wasser, mit der Taufe, beginnt die Arbeit Jesu, damit, daß er unter die Schar der Bußfertigen trat, die um des Himmelreichs willen zum Täufer kamen und von ihm die Vergebung der Sünden empfingen. Dadurch schloß sich sein stilles Leben in Nazareth und es begann nun sein Dienst Gottes an der Welt. Ein Zeugnis ist daraus entstanden;

eine Tatsache wird hier festgestellt. Festgestellt wird, daß Jesus uns Menschen für unrein hält, des Bades bedürftig. Festgestellt wird weiter, daß er mit dem Blick der Gnade uns ansieht, in unsere Reihe tritt, die Gemeinschaft mit uns stiftet und uns die Vergebung der Sünde gibt. Dieses Zeugnis tritt hinein in unser aller Leben; denn jenes Wasser, das uns den Willen Jesu sichtbar macht, empfingen wir gleich nach unserer Geburt und wir haben immer wieder sein Zeugnis vor uns, so oft Menschenkinder unter uns geboren werden. Festgestellt wird dadurch für einen jeden von uns beides, Unreinheit und Reinheit, daß wir unrein sind nach dem, was wir Menschen sind, rein durch das, was Gottes Gnade aus uns macht, befleckt mit dem, was wir in uns selbst haben, gereinigt durch das, was Jesus uns gewährt. Nicht nur eine Ermahnung, ein Gebot, ein guter Rat, ein frommer Wunsch wird hier an uns herangebracht, sondern ein Zeugnis, das ausspricht, was wir sind. Mit der Taufe wird uns nicht das vorgehalten, daß es schön wäre, wenn wir reine Menschen würden. Nicht bloß ein Rat ist uns damit gegeben: versuche es; strenge dich an und werde brav. Umgekehrt, das Zeugnis Jesu, das feststellt, was wir sind, lautet zunächst so: Du kannst dich nicht rein machen, sollst es auch nicht; denn du kannst es nicht. Das Bad wird dir bereitet durch Gottes Gnade; du bist nur deshalb rein, weil dir vergeben ist. Dazu kommt aber das zweite Zeugnis, das Jesus mit dem ersten zu einer vollständigen Einheit verbunden hat: Du lebst in Gottes Gnade vom Anfang deines Lebens an; du stehst unter Gottes Vergebung und das ist eine Wirklichkeit, eine Tatsache. Die Taufe bringt uns deshalb auch nicht einzig eine Verheißung, daß wir einst das reine Gewand erhalten. Gewiß, aus dem, was ist, entsteht auch das, was sein wird und aus dem Zeugnis erhebt sich auch die Verheißung. Aber wir hätten den Sieg über die Welt noch nicht, wenn wir nur eine Verheißung empfingen. Das Zeugnis gibt dir mehr,

nicht bloß, daß du vielleicht einst in Gottes Gnade stehen wirst, sondern daß du in ihr stehst, weil Jesus dich zu sich beruft und dich in seine Gemeinde setzt. Daß er, der Kenner deines Herzens, dich, so unrein, so befleckt, so schmutzig, wie du bist, zu sich beruft, das ist empfangene Vergebung, nicht nur verheißene Vergebung. Die Taufe bringt dir deshalb auch nicht nur eine Lehre, mit der wir uns erklären sollten, wie das menschliche Wesen so wird, wie es ist, etwa so, daß wir bei unsrer Schwachheit und Schuld an das mächtige Erbe denken, das von einem auf den andern übergeht, oder so, daß uns durch die Taufe das göttliche Wirken sichtbar und begreifbar werden sollte, durch das ein Mensch aus Gott neu geboren wird. Als Jesus die Taufe auf sich nahm und als er uns, seinen Boten, die Vollmacht gab, die Völker zu taufen, da hat er uns nicht seine Gedanken erkennbar gemacht, sondern dadurch hat er seinen Willen, der uns unsren Platz anweist und unser Verhältnis zu Jesus ordnet, festgestellt. Die Gedanken, zu denen die Taufe früher der Christenheit den Anlaß gab, mögen für manchen eine Hilfe sein, die ihn auf Jesu Zeugnis aufmerksam macht; für andere sind sie vielleicht eine Last. Wenn sie dir eine Last sind, so wirf sie getrost hinter dich. Höre das Zeugnis: du stehst in Gottes Gnade. Darauf kommt alles an. Daß wir dieses Zeugnis bewahren, das ist der Taufsegen; das ist die Taufgnade. Wer es bewahrt, der hat den Sieg über die Welt. Unser Anteil am Kampf gegen sie besteht darin, daß wir jenes Zeugnis bewahren, das uns unsere Unreinheit vorhält. Dann sind wir von ihrer Bosheit geschieden und machen uns nicht schmutzig an ihrem Schmutz, sondern erhalten uns von ihr unbefleckt. Und indem wir das Zeugnis festhalten, das uns die göttliche Vergebung und Gnade schenkt, sind wir vom Elend der Welt geschieden, von ihrem Jammern, Klagen und Verzweifeln, von ihrer Öde und ihrer Hoffnungslosigkeit.

2.

Johannes fährt fort: Nicht mit Wasser allein, sondern mit Wasser und Blut. Das ist der zweite Zeuge, der uns unsre Lage erkennbar macht, in die uns Gott hineingestellt hat. Als Jesus zur Taufe ging, schloß sich sein Leben in Nazareth und sein Dienst auf Erden begann. Als er zum Kreuze ging, da schloß sich sein Dienst auf Erden und sein Wirken in seiner königlichen Herrlichkeit begann. Darum ist nicht nur das Wasser sein Zeuge, sondern auch das Blut. Mit der Taufe fieng er an; das war der Anfang seiner Gnade, der Anfang seiner Gemeinschaft mit uns, den Schuldigen und Reuigen, und deshalb der Anfang unserer Gemeinschaft mit Gott zum ewigen Leben. Jesus ist auf dieser Bahn geblieben; er trat schon mit dem Gang zur Taufe auf den Kreuzesweg und er hat ihn bis zum Schluß vollendet. Das zeigt uns der zweite Zeuge, Jesu Blut. Wieder entsteht hier ein Zeugnis, die Feststellung einer Tatsache. Festgestellt wird, wie tief die menschliche Gottlosigkeit ist, wie entschlossen und grimmig wir mit Gott hadern, wie vollständig uns unser Aufruhr mit ihm entzweit. Festgestellt wird weiter der versöhnende Wille Gottes, daß er die Feindschaft überwindet, die Schuld begräbt, den Frieden schafft, seinen Frieden uns gibt, und weil sein Friede ewiges Leben ist, darum sagt Johannes, daß das Zeugnis Gottes das ewige Leben sei.

Wie das Wasser, so ist auch das Blut beständig vor unser Auge hingestellt. Wir sammeln uns um den Tisch Jesu und feiern dort unsere höchste Feier, die Feier der Danksagung. Denn wir trinken den gesegneten Kelch, den wir segnen, mit dem wir die göttliche Gnade in ihrer höchsten Offenbarung und vollkommenen Gabe preisen. Wieder ist es nicht bloß ein Gebot, das hier an uns ergeht: habe mich lieb; sei mein eigen; diene mir und lebe für mich. Natürlich bekommen wir, indem wir den Willen Jesu erkennen, auch unsere Pflicht und sehen, indem wir das Werk Gottes wahr-

nehmen, auch, worin unser Gehorsam besteht und was unseren Dienst Gottes bilden wird. Aber nicht unser Wille wird uns hier beschrieben, sondern Jesu Wille. Darum geben nicht unsere Gedanken dieser Feier ihren Sinn; Gottes Zeugnis liegt hier vor, das Zeugnis, mit dem uns Jesus sichtbar macht: ich starb für dich. Darum bekommen wir durch den Becher Jesu nicht bloß eine Verheißung; auch sie liegt in unerschöpflicher Herrlichkeit in seinem Mahl; denn dabei gedenken wir des Mahles, bei dem wir mit der ganzen Gemeinde Gottes einst mit ihm vereinigt sind. Aber wir hören nicht bloß, was uns Gott geben will, sondern was er uns gegeben hat, nicht bloß, worauf wir hoffen, sondern was wir glauben dürfen. Das Zeugnis Jesu macht uns bekannt, was er für uns erworben hat.

Darum bekommen wir auch hier nicht bloß eine Lehre, etwa darüber, wie es möglich sei, daß es Liebe auf der Erde gebe, wie es geschehen könne, daß wir vom Reiz der Lust, des eigenen Vorteils und der eigenen Begierden loskommen und dienen lernen sowohl Gott als den Menschen. Die Wirklichkeit der Liebe wird dir hier gezeigt, nicht bloß ihre Möglichkeit. Du lernst nicht, wie sie zu erklären sei, sondern siehst, daß sie vorhanden ist. Du lernst auch nicht, wie Gott es fertig bringt, dich lieb zu haben, wie er sich aus seiner Herrlichkeit zu unserem Elend niederneigt und seine Gerechtigkeit mit der Vollkommenheit seiner Gnade zusammenbringt. Nicht erklärt, nicht doziert, nicht verständlich gemacht wird dir hier das Geheimnis deiner Versöhnung, sondern das Zeugnis, das sie dir bezeugt, legt dir hier Jesus vor. Du hast ihre Wirklichkeit vor dir und damit den Quell aller Erkenntnis, den Brunnen aller wahren und lebendigen Gedanken, durch die sich Gottes Herrlichkeit vor unsrem Blick enthüllt. Wenn wir dieses Zeugnis bewahren, das uns Jesu Blut vorlegt, dann haben wir den Sieg über die Welt, den Sieg über ihre Gottlosigkeit; denn wie sollten wir Gottes ver-

gessen, der uns mit sich versöhnt hat? und den Sieg über unseren Hader mit Gott, mit dem wir uns gegen seine Führung auflehnen, den Sieg über jede Gewalt, die uns von Jesus scheiden will; denn wir sind von ihm erkauft.

3.

Der Dritte, der das Zeugnis gibt, ist der Geist und der Geist ist die Wahrheit. Wenn damals, als Jesus zur Taufe ging, nichts anderes sichtbar geworden wäre als seine Teilnahme an der Taufe allen anderen gleich, die sie empfingen, dann könnten wir ihn nicht erkennen, nicht von denen unterscheiden, in deren Reihe er trat. Dann sähe er aus wie ein Zöllner, der sich zu Gottes Gnade wendet, wie ein Sünder, der reuig nach dem Himmelreich verlangt, wie Johannes, der sich mit Fasten und Beten in der Furcht Gottes auf die herrliche Herrschaft Gottes rüstete. Aber es blieb dort nicht bloß beim Wasser, sondern zum Wasser kam der Geist und nun war das Zeugnis da. Wenn wir bloß das Blut Jesu vor Augen hätten, ihn bloß in der Kreuzesgestalt kennten, dann wäre das Zeugnis nicht vorhanden. Wie könnten wir ihn dann von denen unterscheiden, die im Kampf mit der Welt unterlagen, die es wohl versuchten durchzubrechen, aber es nicht konnten, weil die Welt stärker war als sie? Nun aber kam zum Blut der Geist hinzu, der Geist des Lebens, und macht aus dem Gekreuzigten den Auferstandenen, aus dem Erniedrigten den Erhöhten, der bei uns gegenwärtig ist mit seines Geistes Kraft, und nun ist das Zeugnis da.

Es verhält sich ebenso mit dem Wasser, das uns gegeben wird, und mit dem Becher Jesu, den wir trinken. Das Wasser und Blut blieben für sich allein stumm; sie würden uns nichts sagen, uns nicht rufen und nicht Glauben schaffen. Aber Jesus hat noch einen dritten Zeugen, der inwendig zu uns spricht, und dieser macht die beiden anderen Zeugen beredt, für uns deutlich und verständlich, und gibt ihnen ihre

sieghafte Kraft. Nun wird unsere Taufe wahr, nicht nur eine Zeremonie, nicht nur ein alter Brauch, nicht nur eine leere Erinnerung, die uns nichts sagt. Denn der Geist scheidet in uns selbst zwischen dem, was rein, und dem, was unrein ist, trennt uns von unserem unreinen Begehren und bindet uns fest an Gottes guten und gnädigen Willen. Nun wird auch der Becher Jesu für uns zum Grund einer herzlichen, freudigen Danksagung. Denn der Geist zeigt uns, daß wir zwar Gott widerstreben, Jesus aber Gott gehorcht hat und sein Kreuz dazu trug, damit alle Schuld vergeben und alle Feindschaft begraben und uns die Versöhnung mit Gott gegeben sei. Nun ist der Sieg über die Welt da; denn den Geist tötet keine Macht auf Erden; ihn fängt niemand, ihn macht niemand stumm. Für den Geist gibt es kein Golgatha. Wo aber der Geist ist, da ist Glaube und deshalb ist unser Glaube der Sieg, der die Welt überwunden hat. Amen.

Buchdruckerei G. Schnurlen in Tübingen

Sonntag Exaudi.

(8. Mai 1910.)

1. Petri 4, 8—11.

Man spürt es unseren Worten deutlich an, wie dankbar die ersten Christen dafür waren, daß sie zu einer Gemeinde durch die Apostel vereinigt wurden. Jede Vereinigung, in die uns Gott hineingesetzt hat, ist eine gute Gabe. Denn jede Gemeinschaft, in die wir versetzt sind, gibt uns die Gelegenheit zur Liebe. Die Liebe ist aber das große Gut, dasjenige Geschenk Gottes, das in unser Leben die Freude und das Licht hineinträgt. Auch die Gemeinschaften, in die wir durch die Natur gebracht sind, die Familie, das Volk, und auch alle die mancherlei Verbände, die durch die Gemeinsamkeit der Arbeit oder der Denkweise entstehen, Freundschaft, Berufsgenossenschaften aller Art, sind herrliche Gaben Gottes. Und nun bringt uns Jesus erst noch die von ihm uns bereitete Kirche, erst noch diejenige Gemeinschaft, die uns ganz und vollständig miteinander vereint, weil sie uns im selben Glauben, im selben Dienst Gottes verbindet. Damit haben wir die vollständige Gelegenheit zur Liebe, darum auch den vollständigen Anlaß zum Dank.

Zur Gemeinschaft braucht es die beiden Dinge, die unser Text zusammenstellt, Wort und Dienst. So jemand redet, so jemand einen Dienst hat, das steht beisammen; denn das sind die Mittel, durch die wir die Gemeinschaft untereinander erreichen. Wenn uns das Wort fehlt und wir das Schweigen nicht zu überwinden vermögen, so ist die Gemeinschaft weg. Aber freilich mit dem Wort allein erreichen wir sie noch nicht. Wenn eine Mutter bloß redet, dann geht

die Familie auseinander. Wenn wir bloß unsern Landtag hätten mit seinen unendlichen Reden, dann hätten wir keinen Staat und wären kein Volk. Wenn wir bloß predigende Männer hätten, die hier auf der Kanzel Reden hielten, dann hätten wir keine Christenheit, keine Kirche. Was gehört immer zum Wort hinzu? Der Dienst, die Ausführung des Amts, das jedem von uns gegeben ist. Die Mutter muß arbeiten und ihr mütterliches Amt ausführen; dann entsteht ein Haus. Jedes Glied des Volks muß seine Arbeit tun; dann haben wir einen Staat und sind ein Volk. Ebenso ist es in der Christenheit. Wir, die wir im Namen Jesu verbunden sind, müssen für einander sorgen und einander helfen; dann gibt es bei uns Christentum.

Nun stellt uns unser Text vor die Frage: Was wollt ihr sagen und wie wollt ihr dienen? Redet jemand, so sage er sein eigenes Wort; hat jemand ein Amt, einen Dienst, so tue er ihn in seiner eigenen Kraft. So lautet unser Text nicht; in unserem Text steht etwas anderes: Redet jemand, so tue ers so, daß er Gottes Wort sagt; dient jemand, hat jemand ein Amt und Werk auszuführen, so tue er es mit dem Vermögen, das Gott darreicht. Was wollen wir sagen, unser Wort, Gottes Wort? Mit was wollen wir arbeiten, mit unserer Kraft, mit Gottes Kraft? Je nachdem wir diese Frage beantworten, ist die Art und das Ende unserer Gemeinschaft verschieden, einerlei auf welcher Stufe wir sie fassen und wie weit sie sich erstreckt. Redet jemand, so rede er sein eigenes Wort: jetzt geht die Gemeinschaft sicher zu Grunde. Dient jemand, so brauche er seine eigene Kraft: jetzt ist es mit unserer Eintracht aus. Redet jemand, so rede er Gottes Wort; dienet jemand, so diene er mit der Kraft, die Gott ihm gibt: jetzt haben wir die Gemeinschaft.

1.

Redet jemand, so rede er nicht sein eigenes Wort. Warum nicht? Das eigene Wort wird leer und entstellt sich zum Ge-

schwätz. Wir haben nicht in uns die Quelle, aus der in unerschöpflicher Fülle Wort um Wort, Erkenntnis um Erkenntnis, Gabe um Gabe sprudelte. Hat jemand einen Dienst, so brauche er für ihn seine Kraft: so mißlingt unser Dienst sicher und bringt keine Frucht. Die Kraft, die wir nötig haben, um mit Beharrlichkeit und Fruchtbarkeit unser Werk zu tun und unser Amt zu vollenden, sitzt nicht in uns, so daß wir uns nur an das halten könnten, was wir bei uns selber finden, als ob wir Menschen gleichsam einen Schatz von edlem Metall in uns trügen, zu dem wir immer wieder hinabsteigen und aus dem wir Reichtum um Reichtum holen könnten. Wenn wir reden wollen, müssen wir zuerst hören. Wenn wir wirken wollen, müssen wir zuerst empfangen. Mit dem, was von uns empfangen ward, tun wir dann die echte Arbeit und sagen wir das echte Wort.

Vielleicht sagen wir aber, der Mensch finde doch offenkundig bei sich einen reichen Schatz von Gedanken und Worten, von Entschlüssen und Taten; die werfe er aus sich heraus und gebe er weiter und arbeite mit seinem Wort und mit seiner Kraft, so weit es eben reicht. Auf diesem Weg kann freilich eine Gemeinschaft zwischen uns entstehen; aber so ist sie für die anderen gefährlich und auch für uns selbst verderblich. So entsteht die Knechtung der anderen, die falsche Bindung an die Menschen, jene schädliche Herrschaft, bei der der eine den andern an sich zieht und sich unterwirft. Ich rede nach meinem Sinn und du sollst mir glauben; ich sage mein eigenes Wort und du gehorche; ich mache, was mir gut scheint, und du läßt dich von mir bedienen. Das kann die allerdrückendste und schmerzhafteste Knechtschaft werden. Ich helfe dir und du läßt dir von mir helfen mit dem, was ich dir zu schenken geruhe, mit dem, was ich in meiner dir überlegenen Kraft für dich bewirke und herstelle. So wird die Gemeinschaft zerstört. Das ist nicht mehr Gemeinsamkeit, sondern Unterjochung und darum entsteht auf diese Weise

immer zwischen uns Menschen der Streit. Gegen mein Wort wird sich der andere auflehnen und sagen: das meine ist gleich viel wert wie das deine. Du sagst mir, was dir richtig scheint und du meinst; warum soll ich dir gehorchen? Bin ich nicht ebenso viel wie du? So setzen wir Meinung neben Meinung, Wort neben Wort; jeder sagt sein Sprüchlein und das Ende ist der laute Lärm und der bittere Streit. Meine Kraft mache ich für die andern wirksam und zeige ihnen, wie viel ich kann und wie stark ich bin. Der andere sieht dem zu mit Neid und die Gemeinschaft ist weg und der Streit ist da. Darum wollen wir auf das hören, was unser Text uns sagt.

2.

Redet einer, so rede er Gottes Wort; dient einer, so diene er mit der Kraft, die Gott ihm gibt, als die Haushalter der mancherlei göttlichen Gnade. Jetzt ist die Gemeinschaft da. Freilich nicht so dürfen wir es machen, daß wir zu unserem eigenen Wort den Titel fügten: Gottes Wort, zu unserem eigenen Willen und eigenen Trotz den Namen hinzutäten: Gottes Kraft. Das wäre freilich die allerschlimmste Verirrung; so würde die Gemeinschaft unter uns vollends zerstört. Wenn ein Mensch sich selbst mit dem Schein der göttlichen Würde und des göttlichen Rechts ausstattet, wird er unser schlimmster Widersacher, ein Feind, den wir zu fürchten haben. Wir haben ernsthaft zu hören, ehe wir reden, wirklich zu empfangen, ehe wir geben, wirklich zu Gott hin zu treten und uns von ihm weisen und leiten zu lassen, ehe wir andere leiten, anderen raten, andere regieren. Unsere Herrschaft muß sich auf unseren Gehorsam gegen Gott gründen; unsere Rede muß sich aus unserem Verständnis des göttlichen Worts ergeben. Eben deshalb haben wir die Boten Gottes unter uns, die uns sein Wort sagen. Wir könnten es nicht sagen, wenn er es uns nicht sagte. Wie sollten wir hören können, wenn niemand da wäre, der zu uns spräche, wie Kraft empfangen,

wenn sie uns niemand darreichte? Eben deshalb hat uns Gott seinen lieben Sohn, unseren Herrn Jesus Christus, geschenkt, damit wir nicht fragen: Wo hören wir Gottes Wort? nicht jammern: Wo empfangen wir Gottes Kraft? Wir haben uns zu ihm zu wenden, der uns im Namen Gottes die Gnadengabe Gottes bringt.

Dabei helfen uns auch die ersten Sätze unseres Textes; sie sind mit großer Weisheit aneinandergereiht. Werdet nüchtern zum Gebet. Dazu, daß wir zwischen unserem Wort und Gottes Wort, zwischen unserem Trotz und Gottes Willen, zwischen unserem Uebermut und Gottes Kraft unterscheiden lernen, braucht es Nüchternheit. Im Rausch verwechselt man alle Stimmen und mißt keine Kraft richtig. Nüchtern sollen wir werden zum Gebet. Nun können wir scheiden zwischen dem, was unser ist, und dem, was Gottes ist, zwischen dem, was Gabe von oben ist, und dem, was die Erfindung unseres Menschenherzens ist. Zur Nüchternheit, die uns zum Gebet fähig macht, fügt Petrus noch eine zweite Regel: die brünstige Liebe, und er gibt uns damit den Maßstab an, der uns immer wieder richtig zeigt, was göttliches Geschenk und was unser eigenes Werk und Wesen ist. Wo die Liebe regiert, da ist Gott dabei. Bleibt unser Wort der Liebe untertan, dann ist es uns geschenkt. Schafft unsere Kraft, was die Liebe will, dann ist sie ein Vermögen, das Gott darreicht. Unser eigenes Wort dient uns selber, verherrlicht uns, preist uns, wirbt und kämpft für uns. Der Mensch erfindet die Liebe nicht durch sein eigenes Vermögen, sondern lebt, wenn er sich von Gott fern hält, bloß für sich selbst. Denn die Liebe ist der reine, gute Wille Gottes. Wenn sie uns regiert, dann stehen wir in Gottes Dienst.

Und nun können wir wirklich die Gemeinschaft miteinander finden und bewahren und so gestalten, daß sie für uns ein Segen ist. Wir brauchen einander, wenn wir Trost nötig haben. Was nützt es aber, wenn ich jemand mit meinem

Wort tröste, damit, daß ich das oder jenes meine und mir die Dinge so oder anders vorkommen? Das ist kein Trost, der echtes Leid und wirklichen Schmerz zu überwinden weiß. So jemand redet, so rede er Gottes Wort; das gibt Trost. Denn in Gottes Verheißung und in Gottes Gnade liegt der Quell des echten Trostes.

Wir brauchen einander nicht bloß im Leid, sondern auch zur Freude. Daß unser eigenes Wort nicht dazu ausreicht, den andern die Freude zu gewähren, daß unsre eigene Kraft zu gering ist, um für sie das Glück und die Seligkeit zu schaffen, das sieht jedermann. Jeder fühlt: Du hast mir nichts zu geben, was mich freuen kann. So jemand redet, so jemand dient, so tue er es mit Gottes Gabe als der Verwalter der mancherlei göttlichen Gnade. Jetzt können wir einander zur Freude helfen; denn an Gottes guter Gabe wird das Herz froh, wirklich froh. In ihm können wir uns freuen, nicht mit dem, was wir Menschen sind.

Wir brauchen einander, wenn wir straucheln, schwanken und in Versuchung stehen, um uns von der Sünde zu befreien. Wenn ich bloß mit meinem Wort dem andern zeigen will, daß er verkehrte Wege geht, so mache ich ihn nicht frei. Gegen meine Warnung lehnt er sich auf und wird gegen meine Zucht erbittert und verschließt vor meiner Bitte sein Ohr. So jemand redet, so rede er Gottes Wort. Willst du einem Menschen aus seinem verkehrten Willen hinein in Gottes Weg helfen, so zeige ihm den göttlichen Willen. Vor Gott können wir uns schämen ohne Schande, vor Gott uns beugen ohne Widerstreben, zu Gott umkehren mit ganzer Lust.

Wir brauchen aber einander nicht bloß im Kampf mit der Sünde, sondern auch zur Ausrichtung unseres Werks, zur Durchführung unserer Arbeit, dazu, damit unser Leben wachse und sich entfalte, blühe und Frucht bringe. Dazu sind jedem die hilfreichen Hände der anderen nötig. Wir kommen nicht voran, wenn wir nicht unsren Kreis fest schließen als eine

einträchtige Arbeiterschar. Das geschieht aber nicht, wenn jeder sein eigenes Sprüchlein sagt und bloß mit seiner eigenen Kraft einherstolziert. Soll es mit unserer Gemeinschaft vorwärts gehen, so sage mir Gottes Wort: dann wissen wir, wohin: dann haben wir ein Ziel, an das wir alles setzen wollen, Liebe und Kraft, Zeit und Ewigkeit.

Dann entsteht auch das, womit unser Text schließt: Gottes Lob. Das ergibt die Bewährung dafür, daß wir wirklich Gemeinschaft miteinander haben und Gottes große, herrliche Gabe unser Eigentum geworden ist. Durch die, die als die Haushalter der mancherlei Gnade den andern dienen, entsteht der Preis Gottes. So gelangen wir miteinander zum Höchsten, was wir Menschen zusammen tun können, zur Anbetung Gottes. Wenn ich mein eigenes Wort sage, kann man nachher nicht beten; wenn ich mit meiner eigenen Kraft für die andern arbeite, so entsteht daraus keine Verherrlichung Gottes; so kommt es bloß zum Lob und Ruhm des Menschen. Nur die bringen uns zu Gottes Verherrlichung, die Gottes Wort zu sagen wissen, weil sie auf ihn aufmerken, und die mit Gottes Kraft arbeiten, weil sie aus Gottes mannigfaltiger Gnade schöpfen. Jetzt entsteht Gottes Preis.

Wir schließen unsere Predigt nicht bloß der Sitte wegen jeweilen mit dem Gebet. Dadurch sollen wir an das erinnert werden, worum es sich bei unserer christlichen Gemeinschaft handelt, nicht darum, daß ein Mensch rede und ein Mensch sein eigenes Wort verkünde und ein Mensch dem Menschen glaube und der Mensch den Menschen bewundere und ein Mensch mit dem Menschen arbeite und sich Menschenkraft zu Menschenkraft füge, sondern wir sind dazu im Namen Jesu versammelt, damit wir Gottes Kraft empfangen, seinen Willen zu tun, und Gottes Wort hören, damit wir ihn preisen. Deshalb beten wir.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

2. Sonntag nach Trinitatis.

(5. Juni 1910.)

1. Joh. 3, 13—24.

Verwundert euch nicht, beginnt unser Text. Aber, liebe Gemeinde, ich verwundere mich über das, was uns Johannes sagt, und ihr verwundert euch auch, wenn ihr faßt, was seine Worte in sich tragen. Verwundert euch nicht, wenn euch die Welt haßt. Aber wenn uns jemand unfreundlich begegnet und uns Widerstand leistet, dann sind wir regelmäßig sehr erstaunt, sehr befremdet, verletzt und aufgebracht. Wenn wir unsere jungen Leute in unsere christlichen Vereine einladen und sie nachher dafür ausgelacht werden, so kommt ihnen das regelmäßig seltsam vor. Wenn unsere Mädchen, die im christlichen Haus aufgewachsen sind, in die Fabrik oder in einen häuslichen Dienst eintreten und nur dafür gescholten werden, weil sie das bewahren, was das Elternhaus und die Heimat ihnen mitgaben, so sind sie erstaunt und finden es seltsam, wenn sie z. B. die Zeit zum Kirchgang gegen den Willen ihrer Frau erzwingen müssen. Und doch sagt unser Text noch viel mehr, als diese kleinen Beispiele uns jetzt vor das Auge stellten. Wir erfahren Unfreundlichkeit und Scheltworte; aber das ist noch nicht Haß. Manche unsrer Bekannten, vielleicht auch viele, treten uns in den Weg; aber unser Text redet vom Haß der Welt und sagt dennoch: Verwundert euch darüber nicht.

Ihr seht, daß es dem Apostel daran liegt, daß wir auf den großen Unterschied achten, der durch das Werk Jesu in der Menschheit entsteht. Daraus ergibt sich nicht nur ein schwankender, undeutlicher Unterschied; fest stellt sich hier die

Grenze her. Und Johannes sagt uns, was hier den Gegensatz schafft: Leben, Liebe, Wahrheit, das ist beisammen; Tod, Haß, Schein, das ist auch wieder beisammen. Das ist aber nicht nur ein fließender Unterschied und läßt sich nicht verbinden, vermengen und miteinander verflechten, sondern ist getrennt. Darüber, sagt Johannes, verwundert euch nicht.

Wir verstehen auch leicht, daß wir eine große Kraft erlangt haben, wenn wir von solcher Verwunderung frei geworden sind. Wenn wir uns verwundern, so ist das immer ein Zeichen dafür, daß der Angriff des Gegners uns traf. Wir sind erschüttert und deshalb erstaunen wir; der Pfeil, den er schoß, hat uns verletzt. Darum entsteht aus der Verwunderung häufig die Nachgiebigkeit; wir ergeben uns und schließen uns dem Rat der andern an. Wir haben diesen Vorgang gegenwärtig in Deutschland tausendfach vor uns. Unsere Jugend, die vielleicht im Dorf aufgewachsen ist, in der Zucht und Sitte, wie es von jeher bei uns üblich war, zieht in die Großstädte, zieht nach Stuttgart, zieht nach Berlin. Mit einem Mal scheint alles verschwunden zu sein, was die Jugendzeit ihnen dargeboten hat. Warum? Wie geht das zu? Sie sehen, andere denken anders, führen ihr Leben nach andren Regeln, anders als die Eltern, anders, als es in der Heimatgemeinde üblich war. Sie verwundern sich und nun braucht es nichts mehr, keinen stärkeren Reiz, keinen festeren Grund; sofort machen sie mit. Es war schon mancher Student hier in Tübingen, der geklagt hat: Der Glaube der Kindheit, der Glaube des Elternhauses ging mir verloren. Wie geht das zu? Ganz einfach. Die Welt geht vor ihm auf; er kommt in lebhaften Verkehr mit anderen, die nicht so denken, wie er unterwiesen wurde; nun verwundert er sich und es ist wieder nichts anderes nötig als diese Verwunderung, damit er ins Schwanken komme.

Freilich gibt es noch eine andere Möglichkeit als die, die wir uns jetzt verdeutlichten. Weil wir uns verwnndern,

so leisten wir Widerstand. Aber auch damit sind wir noch nicht da, wohin uns Johannes durch sein Wort führt. Nun antworten wir dem Gegner so, wie er zu uns sprach, und vergelten Gleiches mit Gleichem. Wir haben eben in diesen Tagen diesen Vorgang wieder vor uns gehabt. Der Papst hat einige harte Worte über die Reformation gesagt. Was geschieht nun? Ein großes Erstaunen und Verwunderung trat ein: Wie kann er so etwas sagen? Und jetzt sind die Antworten gerade so grob, gerade so roh, wie das Wort des Papstes. Gleiches wird mit Gleichem beantwortet. Davor will uns Johannes schützen eben dadurch, daß er uns sagt: Verwundert euch nicht, wenn euch die Welt haßt.

Wie fährt er weiter? Wir wissen, daß wir aus dem Tod ins Leben gekommen sind. Liebe Freunde, ich verwundere mich auch hier und sage: Johannes, wie denkst denn du? du denkst nicht nach der Menschen Art. Wir würden erwarten, auf den Satz: Verwundert euch nicht, wenn die Welt euch haßt, folge ein Wort, das die Schlechtigkeit der Welt dartut. So hören wir es ja vielmals: Ich verwundere mich nicht, daß du mich nicht verstehst; warum nicht? du bist zu dumm; du handelst freilich mir entgegen; von Menschen wie du ist nichts Besseres zu erwarten. Das ist diejenige Befreiung von der Bewunderung, die wir um einen schweren Preis erkaufen, um den Preis der Verachtung der andern. Aber ihr seht, Johannes führt uns nicht auf diese Bahn; er macht uns nicht zu Menschenverächtern, damit wir uns nicht verwundern, wenn jemand mit harten Händen nach uns greift. Wir wissen, sagt er, daß wir aus dem Tode ins Leben gekommen sind. Wodurch macht sich also Johannes fest, so fest, daß er den Haß der Welt tragen kann? Er sieht die Gabe Gottes an in ihrer Herrlichkeit. Das Werk Gottes faßt er ins Auge, das ihm das Leben bereitet hat. Nun gibt es kein Schwanken mehr, keine Nachgiebigkeit, auch keine Anpassung an die anderen, die mit den gleichen Waffen

gegen sie kämpfte. Das Leben herzugeben, dazu ist niemand bereit; wer aus dem Tod ins Leben hinaufgekommen ist, wie sollte er wieder zurückkehren wollen?

Wir wissen, daß wir vom Tod ins Leben hinübergeschritten sind. Nicht wahr, liebe Freunde, das ist ein Wort, das uns Verwunderung bereitet. Kann man denn das wissen? Kann ich wissen, daß ich mein Leben aus Gott habe, so daß es wahrhaftiges Leben ist, nicht ein bloßes Dasein, nicht verhüllter Tod, sondern Leben, bei dem das große Wort wahr ist: Aus Gott geboren? Johannes sagt: Wir wissen, daß der Tod für uns vergangen ist und wir das Leben haben. Das ist jedem klar, wie viel Not, wie viel Furcht, wie viel Angst von uns abfällt, wenn wir wissen, daß wir leben, heute und morgen. Von der Gegenwart und von der Zukunft fällt die Not nun ab.

Wir wissen das, sagt er, denn wir lieben die Brüder. Er sagt uns: Die Frage ist einfach die: für wen lebst du? Lebst du für die Brüder, dann lebst du. Liebe ist Leben, Haß ist Tod. Der Apostel sagt: Ewiger Haß, das ist eine absurde Träumerei, etwas Unmögliches, was nicht geschieht, nicht wirklich wird. Warum? Haß vernichtet; er zerstört; er macht aus dem Menschen, wie er sagt, den Totschläger, der den anderen ruiniert. Ewiges Zerstören, immerwährendes Vernichten, das gibt es nicht. Haß und Tod sind beisammen. Wer den anderen das Leben verdirbt, verdirbt sein eigenes. Der Mörder ist tot. Haß treibt Raubwirtschaft. Er nimmt, nimmt alles, was er überhaupt erreichen kann. Er nimmt dem anderen die Ehre; er nimmt ihm das Glück, die Freude; er nimmt ihm die Kraft, wo er kann. Raubwirtschaft macht arm. Das ist nicht der Weg, wie wir uns selbst reich machen, daß wir die anderen arm machen. Warum glauben aber die Leute dennoch, daß sie auf diesem Wege für sich sorgen? Sie möchten gerne die Liebe und den Haß beieinander haben, die Liebe für sich selbst und den Haß für die anderen. Ich

nehme es ja den anderen dazu, damit ich es bekomme, und raube, was sie haben, um es an mich zu ziehen, aus Liebe zu mir. Das ist aber ein gottloser Gedanke und darum ein törichter Gedanke. Da tut der Mensch, als ob er allein in der Welt sei, der Mittelpunkt der Welt, der Weltherr. Wir sind aber nicht allein auf der Welt, sondern haben unser Leben von dem, der es auch den anderen gab, und darum gilt die Regel, daß Haß Tod ist. Ich kann den anderen das Leben nicht verderben und das meine behalten, weil ich Gottes Werk nicht verderben kann, ohne daß ich selbst verderbe. Also gilt der andere Satz: Liebe ist Leben. Wenn wir sagen müßten: ewiger Haß, das ist die Ausgeburt eines fiebernden Geistes: ewige Liebe, jetzt steht es anders, das ist ein klarer, wahrer Gedanke, das ist eine Gewißheit. Woher kämen denn wir mit unserem Leben und die ganze herrliche Welt um uns her, wenn nicht die Liebe gäbe, was sie selber hat, in ihrer herrlichen Schöpfermacht?

Daran, fährt Johannes fort, haben wir erkannt die Liebe. Er sagt: Die Frage nach der Liebe ist nicht ein Gegenstand für Disputationen; darüber entscheiden nicht die Redner, so daß die Frage durch den gelöst würde, der am trefflichsten mit Worten streiten kann. Wir haben die Liebe erkannt und wahrgenommen. Das ist die Frage: Wird sie sichtbar als Tat? Ja, sagt Johannes, wir haben sie gesehen und erkannt. Woran? Daran, daß er sein Leben für uns gelassen hat. Das ist Liebe, Bereitwilligkeit zu geben, Hingabe des eigenen Besitzes, der eigenen Kraft, der eigenen Existenz für die anderen. Er sagt nicht: Daran haben wir die Liebe erkannt, daß wir die Brüder lieben. Das ist das Zweite, das wir dadurch empfangen, daß wir die Liebe an ihm sehen und in seine Gemeinschaft versetzt sind, die uns Jesus dadurch gibt, daß er unseren eigenen Willen absterben macht und uns seinen Willen schenkt und dadurch den Anteil an seiner Liebe gibt. Jetzt ist das Leben da, von dem wir wissen, daß es nicht stirbt.

Wie willst du Gewißheit des ewigen Lebens bekommen? Die Frage ist völlig eins mit der anderen: Wie willst du Gewißheit der ewigen Liebe erlangen? Wir lieben die Brüder. Nun wissen wir, daß wir leben. Man kann über die Liebe nur dadurch gewiß werden, daß man sie hat. Wir haben sie aber deshalb, weil wir sie in ihm erkannten, den Gott uns im Dienst seiner Gnade gesandt hat.

Nun ist auch die Wahrheit da. Daran, fährt unser Text weiter fort, erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit sind, und das ist der weitere, tiefe Gegensatz, der keine Ausgleichung erträgt, wo wir keine Mischung und kein Gemenge herstellen können. Schein und Wahrheit, das flieht sich wie Feuer und Wasser. Wo aber der Haß ist, da ist auch der Schein. Denn der Haß erträgt die Wahrheit nicht; er darf nicht ans Licht, sondern muß sich verstecken. Er wäre zu häßlich, wenn ihn die Sonne beschiene, und das Leben würde unerträglich, wenn er nicht verhüllt bliebe. Darum ist der Haß immer ein großer Dichter, der eine Menge von Illusionen in uns erzeugt und leere Traumbilder in uns erweckt. Er kann die Welt nicht nehmen, wie sie ist, so scharf er oft sieht. Alles wird entstellt, alles karikiert. Anders steht es bei der Liebe. Nun erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit sind. Freilich wir müssen Acht geben, daß wir nicht bloß mit Worten lieben, nicht bloß mit der Zunge, sondern mit der Tat. Dann ist Wahrheit bei uns; aber dann ist sie auch wirklich der Grund, aus dem unser ganzes Leben entsteht. Dann regiert sie unsere Gedanken und unser Verhalten, erleuchtet unseren ganzen Verkehr mit allen, füllt auch unseren Umgang mit Gott und gibt uns nicht erdachte, nicht erträumte, nicht erlogene, sondern wahre Frömmigkeit.

Nun können wir unser Herz stillen vor Gott. Wir verwundern uns wieder, Freunde. Ist es denn möglich, daß das Herz still wird, aufhört zu zweifeln, zu protestieren, zu klagen, zu murren und vor Gott ruhig und stille wird, so daß

Gewißheit bei uns einkehrt und Freudigkeit? Wir können unser Herz vor Gott stillen, wenn wir aus der Wahrheit sind, und das sind wir, wenn wir die Brüder lieben. Das still gewordene Herz kann nun auch mit Gott reden; es kann beten. Es bleibt nicht stumm, sondern hat die Freudigkeit, daß es mit Gott sprechen darf, so sprechen, daß Gott uns hört, so bitten, daß wir empfangen.

Was gibt uns also unser Text? Er sagt uns: Haltet euch den Gegensatz deutlich vor, der zwischen dem besteht, was Jesus schafft, und dem, was die Welt ist und schafft. Bei ihm ist das Leben; denn bei ihm ist die Liebe und darum die Wahrheit, die Befreiung von aller Schauspielerei, das Ende alles Scheins vor Menschen und vor Gott. So wird unser Herz still; denn Gott ist größer als unser Herz. Denn die Liebe hat die Majestät des Gehorsams; das ist ihre Ehre, ihre Größe, ihre Kraft. Sie tut den Willen Gottes, und wo sein Wille geschieht, da bleibt er bei uns mit jener wahren Gemeinschaft, die unser Leben auf seine Gabe begründet, so daß es aus ihm und zu ihm strömt, weil er bei uns bleibt und wir in ihm ewiglich. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

6. Sonntag nach Trinitatis.

(3. Juli 1910.)

Röm. 6, 1—11.

Heute möchte ich denen ein Wort sagen, die sich vor dem Wort Jesu fürchten. Mancher dankt uns nicht, wenn wir ihm die Gabe Jesu anbieten, sondern bittet uns: Laßt mich in Ruhe; was ihr uns geben möchtet, darin sehe ich kein Glück, sondern nur eine schwere Last. Woher kommt diese Abneigung, die sich gegen das Wort Jesu sträubt? Sie entsteht deshalb, weil Jesus gegen die Sünde der Welt geredet hat. Sprechen wir nicht ein hartes und häßliches Wort aus, wenn wir von Sünde reden? Wer dieses Wort gebraucht, verurteilt, was wir Menschen sind, lieben und tun. Wie kann man noch jung, noch froh, noch sorglos sein, wenn wir an die Sünde denken und die Sünde meiden sollen? Wird uns dadurch nicht unser Glück durch eine beständige Sorge vergiftet, die uns immer ängstlich macht und unsre Tatkraft lähmt, so daß wir das Leben nicht mehr auszunützen vermögen? Diese Furcht entsteht aber nur dann, wenn wir blos ein Stück des Wortes Jesu hören. Wer es nur halb vernimmt, nur halb erfaßt, den bringt es in Verwirrung und macht ihn ratlos. Halbes Christentum ist immer ein Elend, das uns unglücklich macht. Aber diese Furcht vergeht und verwandelt sich in den tiefsten Dank, wenn wir das Wort Jesu vollständig hören. Wir haben nur dann Angst vor ihm, wenn wir ihn blos aus der Ferne betrachten, nicht dann, wenn wir bei ihm sind. Ihr hört durch unsren Text das Wort Jesu ganz und darum ist er das rechte Wort für die,

die sich vor dem Wort Jesu fürchten und es für schwer und bitter halten.

Unser Text sagt uns, wovor wir uns mit Grund fürchten: vor dem Zustand, bei dem wir in der Sünde leben wollen, obwohl wir für sie gestorben sind. Er sagt uns weiter, warum wir Jesus nicht fürchten, sondern preisen sollen: weil er der Sünde gestorben und für Gott lebendig ist. Er sagt uns endlich, warum wir uns auch für uns selber nicht fürchten, vielmehr Gott danken: weil auch wir in der Gemeinschaft mit Jesus für die Sünde starben und für Gott leben.

1.

Jeder, der auf Jesus achtet, sieht sofort, daß er der menschlichen Sünde widersprach und sie richtete. Dieses Wort Jesu hört jeder zuerst und wir müssen es hören; denn es ist ein wichtiger Teil seines Evangeliums. Er hat Gutes und Böses von einander geschieden und alles, was gottlos, boshaft und unrein ist, alles, wodurch wir Gott verleugnen, die Menschen verderben und uns selbst zerstören, verworfen. Wir handeln aber nicht richtig, wenn wir uns wegwenden, sowie wir das hören, und ihm unser Ohr verweigern, weil uns sein Wort, das er gegen uns Menschen redet, schmerzhaft trifft. So haben wir freilich Grund zur Klage: was er sage, sei schwer und lege auf uns eine uns erdrückende Last. Wenn das, was wir sind und tun, sündlich ist, dann dürfen wir uns selber nicht mehr trauen und haben dem, was wir begehren, zu widerstehen. Dann ist es unser Beruf, uns selbst zu verleugnen und uns selbst das Vertrauen anzusagen und nicht auf unsre Gedanken und Wünsche zu hören. Denn wir wissen, daß wir Sündliches in uns tragen. Dann können wir auch nicht mehr ohne Sorge und Wachsamkeit mit den Menschen verkehren und nicht mehr völlig mit ihnen verwachsen, dürfen nicht mehr alles nehmen, was sie uns geben,

nicht mehr alles glauben, was sie uns sagen, nicht mehr alles tun, wozu sie uns raten. Denn es ist Sünde in der Welt und gegen die Sünde müssen wir verschlossen sein. Wir können einander nicht einmal ohne Störung und Vorbehalt lieb haben. Freilich sollen wir die andern lieb haben, aber nicht ihre Sünde pflegen und nicht in das einwilligen, was unrecht ist. Ebensowenig können wir uns unsrer Natur sorglos überlassen; denn der Trieb, den sie in uns aufweckt, kann sündlich sein und uns die Versuchung bereiten. Vollends schwer wird dadurch unser Verhältnis zu Gott. Wie wollen wir noch zu ihm Vertrauen haben, wenn wir bei uns das Sündliche finden? Können wir noch hoffen, Gott sei für uns, da er doch unsrer Sünde wegen gegen uns ist? Wir können nicht mit der Zuversicht vor ihn treten: so, wie ich bin, bin ich dein Werk; so hast du mich gemacht. Denn zur Sünde können wir Gottes Namen nicht setzen und von ihr nicht sagen, sie sei Gottes Werk. Also in allen Richtungen entsteht Sorge, Streit und Schmerz, sowie wir das Wort Jesu in uns einlassen, das gegen unsre Sünde gerichtet ist. Immer müssen wir auf der Wacht stehen, immer uns wehren, immer ein Joch tragen, das uns bald dies, bald jenes verwehrt und gerade das verbietet, was wir begehren, gerade das richtet, wonach sich unser Wille streckt. Ist das nicht ein Elend? Ja! Aber dieses Elend bereitet uns nicht Jesus, sondern wenn wir uns in diesem Elend befinden, so bereiten wir es uns selbst. Vor diesem Elend will uns Jesus behüten, und er tut es, sowie wir sein Wort ganz hören. Was ich euch jetzt beschrieben habe, das ist die gottlose Sittlichkeit, die ungläubige Buße, jene Sittlichkeit, bei der ich selbst die Sünde überwinde, jene Buße, bei der ich mich selbst vom Bösen erlöse, jene Tugend, bei der ich mich selbst vollkommen mache, jene Heiligung, bei der ich mich ins göttliche Wesen verkläre. Das gibt einen Kampf ohne Frieden, eine Anstrengung ohne Gewißheit, darum auch ohne Freude, ohne

Entschiedenheit. Das schafft zwei Willen im selben Menschen, zwischen denen er sich teilt, zwei Seelen, die gleichzeitig in ihm leben und ihre Lust vollbringen. Das ist freilich ein Unglück, ein Leben im Dunkeln, in Ketten und Not. Wir meiden das Böse und begehren es, fürchten die Sünde und lieben sie, möchten von ihr geschieden und für sie tot sein und doch zugleich in ihr leben. So wollen wir Unmögliches. Das ist aber nicht das Werk Jesu, nicht das Christentum, das er uns gibt, sondern das ist von uns gemachtes Christentum, nicht Gottes Werk. Wie lautet Jesu Wort? Es besteht nicht einzig aus dem Urteil: du bist sündig. Er sagt uns noch mehr.

2.

Jesu Wort lautet: Ich bin der Sünde gestorben und lebe für Gott. Nun kennen wir den Überwinder der Sünde. Der Sünde wegen starb er. Weil er Gott nicht lassen kann, kann er dem sündigen Willen der Welt nicht gehorchen und darum trägt er das Kreuz. So vollkommen ist er von allem Bösen getrennt. Und weil er Gott nicht lassen kann, kann er auch seine Gemeinschaft mit uns nicht zerbrechen. Er hält sie fest bis zum Tod und geht ans Kreuz. So vollkommen ist sein Versöhnen und Vergeben, daß er der Sünde wegen stirbt. Darum ist das Sterben nicht das letzte Ende, zu dem ihn sein Weg bringt. Weil er der Sünde wegen gestorben ist, darum ist er lebendig für Gott. Nun steht er ganz im Dienst Gottes und braucht alles, was er hat und ist, zur Ausführung des göttlichen Willens. Mit allem dient er nun der göttlichen Gnade, mit seinem Wort und mit seinem Werk, mit seinem Blut und mit seinem Geist, mit seiner Menschheit und mit seiner Gottheit, mit dem, was er jetzt in der Verborgenheit an uns tut, und mit dem, was er einst in seiner Herrlichkeit an uns tun wird. Alles ist Dienst Gottes, alles die Offenbarung und Erfüllung des göttlichen Willens, alles die Erweisung der göttlichen Gnade und Gerechtigkeit.

Wir kommen also, wenn wir uns zu ihm begeben, zu dem, der rein, gerecht und gut ist, ganz gesondert von den Sündern, ganz eins mit Gottes gutem Willen. Es gibt somit für uns etwas Gutes, etwas, was ganz gut, göttlich gut, ewig gut ist. Das ist unser Anschluß an Jesus, unsre Gemeinschaft mit ihm. Da ist nichts Sündliches darin, nichts Befleckes, nichts, was uns mit Gott entzweite. Weil uns Jesu Wort gegeben ist, sind wir mit dem verbunden, der für die Sünde gestorben und für Gott lebendig ist. Jetzt wird unser Streit mit der Sünde ganz anders, als wie wir es uns zuerst vorstellten, solange wir nichts vor Augen hatten als uns selbst und unsre Sünde. Jetzt führen wir unsren Streit mit unsrer Sünde im Frieden Gottes, nicht im Zweifel, nicht in der Angst, nicht in der Leidenschaft, die uns gegen uns selbst und gegen die Menschen wüten und toben macht, sondern in der Gewißheit, die den Überwinder der Sünde kennt, und darum mit Freude und mit Kraft. Nun haben wir nicht nur die Sünde, sondern auch die Gerechtigkeit, nämlich die des Glaubens, die darin besteht, daß wir mit dem verbunden sind, der der Sünde wegen gestorben ist und nun lebt für Gott.

3.

Warum fürchten wir uns jetzt nicht mehr? Dadurch, daß wir im Glauben mit ihm verbunden sind, gibt er uns Anteil an dem, was er besitzt. Nun sind auch wir für die Sünde tot und von ihr getrennt, dafür aber lebendig für Gott und mit ihm vereint. Er ist nicht blos für sich selbst der Sünde gestorben. Das ist unmöglich. Wenn er nur an sich selber gedacht hätte, blos daran, daß er selber seine Reinheit beschirme und seine Herrlichkeit bewahre, dann wäre er der Sünde unterlegen und nicht ihr Überwinder. Denn die Sünde ist das, was die Gemeinschaft zerreißt und uns blos an uns selber denken macht. Er lebt auch nicht nur um seinetwillen für Gott. Das ist wieder ganz unmöglich. Denn

Gott ist der Schöpfer und Herr aller Kreatur und der, der für ihn lebt, dient seiner Gnade an allen und macht seine Liebe so groß, wie Gottes Liebe ist. Da Jesus die Sünde überwunden hat, so wissen wir, daß wir sie überwinden durch ihn.

Wir sagen darum mit unsrem Text von Jesu Tod, er sei unser Tod, von Jesu Kreuz, es sei uns beschieden und unser alter Mensch sei dort gerichtet und gestorben, und mit derselben dankbaren Gewißheit sagen wir von seinem Leben, es sei unser Leben, und von seiner Auferstehung, sie sei uns gewährt. Wieso greift sein Tod auf uns über und wird zum Merkmal dessen, was wir selber sind? Durch seinen Tod stehen wir mit unsrer Sünde in Gottes Vergebung und dadurch endet sie. Darum ist unser menschliches Wesen durch Jesu Kreuz ein alter Mensch geworden, der beseitigt werden kann ohne Schaden und beseitigt worden ist. Es wäre unmöglich von einem alten Menschen zu sprechen, wenn es nicht einen neuen gäbe. Erst wenn der neue vorhanden ist, wird der, der bisher existierte, alt. Aber der neue Mensch ist erschienen durch den, der für die Sünde starb und für Gott lebt. Das war noch niemals da, bis es in Jesus erschien, und ist auch in uns nicht da, auch wenn wir noch so zeitgemäß denken und ganz modern gebildet sind. Deshalb bleibt unser Wesen doch das alte, das von jenem Wort Jesu, das er gegen die Sünde sprach, getroffen wird. Weil wir aber mit ihm, dem neuen Menschen, verbunden sind, darum vergeht alles, was wir nach unsrer alten und sündlichen Art sind und bewirken. Es liegt nicht auf uns als unsre Schuld und Schmach, die uns von Gott schiede, und wirkt nicht fort in Ewigkeit nach jener Regel, daß Schuld aus Schuld und Tod aus Tod entstehen muß. Diese Verkettung ist für uns zerrissen und unsre Sünde wächst nicht ewig weiter mit unendlicher Macht, sondern der neue Mensch vollbringt an uns sein Werk und führt uns alte Menschen in die göttliche Gnade hinein. Sie macht uns neu.

Unsere Sünde steht mit unsrem Leib in Zusammenhang; denn aus unsrem natürlichen Zustand entsteht die Verwirrung unsrer Gedanken, die uns blendet, und die Verkehrung unsrer Begehrungen, die unser Verhalten verdirbt. Wie sollen wir nun uns selber von unsrer Sünde befreien? Kein Wunder, wenn uns das Wort Jesu bitter schmeckt, wenn wir es nur zur Hälfte hören! Jetzt aber können wir auch das letzte Wort, das unsre Ohnmacht ganz enthüllt, ohne Schrecken hören. Denn Gott hat uns nicht nur mit unsrem Leib verbunden und nicht nur in die Natur hineingesetzt, sondern hat uns zu dem berufen, der vollendet ist und so lebt, daß sein ganzes Leben im Geist aus Gott stammt und für Gott geschieht. Da kommt eine Kraft von oben in unser natürliches Leben hinein und sie behält den Sieg und bestimmt unsren Ausgang und schafft, was an uns bleiben wird. Wir empfangen unser Leben nicht mehr nur von unsrem Leib, sondern von dem, der für Gott im Geist lebendig ist und Gottes Werk an uns Menschen tut.

Auch in dem, was uns Jesus gibt, ist das Sterben nicht vom Leben geschieden. Vom Tod wird man nur durch das Leben, von der Bosheit nur durch die Liebe frei. Der alte Mensch endet nur dadurch, daß der neue entsteht. Wir sind aber dadurch, daß wir bei Jesus sind, lebendig für Gott und deshalb für die Sünde tot. Jetzt sind wir auf Gottes Weg; denn wir sind auf Jesu Weg. Jetzt sind wir eins mit Gottes Willen; denn wir haben und bewahren Jesu Wort. Jetzt ist uns die Gelegenheit und das Vermögen geschenkt, Gott zu dienen: denn wir gehorchen seiner Regel und tun, was er uns aufgetragen hat. Von dem, was er uns gibt, sagen wir nicht: das sei vergänglich, nichtig und wertlos, wie alles Menschliche. Das ist Leben, solches Leben, wie es Gott hervorbringt, das er beschirmt, für seine Regierung braucht, fruchtbar macht und zur Vollendung bringt.

Alle diese Worte geben uns auch Hoffnungen; denn sie sind größer als unser gegenwärtiger Zustand, größer als das,

was wir jetzt schon erlangen. Sie geben uns ein Ziel, das sich hoch über unseren jetzigen Stand erhebt, zu dem uns Jesus führen wird. Aber diese Worte sind nicht blos Hoffnungen, sondern sie stellen uns vor eine gegenwärtige Wirklichkeit. Denn Jesus ist der, der für unsre Sünde gestorben ist und für Gott lebt. Darum ist unser Glaube, mit dem wir uns zu ihm wenden, etwas ganz Gutes, das Gute, das Gott uns gönnt und in uns schafft, ganz rein, ganz nach Gottes Sinn und Willen, eine echte und wahrhaftige Gerechtigkeit, durch die wir von aller Sünde und allem Verderben erlöst worden sind. Das schafft nicht unsere Kraft, leistet nicht unser Wille. Das ist Gottes Gabe, die der Glaube an Jesus hat. Aber der Glaube ist kein Geschöpf unsrer Phantasie, kein Erzeugnis unsrer Willkür, sondern er nimmt wahr, was Gott für uns schuf und uns gewährt. Darum gibt uns Jesus eine andere Buße als jene ungläubige, die wir mit Klagen und Murren betreiben, und einen andren Streit mit dem Bösen als jenen, bei dem wir friedlos bleiben, in uns selbst zerrissen, und überall Unfrieden stiften. Denn wir kennen jetzt nicht nur unsre Not, sondern auch unsren Helfer, nicht blos unsre Sünde, sondern auch unsren Versöhner, nicht blos den alten Menschen, sondern auch den neuen, in dessen Gemeinschaft wir berufen sind. Daß wir sie im Glauben bewahren, das macht uns für die Sünde tot und lebendig für Gott. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

23. Sonntag nach Trinitatis.

(30. Oktober 1910.)

Philipp. 3, 17—21.

Der Dichter, der uns das Wort Jesu: Eins ist not, auslegte, rät uns:

„Seele, willst du dieses finden,
Suchs bei keiner Kreatur;
Laß, was irdisch ist, dahinten,
Schwing dich über die Natur."

Wenn wir uns über die Natur erheben, dann wird unser Wandel himmlisch, wie unser Text es uns sagt. Denn da, wo die Herrlichkeit Gottes sich noch herrlicher zeigt als in unserer Natur, da, wo die Schöpferkraft Gottes noch Größeres schuf als in dieser Welt, da ist der Himmel. Wenn wir über die Natur uns schwingen und dahinten lassen, was irdisch ist, dann haben wir zum Grund unseres Lebens das Himmlische gemacht.

Aber hier haben wir die aufmerksamste Besonnenheit und kräftigste Anspannung unseres Geistes nötig, damit wir den Worten unseres Textes folgen, schon dazu, damit auch nur unser Verständnis mit den Gedanken des Apostels einträchtig werde, und vollends dazu, damit wir in der Führung unseres Lebens ihm gehorchen. Wie schwingen wir uns empor über die Natur? Unsere Träume machen sich frei vom Wirklichen; unsere Phantasie fliegt hinaus über die Grenzen der Erde; unsere Dichter zeigen uns den Weg hinauf über das Reale und unsere Gedanken folgen ihnen vielleicht und formen allerlei Lehren und Theorien, die über die Natur hinaus-

greifen. Aber davon redet unser Text nicht. Träume, Poesie, Philosophie, das sind nicht die Schwingen, mit denen unsere Seele sich über die Natur erhebt. So wird unser Wandel nicht himmlisch. Daß es sich hier um eine große Sache handelt, zeigt uns auch unser Text an den Tränen, von denen er spricht. Wir brauchen sonst den Brief des Apostels an seine Philipper zur Erweckung unserer Freude. Ihr kennt ja alle das immer wiederkehrende Wort, das wir mit vollem Recht all unserem Trübsinn entgegenhalten: Freuet euch im Herrn! Aber derselbe Brief, der überall in der Christenheit die Freude entzündet und auch uns schon oft dazu gedient hat, Dunkelheit aus unserer Seele zu verscheuchen, beschreibt uns auch den weinenden Apostel. Seine Tränen galten nicht der Welt, nicht den Heiden, den Juden, sondern er weinte über den Zustand der Christenheit, über das, was er in seinen Gemeinden vor Augen hatte. Sie sind getauft, aber wandeln nicht wie er; sie denken christlich, aber wandeln nicht himmlisch. Er unterscheidet in unserem Text somit ein doppeltes Christentum, ein Christentum, das gefesselt bleibt an die Erde, und ein solches, das uns von ihr befreit, ein Christentum, bei dem nichts als der Mensch wirksam wird, und ein solches, in dem mehr als der Mensch zur Offenbarung kommt. Wie steht es mit diesem Unterschied? Wenn wir jetzt davon miteinander reden, so wollen wir es uns mit dem tiefsten Ernst klar machen: Phrasen helfen nichts; Phrasen sind Gift.

Wir gehen der Ordnung unseres Textes nach und erwägen, was Paulus hier als den tiefen Unterschied innerhalb seiner Gemeinde ans Licht stellt. Paulus fängt mit dem Ende an, das sich der Mensch bereitet, mit der Verdammnis, in die er sich bringt. Hier tritt ein unseliges Ende ein, Sterben, Untergang, dort das selige Ende, die Verklärung nach dem Bilde Jesu, die auch an unserem nichtigen Leib die Herrlichkeit der göttlichen Gnade offenbar macht. Dort regiert ein falscher Herr, ein Tyrann, dem der Mensch um-

sonst dient; der Bauch ist ihr Gott; hier regiert der rechte Herr; wir warten des Heilandes Jesu Christi, des Herrn. Dort besitzt man eine unechte Ehre, die in Schande ausgeht, hier die echte Ehre, ein Bürgerrecht, das uns den Anteil an der himmlischen Gemeinde gibt. Dort füllt ein niedriges Verlangen das Leben und gibt ihm einen engen Horizont; sie sind irdisch gesinnt; hier lebt das heilige Verlangen, die Erwartung der Offenbarung des Himmlischen.

1.

Vom Christenstand aus sollte man erwarten, er gewähre allen, die ihn haben, über den Ausgang ihres Lebens Gewißheit. Wie kann sich Unsicherheit, Angst und Zweifel an die Frage heften, welches das Ende unseres Weges sei, nachdem wir die Berufung zu Gott empfangen haben? Wer Gottes ist, der weiß, wohin er geht, und kennt sein Ziel. Das Eigentum Gottes hat ewiges Leben. In der Berufung zu Gott liegt unsere Heiligung, unsere Befreiung von aller Schuld, unsere Einsetzung in die uns verherrlichende Gnade.

Und doch sagt Paulus: bei vielen entsteht ein Christenstand, dessen Ziel und Ausgang ungewiß ist, dessen Hoffnung schwankt, weil sie durch die innere Stimme widerlegt wird, die die Verurteilung ausspricht und einen unheilvollen Ausgang weissagt. Wie kann es dazu kommen, nicht jenseits der Christenheit, nicht jenseits des Evangeliums? Dort ist es freilich verständlich, daß unsere Gedanken über unser Ende schwanken und sich vom Tode her eine tiefe Angst über uns legt. Aber innerhalb der Gemeinde, die den Namen Jesu kennt, unter dem Schall des Wortes, das uns die göttliche Gnade bezeugt, wie kann hier Unsicherheit entstehen und ein inneres Schwanken für uns unüberwindlich bleiben? Begleiten wir mit unsrem Blick die Geschlechter der Christenheit, wie sie einander folgen, so haben wir es immer wieder in voller Deutlichkeit vor Augen: dieses Bangen und Zagen, das des

Ausgangs nicht gewiß ist, dieses Schwanken, das sich Gottes nicht getrösten kann. Woher rührt das? Unser Text gibt die Antwort: Feinde des Kreuzes Jesu. Am Kreuze Jesu trennen sich die beiden Wege. Wer sich hier wegwendet, der beginnt den unsicheren Gang mit dem schwankenden Ziel. Wer dort bleibt, der tritt den himmlischen Wandel an mit dem gewissen Ziel. Wandelt wie ich, das sagt Paulus deshalb, weil er seinerseits seinen Standort beim Kreuz Jesu hat und darin die ganze Herrlichkeit Gottes schaut. Wenn er alle Erweisungen der göttlichen Macht überblickt, jener Macht, von der er sagt, sie mache sich alles untertänig und wirke im Himmel und auf Erden ihre herrlichen Werke, wenn er das alles überschaut, so kennt er doch nur eine einzige Stelle, an der sich Gott uns völlig offenbart in seiner ganzen Herrlichkeit, eine Stelle, an der sich Gottes Angesicht uns enthüllt und sein Wille sichtbar wird, vollständig, vollkommen in Gerechtigkeit und Gnade, und uns den einen Blick in den ganzen Gottesschatz, den einen Griff in den ganzen Reichtum Gottes gibt. Und dieser Ort, wo Gott ihm so sichtbar wird, daß er seinen Ruf vernimmt und seine Gnade empfängt, ist Jesu Kreuz. Aber freilich es ist durchaus durchsichtig und verständlich, daß es dem Menschen nicht gefällt, so daß er sich zum Streit gereizt fühlt und sich gegen diese Weise Gottes empört. Und dann, wenn er sich vom Kreuz abwendet und seine eigenen Wege geht, wird das Ziel dunkel und der Ausgang unsicher. Wenn wir uns aber mit demjenigen Gotteswillen einigen, der sich im Kreuz Jesu uns offenbart, wenn wir erfassen, daß uns Gott hier sein Angesicht zeigt und seine Hand hinhält, damit wir sie ergreifen, dann ist der Ausgang gewiß und das selige Ziel steht fest. Denn der, den Gott in seine Gnade stellt, geht nicht verloren; der Ruf Gottes, der uns zu ihm holt, ist ewiges Leben.

2.

Wenn uns unser Ziel in Angst und Dunkel versinkt, dann muß im Anfang ein Fehler stecken. Darum geht Paulus weiter zu der Frage, wem der Mensch gehorche, wem er seinen Dienst darbringe und seine Opfer weihe. Er sieht auf einen Teil der Christenheit und sagt: Euer Gott ist euer Bauch. Hart klingt dieses Wort, doch nur dann, wenn es vom Ganzen des Evangeliums abgelöst und in einen andern Mund hineingelegt wird als in den des Apostels, der im Namen Jesu spricht. Er redet im Dienste der Gnade, eben darum ganz wahr, nicht um den Menschen zu schänden, sondern um ihn aufzurichten, nicht bloß, um sein Elend zu enthüllen, sondern um ihm zu helfen. Das gibt ihm das innere Recht und reine Vermögen zu einem solchen Wort. Und, liebe Freunde, hat es nicht beständig bewährte Wahrheit? Aus unserem leiblichen Leben kommen die mächtigen Triebe. Sie rufen nach Essen, nach Speise, nach Trank; sie rufen nach der Lust, die der Mann dem Weib, das Weib dem Mann gewährt. Sie ergreifen uns mit einer uns bezwingenden Gewalt. Steht es denn nicht immer wieder so, daß das, was als Lust und Trieb vom Leibe her in uns hinein fährt, dem Menschen als das Gut und die Wirklichkeit erscheint, der er alles zum Opfer bringt und alles unterwirft? Aber so ist es nur dann, wenn uns das Kreuz Jesu entschwand und wir nicht mehr vor Augen haben, wie Gott sich dort uns zeigt und seine Gemeinschaft uns gewährt. Am Kreuz Jesu wird uns einer sichtbar, dessen Gott nicht sein Bauch war, der sich nicht den natürlichen Trieben opferte, der etwas anderes begehrte und besaß, als was den natürlichen Trieb sättigt. So wäre er nie auf den Kreuzesweg gekommen, so niemals zu dem geworden, der am Kreuz sein Leben schloß. Hier steht der vor uns, der eine andere Liebe hat als die, die der natürliche Trieb erzeugt. Seine Liebe gehört dem Vater. Hier erscheint Geist, Geist aus Gott in herrlicher, sieghafter Pracht, ein Mensch, so

natürlich wie jeder andere und dennoch so, daß er im Dienst Gottes lebt, mehr noch: stirbt. Bleiben wir beim Kreuz Jesu, sehen wir dort den göttlichen Willen, dann scheidet sich auch in uns Geist und Fleisch und es tritt auch in uns die andere Liebe hinein, scheinbar schwach, und doch stärker als alles, was die Natur erzeugt, doch überwindend, weil sie himmlisch ist und aus Gott stammt.

3.

Es gibt aber noch eine andere gewaltige Macht, die uns in Tätigkeit versetzt und zu ihrem Dienst beruft. Das folgende Sätzchen des Apostels nennt uns diesen zweiten Herrscher, an den der Mensch seine Kraft hingibt: die Ehre. Sie ist ein unentbehrlicher Besitz; denn wir sind in die Gemeinschaft hineingesetzt und ohne sie nichts und unser Platz in unserer Gemeinschaft wird uns durch unsere Ehre zugeteilt. Wir bedürfen der Anerkennung der anderen; wer sie uns nimmt, greift die Bedingungen unseres Lebens an; wer sie uns gibt, verschafft uns die Mittel zur wachsenden und fruchtbaren Arbeit. Eben darum ist die Ehre der mächtige Herrscher, der den Menschen in Bewegung bringt. Das kommt auch in der Christenheit immer zur Geltung, weil bei der christlichen Lebensführung der Gedanke stets mit dabei ist, daß wir Ehre brauchen und sie dadurch erhalten, daß wir unsren Christenstand bewähren und als die wandeln, die zu allem Guten tüchtig sind. Auch die, über die Paulus weinte, stellten sich groß vor die Gemeinde hin, als der Ehre nicht nur bedürftig, sondern auch würdig. Aber sie griffen nach einer falschen Ehre, einer Ehre, die vergeht. Sie haben ihre Gemeinschaft zu eng gefaßt, so daß sie nicht mehr im Stande war, ihnen die echte Ehre zu gewähren. Sie lassen ja den himmlischen Herrn bei Seite und wenden sich von seinem Kreuze ab. Was bleibt nun als Ehre noch übrig? Der Mensch gibt sie und der Mensch nimmt sie. Aber der Lorbeer, den der Mensch pflanzt, verdorrt. Anders ist es, wenn wir beim Kreuze Jesu bleiben

und dort die Stimme Gottes hören und dort seine Hand erfassen. Jetzt ist unsere Gemeinschaft so groß, daß sie die wahre Ehre gewährt. Denn wir sind zu dem berufen, von dem geliebt und von dem begnadet, der im Himmel wohnt. Das ist die Würde, die nicht schwankt, die Ehre, die unser echtes Eigentum wird. Jetzt haben wir mit dem himmlischen Herrn auch ein himmlisches Bürgerrecht, einen Ehrenbrief, geschrieben von Gott, besiegelt mit dem Blut seines Sohnes, für die Ewigkeit uns ausgestellt, damit wir bestehen auch vor Gottes Angesicht.

4.

Wenn der Bauch unser Gott wird und die Ehre zur Tändelei entartet, dann ist unser Sehfeld klein, unser Verlangen arm und dürftig. Irdisch, sagt Paulus, sind sie gesinnt. Sie haben nur das vor Augen, was die Erde ihnen zeigt, und nur zu dem Lust, was sie mit den Händen greifen und mit den Augen sehen. Das gilt ihnen als das Reale, das als das Wirksame, das als das Einzige, wohin sich ihre Liebe wenden kann. Das ist ein kleiner, enger, armer Horizont. Wie kann er so eng und klein bleiben, wenn wir beim Kreuz Jesu stehen? Der, der dort hängt, war nicht irdisch gesinnt, hat nicht die Menschen allein als Großmacht behandelt, hat nicht das Greifbare allein geschätzt. Von allem, was die Erde umfaßt, abgewendet, hängt er dort und vermag es hinter sich zu lassen. Denn er hat den Vater, den lebendigen Gott, der sein Vater ist. Darum hat er auch das Amt, das ihn zum Heiland für uns macht. Bleiben wir beim Kreuz Jesu, dann bricht auch uns der enge Horizont und unser Auge gewinnt das Vermögen, mehr zu sehen, als was irdisch ist, und unsre Liebe bekommt die Flügel und läßt hinter sich, was die Erde uns gewährt. Denn das Kreuz Jesu zieht uns zu ihm und gewährt uns seine Gemeinschaft und macht aus seiner Gnade die Gabe, die uns verliehen ist. Da wir in ihm zu Gott berufen und mit ihm versöhnt sind, ist uns das

Himmlische nicht mehr nur ein Bild, nicht mehr nur ein Dichterwort. Nun ist es Wirklichkeit geworden in ihm, der für uns durch alles Irdische durchgebrochen ist. Weil er seinen Ort im Himmlischen hat, so nimmt er uns mit sich empor, daß wir sagen dürfen: Er hat uns mit sich in das Himmlische versetzt.

Schwing dich über die Natur! Wie machen wir das? Wir suchen nicht irgendwo Flügel, die wir uns selbst bereiteten. Dazu wird keine Flugmaschine erfunden, von keinem Zauberer, von keinem Poeten, von keinem Logiker. Die Flügel, die uns über die Natur erheben, reicht uns der, der von oben zu uns kam. Das Bürgerrecht im Himmel ist uns zugeteilt durch den, der im Himmel herrscht. Dieses Bürgerrecht gibt der Herr. Weil er der Himmlische ist, haben wir das Recht und Vermögen, mehr zu sein als nur Fleisch, mehr zu sein als nur Natur, mehr zu sein als nur ein Mensch. Nicht so, daß wir Gottes natürliches Werk verachteten, uns des Leibes schämten und über die Natur grollten. Gottes Werk ist in allen seinen Teilen heilig. Aber in unser leibliches, natürliches Wesen tritt nun Gottes Werk hinein und bringt uns die göttliche Gabe. Da, wo Gott seine Gabe hinlegt, tut sich der Himmel auf; das ist das Himmlische und macht den Wandel himmlisch. Himmlisch ist er, weil wir ihn führen an Gottes Hand, vor Gottes Angesicht. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

Neunter Jahrgang

(1910—1911).

Von

D. A. Schlatter

Professor und Frühprediger.

Tübingen 1911

Druck und Verag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

Inhalt des neunten Jahrgangs.

(1910—1911.)

Nr. 1 1. Advent (29. Nov. 1910) Luk. 17, 20—25.
„ 2 Weihnacht (1910) Joh. 1, 14—18.
„ 3 Zweiter Sonntag nach dem Erscheinungsfest (15. Jan. 1911) Luk. 4, 14—30.
„ 4 Fünfter Sonntag nach dem Erscheinungsfest (5. Febr. 1911) Matth. 9, 35—38.
„ 5 Sonntag Estomihi (26. Febr. 1911) Matth. 16, 21—23.
„ 6 Sonntag Misericordias Domini (30. April 1911) Joh. 10, 22—30.
„ 7 Himmelfahrt (25. Mai 1911) Luk. 24, 49—53.
„ 8 Erster Sonntag nach Trinitatis (18. Juni 1911) Mark. 4, 26—32.
„ 9 Fünfter Sonntag nach Trinitatis (16. Juli 1911) Luk. 10, 38—42.
„ 10 Siebzehnter Sonntag nach Trinitatis (8. Okt. 1911) Ev. Joh. 9, 1—6 und 1. Thess. 5, 18.
„ 11 Reformationsfest (5. Nov. 1911) Phil. 3, 13. 14.

1. Advent.

(29. Nov. 1910.)

Luk. 17, 20—25.

Stark und warm wollen wir heute die Hoffnung in uns wecken, die gewisse, echte Hoffnung, die uns nach oben wendet, die uns vorwärts bewegt dem Ziel zu, zum göttlichen Reich. Nun aber bleibet, sagt Paulus, Glaube, Hoffnung, Liebe. Sie bleiben; denn sie sind Gottes Werk und Gabe, und was Gott schafft, das bleibt, und was er uns bereitet, das wird unser unverlierbares Eigentum. Weil uns denn durch Jesu Gnade Hoffnung gegeben ist, wollen wir sie am heutigen Festtag erwecken, daß sie uns neu erwärme und bewege auf der Bahn, die sie uns zeigt. Wir sehen an unserem Text, wie uns der Herr die Hoffnung gibt: Hoffnung, nicht nur Erinnerung; Hoffnung, nicht nur Pflicht; Hoffnung, nicht nur Träume; Hoffnung, nicht nur Sehnsucht. Das ist Jesu Gabe.

1.

Hoffnung, nicht nur Erinnerung. Wir feiern kein christliches Fest ohne Erinnerungen. Denn wir sehen an ihnen auf die Werke Gottes zurück, aus denen unser eigenes Leben erwächst. Wir gedenken heute an das Fest Jesu, das ihm der Vater bereitet hat, da er mit der jubelnden Schar seiner Jünger in Jerusalem einzog, dafür dankend, daß die Stunde gekommen sei, wo Gottes Rat bezeugt werden durfte, frei, öffentlich vor der ganzen Stadt und dem ganzen Volk, Gott lobend, daß sein Reich nun auf Erden gegenwärtig und die

Herrlichkeit seiner Gnade sichtbar sei. Weil er gefeiert hat, darum feiern wir; weil er Gott pries, darum preisen wir ihn. Und wie könnten wir auch je die Stunde vergessen, die unvergleichliche, die uns unser Text darstellt? Wann kommt Gottes Reich? fragen sie. Gottes Reich ist inwendig in euch, sagt er. Eine unvergleichliche Stunde, die nicht aus dem Gedächtnis der Menschheit verschwinden darf: Gottes Reich ist in euch; seht, was Gott für euch tut! seht, wie königlich er an euch handelt! Inwendig spürt ihr es, daß er regiert in Gnade und Gerechtigkeit; inwendig zeigt er es euch, daß er euch zu sich zieht, sich unterwirft, mit ihm vereint und euer Herr wird, dessen Eigentum ihr seid. Es war eine große, unvergeßliche Stunde, als Jesus das ausgesprochen hat.

Darum aber, weil uns die Erinnerungen gegeben sind, die heiligen, unvergeßlichen, die unser Auge auf das Werk Gottes richten, ist uns die Hoffnung gegeben. Sie hätte keine Gewißheit, wenn sie keinen Grund besäße. Ihren Grund hat sie aber an dem, was Gott an uns tat. Es könnte keine Vollendung geben, wenn es keinen Anfang gäbe. Zum Anfang führt uns die Erinnerung zurück; darum sehen wir auch hinaus auf die Vollendung. Zum Leben gelangen wir dadurch, daß wir geboren werden. Kommt uns nicht die Stunde der Geburt, wie soll uns ein Ziel winken? Wie wir geboren werden für Gottes Reich, das sagt uns der Rückblick auf das, was unser Text uns erzählt. Deshalb weil Gottes Reich inwendig in uns ist, gibt es Leben aus Gott. Darum sehen wir nun vorwärts und wenden uns hin zu unserem Ziel. Aber wenn wir nur Erinnerungen hätten, nur den Rückblick auf Vergangenes! Mit tötender Kälte faßt uns dieser Gedanke. Wir spüren alle: in ihm sitzt der Zweifel, der Leben zerstörende. Wenn es so wäre, dann legte sich die Nacht auf uns. Nur rückwärts sehen müssen, nur Erinnerungen haben, und wenn die Reihe der leuchten-

den Tage lang wäre, wenn wir viel Arbeit hätten — und wir haben ja viel Arbeit, unsere Erinnerungen zu erwecken, zu vervollständigen, zu sammeln, zu ordnen — wenn wir immer wieder an neue Grabungen gehen könnten und jeder Spatenstich brächte neue Erinnerungen ans Licht, Vergangenes, einst Gewesenes, aber nicht mehr: dennoch wäre es um uns Nacht. Sie verschwände auch dann nicht, wenn wir das Evangelium dazu nehmen, aber nur eine Erinnerung aus ihm machen. Was hilft es uns, wenn es einst Offenbarung Gottes gab, wenn einst Gott gepriesen wurde, an jenem Tage, da Jesus mit den Jüngern vom Oelberg nach Jerusalem gegangen ist? Was hilft es mir, wenn ich einst bekehrt worden bin, einst froh war in Gott, einst wußte, daß ich einen Heiland habe, und es ist nur eine Erinnerung, nur ein Rückblick auf Vergangenes? Wir brauchen mehr und wir empfangen mehr. Jesus gibt uns zur Erinnerung die Hoffnung. Gottes Reich ist da, Gottes Reich endet nicht. Ihm gehört die Vergangenheit, ihm gehört die Zukunft; ihm gehört der Tag, der durch die Stunde unsrer Geburt aus Gott bezeichnet ist; ihm gehört auch der Tag, der uns unser Ziel enthüllen wird. Gottes Reich, das ist unerschöpfliche Gnade. Gottes Reich, das ist nie endendes Leben. Jetzt ist uns die Hoffnung geschenkt.

2.

Hoffnung und nicht nur Pflicht. Eine volle Gegenwart, die unsere Aufmerksamkeit ganz spannt, unsere Kraft ganz beansprucht, unsere Liebe völlig ohne Bruch und Spaltung von uns begehrt: auch das gibt uns Jesus. Wir gedenken niemals an die großen Dinge der Vergangenheit, ohne daß sie uns zugleich unsere Gegenwart mit einem unschätzbaren Wert erfüllen. Wenn uns jene Schar jetzt vor den Augen steht, die Jesus pries und Gott im Himmel lobte, so wissen wir: daraus entsteht für uns Pflicht, eine Pflicht,

die wir jetzt erfüllen, die heute in diese Stunde einen unschätzbaren Inhalt legt. Auch wir sollen, mehr noch, auch wir wollen Jesus loben; auch wir sollen, mehr noch, wollen uns zu seinem Amt und Reich bekennen. Wir treten zu den Jüngern hinzu, die ihn begleiteten, und sagen auch: Gelobt sei, der da kommt.

Und doch, liebe Freunde, nur Pflicht ohne Hoffnung, damit kommen wir nicht aus. Wir brauchen mehr und der Herr gibt uns mehr. Und wenn die Stunde noch so voll ist, die uns Gott jetzt bereitet, und unser Herz noch so munter ist, den Herrn zu ehren, rasch geht der Augenblick dahin und aus der jetzt uns gewährten Stunde wird Vergangenheit. So hätten wir doch wieder nur Erinnerungen, nur einen Zuwachs zu jenem Schatz, den wir in unserem Gedächtnis hüten. Wir wissen aber, daß aus der gegenwärtigen Stunde die kommende entsteht und daß der Schritt, den ich jetzt tue, den nächsten bestimmt. Die Gegenwart bringt mich näher zum Ziel oder sie entfernt mich vom Ziel. Habe ich denn ein Ziel? Und welches ist es? Das müssen wir wissen, damit wir unsere Schritte richtig ordnen, die Gegenwart richtig erfassen und richtig verwerten. Ich kann nicht antworten auf die Frage: „Was ist meine Pflicht?", wenn ich nicht weiß, wohin mich Gott ruft. Das wissen wir aber; denn Gottes Reich ist da. Gott tut sein königliches Werk an uns. Nun haben wir Pflicht, aber auch Hoffnung, ein volles Heute und ein klares Morgen. Nun wissen wir, wohin uns unsre Schritte führen, zu welchem Ziel.

3.

Nicht nur Träume. Wenn von der Hoffnung die Rede ist, auch von der Hoffnung, die uns Jesus gab, dann wird es uns bang. Ist das nicht ein schwankender Grund? Kommt nun nicht der Traum und zieht in unsere Herzen ein, legt sich über das Auge und macht es blind, legt sich über die Seele und macht sie dunkel? Ein goldener Traum, ein

süßer Traum und doch kein Glück. Träume sind kein Glück; Träume sind Not und Last; Träume sind Fesseln. Wir aber brauchen die Freiheit von Träumen; denn wir müssen wach im Leben stehen. Auch in unsrem Text wird es deutlich sichtbar, daß diese Gefahr für uns besteht. Seht jene Männer an, die zu Jesus kommen mit dem Begehren: „Teile uns mit: Wann kommt Gottes Reich? Das mußt du wissen, sonst bist du nicht der Prophet, nicht Christus, nicht Sohn Gottes. Wer das von sich sagt, muß wissen, wann Gottes Reich kommt.“ Sie träumen und ihr Traum war für sie eine Last und Not. Auch auf die Jünger sieht Jesus in unserem Text mit Sorge. Er warnt sie: Lauft nicht nach, wenn sie euch sagen: Da, hier. So redet die Hoffnung, wenn sie träumt. Aber unser Text zeigt uns nicht nur die Gefahr, sondern auch, daß Jesus uns vor ihr bewahrt. Seine Antwort an die, die ihn befragten, zeigt uns den Wachen, nicht einen Träumenden. Er stellt seine Hoffnung auf Gott, und Gottes Werk kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Wenn wir Menschen etwas unternehmen, da kann man es lange vorher merken, daß wir etwas vorbereiten, und wer klug ist, kann es vielleicht berechnen: Solange braucht er noch, dann ist er bereit. Soll es mit Gottes Werk so gehen? Sein Werk, sagt Jesus, hat sein Gleichnis im Blitz. Könnt ihr sagen, wo und wann der Blitz erscheint? Plötzlich bricht er hervor; unsichtbar sind die Kräfte, die sich hier sammeln. Unser Auge sieht ihnen nicht zu. Ist die Stunde da, dann kommt das Licht, nun aber auch strahlendes Licht, das keinen Zweifel übrig läßt, Gewißheit gibt, über die Erde leuchtet und jedes Auge faßt. Damit hat uns der Herr gesagt, warum er zwar geweissagt, aber nicht gedichtet hat, warum er gehofft hat, aber nicht geträumt, warum er uns Hoffnung gibt ohne Traum. Er setzt seine Hoffnung auf Gott und jetzt wird die Frage stille: Wie und wann wird es sein? gib mir Auskunft über

deinen Plan, zeige mir, ob du es auch vollbringen kannst. Vor Gott werden die Fragen still; denn vor ihm werden die Sorgen still. Unser Ausgang liegt in seinen Händen; jetzt brauche ich keine Poesie und keine Träumerei. Sein Werk wird sich zeigen, so hell, so leuchtend wie der Blitz. Wenn wir eine unruhige, träumende Hoffnung haben, eine Hoffnung, die mit Sorgen unsre Phantasie aufregt, dann macht immer der Mensch sich selbst zum Grund und Gegenstand seiner Hoffnung. Das ist immer das Zeichen, daß wir unsre Hoffnung vom Glauben geschieden haben. Wenn unsre Hoffnung fragt: Wie wird es mit mir? was bekomme ich? erfüllt sich mein Wunsch und kommen meine Pläne zur Ausführung? dann fängt sie zu dichten und zu träumen an. Gottes Reich ist da; das ist der Grund unsrer Hoffnung und diese Hoffnung träumt nicht, sondern wartet in Geduld.

4.

Aber es bleibt uns vielleicht noch eine Sorge, wenn uns der Herr die Hoffnung als seine Gabe in die Seele legen will. Hoffnung — sind nicht Schmerzen dabei? Hoffnung und Leid, sind das nicht Zwillinge? Wir denken heute an den Festtag Jesu, da er in Jerusalem jubelnd und dankend einzog. Er hat zugleich geweint. Das ergab ein wunderbares Fest, wie nur er es feiern konnte; denn wir bringen es nicht fertig, Gott zu loben und zu weinen, Gottes Herrschaft zu preisen und an des Menschen Sünde und Not zu denken. Dadurch wird freilich sichtbar, daß die Hoffnung den Schmerz bei sich hat und wir deshalb vorwärts schauen, weil uns in der Gegenwart vieles mit Kummer und Not bedrückt. Auch in dem, was der Herr den Jüngern sagt, tritt das wundersam hervor. Zwei Worte stehen hier nebeneinander: Gottes Reich ist da, und: Ihr werdet nach einem Tage mit Sehnsucht verlangen, wo meine Herrlichkeit sich zeigt, und ihr werdet ihn nicht sehen. Wir verstehen recht gut, warum

Jesus seine Jünger so warnt und sie vor dem heißen, leidenschaftlichen, sehnsüchtigen Schmerz schützt, der nach seiner Erscheinung ruft. Ist es uns nicht manchmal so, daß wir laut schreien möchten:

Herrscher, herrsche, Sieger, siege,
König, brauch dein Regiment.
Führe deines Reiches Kriege,
Mach der Sklaverei ein End.

Wir können in der Tat die Sehnsucht nicht entbehren; denn wir können dem Leid nicht entrinnen. Was uns vorwärts treibt, ist auch der Schmerz, ist auch die Not. Aber nicht so, daß uns Jesus nur die Sehnsucht gäbe, nur jene Hoffnung, die das Kind des Mangels ist, nur das Sehnen, das der Schmerz aus einem bangem Herzen preßt. Wäre unsere Hoffnung nur das Kind des Mangels, dann bliebe sie in Ungewißheit befangen und wäre ein schwankendes, unsichtbares Tasten nach dem, was uns fehlt. Das Reich Gottes ist da, ist wirksam in euch; der Zugang zu Gott ist offen; die göttliche Gnade ist erschienen; Sünde ist vergeben; Geist ist geschenkt; Wort Gottes ist da, das euch zu ihm ruft: nun hat unser Hoffen einen anderen Grund als nur das Leid. Nun schenkt uns Jesus nicht nur Sehnsucht, sondern jenes Verlangen, das an der göttlichen Gabe entsteht. Nicht bloß unser Unvermögen, Gottes Vermögen, nicht bloß unsere Schuld, Gottes Vergebung, nicht bloß unsere Schwachheit, Gottes Kraft ist das, was uns die Hoffnung gibt.

Darum, Freunde, ist auch der Tag, der der Hoffnung gewidmet ist, ein festlicher Tag, nicht ein Tag der Tränen, so wäre es, wenn wir nur Sehnsucht hätten, sondern ein Tag der Freude, ein Tag des Dankes. So ist es, weil uns Jesus die Hoffnung gibt. Darum feiern wir Advent mit Lob und mit Dank. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Weihnacht

(1910).

Joh. 1, 14—18.

Wir feiern heute; denn wir beten an. Gott schenkt uns jetzt eine Stunde der Anbetung und das ist die höchste Feier, zu der wir Menschen gelangen, das Seligste, was uns beschert wird. Denn Anbetung ist Wahrnehmung des göttlichen Werks. Durch sie erreicht unser Auge den, den zu kennen unsere höchste Seligkeit ist, und unser Verlangen einigt sich mit seinem Werk. Darum ist die Feier der Anbetung für alle vorhanden. Es kann sie nicht einer allein für sich haben. Sie ist uns allen geschenkt, sowie Gott sie einem von uns gewährt. Denn Gottes Werk ergreift uns alle und Gottes Gnade ist unser aller Licht und Gottes Liebe reicht, soweit es Menschen gibt.

Was sehen wir, wenn unser Auge sich dorthin wendet, wohin die Weihnachtsbotschaft es ruft? Das Wort ward Fleisch, das Wort des unsichtbaren Gottes, das Wort, das unter uns wohnte, das Wort, das voller Gnade und Wahrheit ist.

1.

Leis und gelegentlich auch laut geht durch unser Geschlecht die Frage: Wie steht es denn eigentlich mit Gott? Hast du Gott erlebt? Vielleicht richten wir diese Frage an die Natur; gewährt sie uns ein Erlebnis, das uns Gott sichtbar machte? Können wir es sehen vielleicht mit dem Mikroskop oder dem Teleskop, wie aus der verborgenen Quelle aller Kraft der Strom hervorspringt, der Weltenräume füllt?

Keiner hat Gott je gesehn. Oder wir lassen unser Auge durch die Menschheit wandern und suchen in ihrer großen Schar den, der uns Gott sichtbar macht, den Heiligen, den wir verehren, den Großen, der zum Zeugen Gottes für uns werden kann. Keiner hat Gott je gesehn. Oder wir vertiefen uns in uns selbst. Wenn es uns draußen in der Natur nicht gelingt, den Unsichtbaren zu sehen, und wenn wir im Verkehr mit den Menschen immer wieder den Menschen finden, der uns nichts zeigen kann als sich selbst und uns nichts zu geben hat, als was er selbst besitzt, so tritt doch vielleicht in uns selber ein Erlebnis ein, das uns Gott sichtbar machte, wenn der Geist das Menschliche in uns überwände und die Wirkung Gottes uns über uns erhöbe und uns vor ihn hinstellte. Keiner hat Gott je gesehen. Das ist aber heute am Weihnachtstag kein trauerndes Wort, sodaß wir damit die Festfeier schlössen. Im Gegenteil, damit beginnen wir sie. Nicht das, liebe Freunde, ist das Resultat dieser Erkenntnis, daß wir uns nun trübsinnig und stumpf zerstreuen, jeder seine Straße geht, jeder so töricht wie alle anderen, jeder so elend, wie es eben der Mensch nun einmal ist. So wäre die Feier freilich beendet und ginge unter im öden, dumpfen Ton der Alltäglichkeit. Keiner hat Gott je gesehn; dem stimmen wir heute freudig bei und anerkennen es willig und gern. So entspricht es der Hoheit Gottes; so ist es Wahrheit und so ist es Recht. So bleibt der Mensch an seinem Ort in der Natur und in der Gemeinschaft mit seinesgleichen und Gott, der Herr und Schöpfer aller Dinge, bleibt in seiner Hoheit unsichtbar. Dagegen lehnen wir uns nicht auf, sondern stimmen heute von ganzem Herzen zu; denn das Wort ward Fleisch. Keiner hat Gott je gesehen; aber er sandte uns sein Wort. Denn er nahm Jesus hinein in seine Gemeinschaft und zog ihn in seinen Schoß, damit er uns verkündige, was kein Auge sah und in keines Menschen Herz gekommen ist. Weil uns das Wort gegeben ist, so kennen und haben wir

unseren Gott. Das ist das Erlebnis, das die Menschheit mit Gott versöhnt; das auch das Erlebnis, das uns an Gott anheftet, so daß wir sein sind und bleiben in Zeit und Ewigkeit. Herr, gib mir dein Wort, dann bin ich dein.

2.

Warum feiern wir nun aber die Weihnacht, wo das Kindlein noch nicht predigt und von ihm noch nichts hörbar wurde als jener wimmernde Laut, mit dem ein Menschenkind ins Dasein tritt? Sollten wir nicht vielmehr etwa den Tag feiern, an dem er die Bergpredigt hielt? Oder wenn wir seine Geschichte noch tiefer fassen, dann würden wir vielleicht den Tag auszeichnen, an dem in ihm die Erkenntnis aufstrahlte, jenen Tag, an dem er zum ersten Male auf das Volk mit der Gewißheit sah: Kommet her zu mir alle, ihr Beladenen, oder jenen Tag, an dem er zum ersten Male den Blick auf das Kreuz richtete und die Freudigkeit gewann: dort wird Gott verklärt, Gottes Wille vollbracht. So müßten wir es freilich machen, wenn hier ein Mensch von Gott spräche. Hier spricht aber Gott zu uns. Nicht das Fleisch bringt hier das Wort hervor, umgekehrt das Wort bringt das Fleisch hervor. Nicht der Mensch macht hier Gedanken, die Gottes Willen erraten, sondern Gottes Gedanke macht hier den Menschen und vollzieht seinen Willen. Nicht der Sohn nimmt den Vater in seinen Schoß und zieht ihn an seine Brust, sondern der Vater zieht den Sohn an sich und öffnet ihm den Mund zum Evangelium. Darum feiern wir die Weihnacht und die Geburt Jesu ist heute der Grund unserer Anbetung. In ihr erkennen wir das Werk unseres Gottes, der uns sein Wort so gibt, daß es bei uns wohnt. Er hat es so zu uns gesendet, daß es bei uns heimisch ist, hat es hineingepflanzt in unsre menschliche Art, hineingestellt in unsre Geschichte. So spricht es zu uns und bleibt doch Gottes Wort und ruft uns zu Gott.

Jetzt hat alles, was wir Menschen auf Erden über Gott denken und von ihm sagen, seine Vollendung erhalten; denn nun bekommt es seinen Grund und seine Wahrheit. Unser Text stellt neben das Fleisch gewordene Wort den letzten der Propheten und sofort auch den ersten der Apostel. Johannes, der Prophet, weissagte. Er sprach ein Wort über Gott, nicht ein erdichtetes, nicht ein träumendes, sondern er hat es empfangen als einen bei ihm einkehrenden Gast. Es beruht auf einer Gewißheit, die von oben zu ihm kam. Sein Wort spricht eine Hoffnung aus: „Nach mir kommt er". Es war eine gewisse Hoffnung; er war gewiß, daß er Gottes ewigen Rat erkenne. Er ist schon da, sagt er, obwohl er noch nicht erschienen ist, und ist, obwohl er nach mir kommt, dennoch vor mir gewesen. So herrlich das Wort des Propheten ist, wir sehen doch: hier ist das Wort noch nicht Fleisch geworden. Hier bleibt es noch unfertig, noch unvollendet. Es weist weg von der Wirklichkeit zu dem, was erst gedacht werden kann, weg von der vollbrachten Geschichte zu dem, was erst kommen wird. Hier ist die Erkenntnis noch größer als das Leben, das Wort noch reicher als die Tat.

Zu Johannes, dem Propheten, fügt unser Text Johannes, den Evangelisten. Wir, sagt er, haben aus seiner Fülle genommen. Auch er verkündet wieder ein Wort, ein Wort Gottes, ein seliges Wort voller Wahrheit und Kraft. Aber ohne das Fleisch gewordene Wort zerfiele es. Was der Evangelist begann, tun wir heute alle, nicht bloß ich, der ich euch das Evangelium sage, ihr auch; jeder unter uns, der heut mit fröhlichem Mund singt: Welt war verloren, Christ ist geboren, der verkündet das Wort. Aber wir alle haben aus seiner Fülle das Wort genommen, das Gottes Gnade preist. Wir schöpfen unser Wort nicht aus unserer Fülle, sagen damit nicht, was wir erforschten, wir erlebten, wir vertreten, wir vollenden. Aus seiner Fülle kommt unser Weihnachtswort. Hier redet der Mensch in seiner natürlichen Art, der

Gott nicht sieht, aber hören darf, was er uns durch Christus sagt, und lernen darf, was er nie bei sich selbst zu finden vermöchte, und empfangen darf, was er selbst nie erwerben kann. Wir weisen von uns selbst weg zu ihm. Eben darum feiern wir die Weihnacht und beten an. Denn wir haben nicht nur die Schar der Hoffenden vor uns, auch nicht nur die Schar der Glaubenden um uns, sondern über diesen beiden großen Scharen steht das Fleisch gewordene Wort, das nicht hofft, sondern bezeugt, das nicht glaubt, sondern schafft und schenkt. Er gibt dem hoffenden Wort die Erfüllung, dem glaubenden Wort den Inhalt und den Grund. Darum vereinigt er uns alle zu einer Gemeinde Gottes, die Hoffenden und die Glaubenden, den weissagenden Johannes und den das Evangelium verkündenden Johannes. Denn in ihm hat Gottes Wort seine vollkommene Gegenwart. Es hat ihn gemacht mit allem, was er ist; er bringt es uns mit allem, was er sagt und tut, schon mit seiner Geburt. Schon sie ist das deutliche, laute Wort von oben, durch das uns Gott zu sich beruft.

3.

Was das Wort uns sagt, ist Gnade und Wahrheit; sonst würde es nicht Fleisch. Dazu hat sich Gott seinen Sohn geschaffen, den er uns geschenkt hat, damit das Wort, das Gnade ist, zu uns komme. Vor diesem Wort geht in seiner feierlichen Majestät das andere Wort einher, das wir alle kennen, von dem auch unser Evangelium spricht. Heilig, hoch, als Weltregent schreitet Gottes Gesetz durch die Geschichte des Menschen, gibt uns unsre Pflicht, verwirft unsren sündlichen Willen und tut uns kund, was uns von Gott trennt. Wir lehnen uns gegen dieses göttliche Wort nicht auf und murren nicht gegen Gottes Gesetz heut am Weihnachtstag. Dazu ist ja das Wort zu uns gekommen, das Gnade ist, damit wir ganz eins werden mit Gottes Werk, eins auch mit seinem Gesetz. Wenn es freilich das einzige

Wort wäre, das wir von Gott empfingen, wenn nur das Gesetz sich in unserer Seele bezeugte, wenn Gott uns nur sein Urteil hörbar machte, durch das er uns von ihm trennt, dann endete unser Fest und die Anbetung bliebe uns versagt. Denn mit dem Gesetz Gottes sind wir nicht eins. Kennten wir nur das Gesetz, da bliebe der Streit unversöhnt, der das göttliche Wort und das menschliche Wort, den göttlichen Willen und den menschlichen Willen, die göttliche Art und die menschliche Art von einander trennt. Gottes Gesetz dient uns dadurch, daß es uns zeigt, wo wir mit Gott streiten und uns von ihm entfernen, und macht uns sichtbar, was uns von ihm trennt. Darum steht es in heiliger Höhe über uns und wird nicht Fleisch, so lange es noch Gesetz ist. Darum hat es auch die Wahrheit noch nicht bei sich, sondern nur die Hoffnung und die Furcht, nur das ferne Ziel, nicht den erreichten, vollendeten Besitz. Gott gibt uns aber noch ein anderes Wort als das Gesetz. Das lautet nicht: Du sollst, sondern lautet: Ich gebe. Das verkündet nicht: Du bist schuldig, sondern verkündet: Ich verzeihe. Das ruft uns nicht zu: Gehe weg, sondern sagt uns: Komm zu mir. Dieses Wort ist Fleisch geworden, steht in Jesus vor uns, spricht uns an und gibt uns allen die offene Türe zu Gott. Weil es Gnade ist, darum ist es auch Wahrheit. Unzerstörbar bleibt es gültig. Wie sollten wir uns sonst seiner freuen, wenn wir fürchten müßten, das Wort, das uns die Gnade gibt, schwanke und vergehe! Aber wo die Gnade ist, da ist die Wahrheit. Mit Wahrheit tritt Jesus in die Gemeinschaft mit uns ein, ruft uns mit Wahrheit, so daß wir von der ewigen Gnade gerufen sind. Er vergibt uns mit Wahrheit, sodaß alles weggetan ist, was uns von Gott trennt. Er gibt uns seine Liebe mit Wahrheit, sodaß sie unsre ewige Krone und Freude wird. Darum sind wir durch das Wort erlöst von allem Schein. Es gibt uns nicht nur eine Regel, die uns von außen bände, nicht nur eine Figur, die wir am

Festtag um uns legen und von Zeit zu Zeit auffrischen. So haben wir die Weihnachtsgabe noch nicht erlangt. Dieses Wort schafft Glauben; es faßt uns inwendig an und bringt uns darum mit Wahrheit in die Gemeinschaft und Verbundenheit mit Gott. Nun sind wir vor ihm ohne Schein und Verstellung ganz das, was wir sind. Er kennt uns; wir kennen ihn. Es weicht alle Lüge, aller Schein. Wir atmen auf, befreit von einem schweren Druck, erlöst von einer harten Last. Wir müssen nichts mehr scheinen vor Gott; denn das Wort, das die Gnade ist, macht uns wahr.

Gnade und Wahrheit, wollen wir nicht danken und mehr noch als danken, anbeten, Gottes Werk schauen, sodaß es uns gewiß wird, Gottes Gnade fassen und ihr von Herzen zustimmen? Tun wir das, so beginnt für uns das Fest, das nicht endet, die Freude, die bleibt. Das Wort ward Fleisch; wir sehen seine Herrlichkeit und beten an. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Zweiter Sonntag nach dem Erscheinungsfest.

(15. Jan. 1911.)

Luk. 4, 14—30.

Es gibt manchen Gottesdienst auf Erden, der keinen Erfolg hat. Die Stimmung, die dabei entsteht, vergeht rasch wieder und das Wort verklingt und schafft keine Tat. Mit dem Gottesdienst, den Jesus in Nazareth hielt, ging es anders. Er hat Erfolg gehabt, unvergänglichen, der nicht nur in das Leben Jesu, sondern auch in das der Nazarener aufs tiefste eingegriffen hat. Oder wollen wir sagen, das sei doch kein Erfolg, sondern ein Mißerfolg gewesen? Die Gemeinde wird zornig, steht auf, faßt Jesus, zieht ihn aus dem Betsaal heraus zum nächsten Felsen hin, um ihn hinunterzustürzen. Natürlich, das war Leid und tat Jesus weh. Er beginnt in Nazareth den Kreuzesweg. Aber es wäre nicht richtig, wenn wir sagten, darin habe er einen Mißerfolg seiner Predigt gesehen. Er hat das Kreuz nicht als einen Mißerfolg gefürchtet und gemieden. Denn er steht vor der Gemeinde als der, der die Schlüssel des Himmelreichs verwaltet. Der Schlüssel dient dazu, die Türe zu öffnen, aber auch dazu, sie zu verschließen, und nicht nur das eine, sondern auch das andere ist der richtige, ordnungsgemäße Erfolg des Evangeliums. Er löst und er bindet; wenn er das eine nicht könnte, so vermöchte er auch das andere nicht. Weil er in Wahrheit löst, versöhnt und in die Freiheit führt, darum steht er auch vor der Gemeinde als der, der ihr das Urteil spricht und das Recht an ihr vollstreckt.

Damit stehen wir vor einer Frage, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Wie steht es denn eigent-

lich mit dieser Schlüsselgewalt? Viele törichte Gedanken gehen darüber durch die Christenheit hindurch und hindern sie ernsthaft am Verständnis des Wortes Jesu; sie erschweren uns den Glauben und den Christenstand. Wann stiftet Jesus die Gemeinschaft und wann hebt er sie auf? Zwischen sich und Nazareth zerriß er die Gemeinschaft; warum brach er sie enztwei? Wann verzeiht er und wann richtet er? Wann ist er der Gnädige und wann ist er es nicht? Wir sollten Antwort darauf haben; sonst wird unser Glaubensstand unsicher, unser Verhältnis zu Gott undeutlich, dem Zweifel preisgegeben und der Schwankung ausgesetzt. Unser Text gibt uns darüber den völlig klaren Bescheid. Wir erfahren in aller Deutlichkeit, warum sich Jesus von den Genossen seiner Jugend getrennt hat. Er bietet ihnen die göttliche Gnade an. Daraus erwächst der Zwist und der Zorn, nur daraus. Die göttliche Gnade bietet er ihnen an ganz; aber auch nur sie, sie allein. Darin besteht das Amt Jesu; damit haben wir sein Werk vollständig beschrieben und wissen, was die von ihm verwalteten Schlüssel sind.

1.

Die herrlichste unter allen Verheißungen des alten Testaments las Jesus seiner Heimatgemeinde vor. Heimat! der Dichter hat gesagt: „Schönste Ros', die jemals mir erblüht", und er hat recht. Nazareth besaß auch für Jesus die Herrlichkeit der Heimat, in der die Natur zuerst in seine erwachende Seele hineinstrahlte, deren Triften und Felder, Täler und Berge er kennt, an der er sein Kleinod hat, wie wir alle es an der Heimat haben. Hier umfaßte ihn fest und innig die Gemeinschaft, die ihn hier mit allen vereint. Wie oft war er in diesem Betsaal gewesen von Kindheit an und hatte sich mit diesen Männern und Frauen zum Gebet und zur Lesung der Schrift verbunden! Und nun tat er ihnen noch das Allergrößte; denn er vollendet seine Gemeinschaft mit ihnen dadurch, daß er ihnen die Schätze des Himmelreichs anbietet. Der

Prophet hatte den verheißen, der den Armen das Evangelium bringe, die Zerschlagenen heile, die Gefangenen in die Freiheit führe, den Blinden das Auge schenke. Dazu fährt Jesus fort und sagt: Was der Prophet verhieß, ich gewähre es euch. Jetzt wird euch verliehen, was die Weissagung euch verspricht. Ihr seid arm; euch wird das Evangelium gesagt: Werdet froh in Gott. Ihr seid verwundet und zerschlagen; euch wird die Heilung geschenkt, die rettende Kraft Gottes. Ihr seid gefesselt; ich nehme euch die Ketten ab und führe euch aus dem Gefängnis hinaus; denn die Schuld ist erlassen und der Streit mit Gott vorbei. Ihr seid blind und sehet nichts von Gottes Größe; sehet Gottes Reich! So kann er sagen: Vor euren Ohren ist diese Schrift eben jetzt erfüllt worden. Ihr habt das Wort der göttlichen Gnade nun empfangen, das euch der Prophet versprach, das Wort Gottes, das euch in die Freiheit führt und eurer Armut den Reichtum Gottes an die Seite stellt. Daraus entstand der Zwist und darüber kam es zum Bruch, nur deshalb. Er bot der Gemeinde die göttliche Gnade an als ihr verliehen, als für sie vorhanden und ihr gewährt. Da kann freilich die Gemeinde nicht unentschlossen und untätig bleiben und nicht gleichgültig nach Hause gehen. Diese Predigt bringt ihre Frucht und Wirkung notwendig hervor. Weil der Gemeinde die Gnade angeboten war, war sie zur Annahme der Gnade berufen. Nimmt sie sie nicht an, so lehnt sie sie ab. Sie glaubt oder sie glaubt nicht.

Damit ist eine wichtige Wahrheit ausgesprochen, die wir uns fest in die Seele legen wollen. Die Schlüsselgewalt ist die Anbietung der göttlichen Gnade. Jesus hat nicht daneben noch eine Herrschermacht und die Christenheit hat sie auch nicht. Wenn unsere Geistlichen am Altar bei der Beichte mit der Schlüsselgewalt vor die Gemeinde treten, woher rührt das? Hängts am Talar? Hängts am Titel? Hängts am Konsistorium? Narrheiten! Woran hängt das? An der Vollmacht, uns die göttliche Gnade anzubieten und uns dasselbe

Wort Jesu zu sagen, das er der Gemeinde von Nazareth verkündet hat. Das, nur das ist die Schlüsselgewalt. Sie ist nicht eine Zornesmacht neben der Anbietung der Gnade, sodaß wir eine Gerechtigkeit bekämen, die sich neben die Gnade setzte, etwa einen verwerfenden Willen, der neben die Erwählung träte. Aus der Anbietung der Gnade entsteht die Gemeinschaft mit Gott und entsteht die Geschiedenheit von Gott.

Es gibt viele Anstöße, liebe Freunde, am Christentum, an der Kirche, am Wort der Schrift; der eine strauchelt da und der andere dort; dem einen ist jener Christ, jener Pfarrer, anstößig; dem andern der; der eine hat Not und Mühe mit jenem Gedanken, mit jenem Spruch der Schrift, mit jenem Teil der christlichen Wahrheit, der andere mit diesem. Kein solcher Anstoß trennt von ihm. Wie entsteht die Trennung? Wie kommt es zum Bruch? Wo hebt Jesus die Gemeinschaft auf und geht weg, wie er aus Nazareth weggegangen ist? An der Anbietung der göttlichen Gnade entsteht die Gemeinschaft mit ihm und entsteht der Bruch mit ihm. Das ist Lösung und Bindung. Ein anderes Gelöstwerden gibt es nicht; die göttliche Gnade löst. Ebensowenig gibt es ein anderes Gebundenwerden; die Abweisung der göttlichen Gnade bindet und legt uns die Fessel an, die uns von Gott trennt.

2.

Wir müssen aber noch etwas Zweites erwägen. Ist es nicht doch seltsam und rätselhaft, daß der Gottesdienst in Nazareth diesen Ausgang fand? In der herzlichsten Freundlichkeit und vollsten Wahrheit wird von Jesus der Gemeinde gesagt: Eure Fesseln springen und der Kerker geht auf; der Arme darf danken und der Verwundete wird heil. Man sollte denken, das Ende wäre die überströmende Anbetung, der gemeinsame Dank, durch den die Gemeinde in Eintracht mit Jesus den Reichtum der göttlichen Gnade priese. Statt dessen entsteht der Zorn, der Tumult, der Aufruhr, der Widerspruch,

der ihn schändet und richten will. Freilich ist das ein Rätsel und doch ein Vorgang, der uns wohlbekannt ist. Wenn man bedenkt, was wir an unseren Gottesdiensten haben, wie uns durch sie das Allerherrlichste, das Allergrößte, das Allersüßeste zugetragen wird, was nur ein Mensch sich denken kann, Gott, der uns in seine Kindschaft stellt, so daß wir glauben, danken, gehorchen dürfen, die süßesten, herrlichsten, größten Dinge, die in unsere Erfahrung und unseren Besitz gelangen können: sollten wir nicht denken, unsere Kirchenmauern wären viel zu eng und es wäre, als ob wir Hungrige speisten? Aber es ist ja ganz anders. Warum? Jesus liest auf den Gesichtern seiner Gemeinde den Gedanken, den er in das Sprüchwort faßt: Arzt, hilf dir selbst. Wenn du anderen die Heilung versprichst, zeige deine Kunst zuerst an dir selbst. Wie sollen wir dir vertrauen und uns in deine Hand geben, wenn deine Kunst bei dir selbst versagt und du selbst von Siechtum und Krankheit geplagt wirst? Er drückt durch dieses Sprüchwort aus, was die Gemeinde von ihm trennt. Er bietet ihr die Gnade an; damit ist sie zum Glauben berufen. Sie kann nicht gleichgültig bleiben, sie muß sich entscheiden. Entscheidet sie sich für ihn, dann glaubt sie ihm. Aber da sitzt die Schwierigkeit; da entsteht das Widerstreben. Warum, das drücken sie eben in dem Wort aus: Arzt, hilf dir selbst! Bist du denn nicht Josefs Sohn? Zu uns, den Armen, kommst du und bietest uns den Anteil am Reichtum Gottes an und bist selbst arm, ein kranker Arzt! Du trittst heran zu den Gebundenen, und sie wußten in Nazareth wohl, was ihre Fesseln waren, und doch bist du selbst gebunden, eingefaßt in das Los des Menschenlebens, beladen mit all dem Druck, den die Welt auf uns legt, hineingesetzt in die Schwachheit, die das Merkmal unseres Lebens ist. Willst du befreien, Josephs Sohn? Wie sich die Gemeinde gegen ihn empört, steht er wehrlos vor ihr, einer gegen viele, und hat ihrem Tumult nur sein Wort entgegenzusetzen. Das Wort ist keine Waffe, kein Machterweis. Hilf dir selber, dann glauben wir.

Ich brauche euch nicht zu sagen, liebe Freunde, wie sich derselbe Anstoß immer wieder durch alle Zeiten hindurch erneuert, wie mächtig er auch uns erschüttert. Hilf dir selber, zeige deine Macht, tritt hervor aus deiner Verborgenheit und gib uns deine Zeichen; das sitzt in manchem Herzen drin. Der Herr lehnt diese Zumutung ab. Dieses Sprüchwort gibt ihm seinen Weg nicht an. Er hilft sich nicht selbst und dabei ist er geblieben in voller Treue bis zum Schluß. Sie haben am Kreuz wieder zu ihm gesagt: Hilf dir doch selber. Der Schächer riet ihm das: Hilf dir und uns. Jesus hatte dafür kein Ohr. Als er am Kreuz betete und dem Vater seine Not klagte, spotteten sie darüber und meinten, er habe jetzt für sich gebetet und wolle den Elias holen sich zur Hilfe. Sie haben sich getäuscht. Wie am Anfang, so am Schluß bleibt er völlig in derselben Bahn, stets allein auf Gott gestellt, ohne für sich zu kämpfen, stets entschlossen, auf Gott zu warten und Gott zu preisen. Das war der Gottesdienst, den Jesus dem Vater dargebracht hat. Darum weil er so zum Vater stand, war er mit der Macht der holdseligen Worte ausgerüstet, sodaß er sagen kann: Die Schrift ist erfüllt vor euren Ohren durch mein euch geschenktes Wort. Das könnte er nicht, wenn er sich selbst erhöhte und auf den Rat einginge: Arzt, hilf dir selbst. Das kann er deshalb, weil Gott und Gott allein ihm hilft.

Oder war es nicht doch vielleicht ein kluger Rat, den ihm die Nazarener gaben? Sie hatten ja einen besonderen Anlaß, sich an der Niedrigkeit Jesu zu stoßen. Niemand kannte ihn so gut wie sie. Da er in ihrer Mitte aufgewachsen war, wußten sie vollständig, wie sein Leben verlaufen war. Er stand vor ihnen als eine ihnen völlig vertraute, ganz bekannte Gestalt. Nun sollen sie sich vor ihm beugen. Soll er plötzlich über sie erhaben sein und sie ihm glauben? Wäre es denn nicht doch der rechte Weg gewesen, wenn er ihnen seine Majestät enthüllt hätte? Jesus wußte, was er tat, und

eben das, was er tat, ist die herrliche Bezeugung Gottes, ist das Offenbarwerden Gottes in unsrer menschlichen Geschichte. Nur das Eine bewegt Jesus, daß uns Gottes Gnade angeboten sei. Warum werden die Armen reich? Nicht durch ihren Reichtum, sondern durch Gottes Gabe. Warum werden die Gefangenen frei? Nicht durch ihre Kraft, sondern durch Gottes erlösende Gnade. Warum werden die Blinden sehend? Nicht durch ihre Leistung, sondern weil Gott sich ihnen zeigt. Darin erkennt Jesus sein herrliches Geschäft und Amt; Gottes Gnade hält er uns vor; Gottes Gabe trägt er uns zu; Gottes Vergeben schenkt er uns. Dann muß es aber klar bleiben: Hier hilft nicht der Mensch sich selbst; hier arbeitet nicht der Mensch für sich; hier hilft Gott; hier rettet Gott; hier begnadet Gott.

Daran brach die Gemeinschaft zwischen Jesus und seiner Vaterstadt. Glauben verlangt er, auf Gott gegründeten Glauben, der das Sichtbare übersteigt und sich auf den Unsichtbaren gründet, der im Menschenmund Gottes Wort hört, im Kreuzesbild Gottes Herrlichkeit sieht.

Wer wird der Weisung Jesu folgen? Der, dem es an Gott liegt, ernst, ganz, nur der. Dem Menschen, der sich selbst sucht, hat er nichts zu geben, und wer sein Glück bei sich selbst findet und seine Gerechtigkeit in sich selbst hat, geht leer aus. Jesu Hand weist nach oben; Jesu Auge ruht in des Vaters Auge; Jesu Liebe ist dem Vater gegeben. Das möchte er auch uns schenken, möchte auch uns zu Gott rufen und unser Auge zu Gott wenden. Darum ist sein Ziel Glaube, der Gottes gewiß ist, Vertrauen zu dem, der im Himmel wohnt und regiert, Gewißheit dessen, den wir nicht sehen und der doch gegenwärtig ist in seiner göttlichen Herrlichkeit. Davor bebt das Menschenherz zurück und die beiden Wege öffnen sich. Der eine wendet sich im Glauben hin zu ihm, der andere trennt sich von ihm und wendet sich ab. Darin besteht die Schlüsselgewalt. Es gibt nicht zwei Schlüssel,

sondern Jesus besitzt und verwaltet den einen, mit dem er Gottes Gnade für uns aufschließt und uns zum Glauben führt. In der göttlichen Gnade waltet aber zugleich die göttliche Gerechtigkeit, im Heilandswerk Jesu zugleich seine richterliche Majestät. Nichts kann uns von ihm trennen als das eine, daß wir ihm den Glauben versagen. Nichts kann uns mit ihm verbinden als das eine, daß wir ihm unsern Glauben geben. Bleiben wir im Glauben, so bleibt er bei uns. Lassen wir den Glauben, so trennen wir uns von ihm. Das Amt und Werk Jesu besteht darin, daß er Glauben schafft und dem Glaubenden die Gnade gibt, nur dem Glaubenden; denn es ist Gottes Gnade, nicht des Menschen Werk. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Fünfter Sonntag nach dem Erscheinungsfest.

(5. Febr. 1911.)

Matth. 9, 35—38.

In der Kirche Christi gibt es keine bloß passive Mitgliedschaft. Wer bloß passiv ihr angehören wollte, der gehört nicht zu ihr. Man gehört ihr dadurch an, daß man an der Arbeit teilnimmt, die die Kirche Jesu in der Menschheit auszuführen hat. Daß wir die Kirchensteuern zahlen, das ist dabei das Allergeringste und gibt uns noch nicht an der herrlichen und heilsamen Arbeit der Kirche teil. Sie besteht darin, daß wir die Wahrheit sagen, dem Bösen wehren, der Liebe Gottes als Handlanger und Boten dienen und ihre guten Gaben zu den Menschen tragen, die Gott mit uns verbunden hat. Wenn wir bloß hören wollten, Gottes Wort, Gottes Wahrheit, aber nur hören wollten, ohne daß wir selber auch reden mögen, wenn wir bloß empfangen wollten, Gottes Gnade, Gottes Gabe, aber bloß empfangen und nicht arbeiten, wenn wir bloß genießen wollten, den Frieden Gottes, die süße Liebe des Vaters, aber bloß genießen und nicht dienen, das ist in der Gemeinde Jesu nicht möglich; denn das geht gegen Gottes Gesetz. Wer es dennoch versucht, der kann es nicht vollführen. Darum sind wir in der Kirche zu einer großen Arbeiterschaft vereint und jede Stunde, die uns hier versammelt, ist nie bloß eine Stunde der Feier und des Genusses, sondern immer zugleich auch Rüstung zur Arbeit. Nur dadurch, daß wir zur großen Arbeiterschar im Namen Jesu verbunden sind, sind wir auch vereint im Besitz des gemein-

samen Erbes, im Anteil am gemeinsamen Schatz, den die göttliche Gnade uns beständig gewährt.

Nun kommt es aber darauf an, daß wir die Arbeit im Sinne Jesu anfassen, nicht nach unserer Meinung mit unseren Gedanken, sondern nach seiner Regel; und wir wissen durch reichliche Erfahrung, daß seine Gedanken und die unsrigen nicht zusammenstimmen. Unser Text zeigt uns das wieder höchst eindrücklich. Jesus redet von der Arbeit anders als wir und wir wollen sein Wort an die Stelle unserer Gedanken setzen in fröhlichem Gehorsam. Wie steht es mit der Ernte? Oh, sagen wir, die ist klein; der Erfolg ist gering. Die Ernte ist groß. Wie steht es mit den Arbeitern? Oh, deren gibt es genug. Wenige sind der Arbeiter. Was ist nun zu machen? Werben! Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte.

1.

Die Ernte ist groß. Denn als Jesus durch die Dörfer Galiläas zog, wurde er vom tiefsten Mitleid mit seinem Volk ergriffen; es jammerte ihn des Volkes. Denn sie sahen aus wie eine Herde, für die niemand sorgt, die keinen Hirten hat. Zahlreiche Worte Jesu zeigen uns, warum ihn des Volkes jammerte. Da sah er den Reichen, der herrlich und in Freuden alle Tage lebte und hart wurde und sein Geld sich zum Schaden besaß, und dort sah er den Armen, eingetaucht in die Sorgen, in den Gram, vergrämt, verbittert, versunken in Schmutz und Not. Da sah er den Sünder, der dem Genuß nachlief und sich daran vergiftete, und dort die Gerechten, die ihren Lohn dahinhaben, die umsonst bitten, deren Gerechtigkeit ihnen zum Unglück ward. Dort hatte er die Unwissenheit des Volkes vor Augen, Verwirrung in allen Herzen, abergläubische, träumende Gedanken über Gott und sein Reich, und hier die Schriftgelehrten, kundig jedes göttlichen Wortes sich zur Torheit.

Darum ist die Ernte groß. Warum denken wir nicht so? Wir würden sagen: darum ist die Arbeit hart, darum der Erfolg klein; darum kann man nicht ernten. Jedenfalls ist es in dieser Lage sehr unsicher und zweifelhaft, ob überhaupt eine Ernte zu gewinnen sei. Die Arbeit ist auch nach der Meinung Jesu kein Kinderwerk, sondern ein Kreuzesweg. Auf unseren Spruch folgt sofort die Aussendung der Jünger und wir hören, zu was er sie eingesegnet hat, ehe er sie sandte: zur Armut, zum Leiden, zum Tragen des Kreuzes, zum Verlieren des Lebens, damit sie es gewinnen. Die Arbeit ist hart. Dennoch würden wir nicht mit Jesu Urteil an die Arbeit gehen, wenn wir nur dies eine sagten. Wir stünden, wenn wir nur dies zu sagen wüßten, noch nicht im Dienst des Herrn. Er sagt: die Ernte ist groß. Wie kommt Jesus dazu? Er sieht nicht nur auf die Herde ohne Hirten, nicht nur auf die Not, die ihm überall entgegentritt, sondern sieht auf den Vater, auf seine Gnade, auf seine Hilfe. Er verkündet ja das Evangelium vom Reich. Da, wo die Not groß ist, ist auch die Hilfe groß, und wo die Schuld stark wird, ist auch die Erlösung vollkommen. Da, wo der Unfriede und Jammer wohnt, ist Platz für den Frieden Gottes. Zum menschlichen Mangel fügt Jesus die göttliche Gabe, zum Hunger die Speise, die uns sättigt, zur Ohnmacht die Kraft Gottes. Darum hat er gesagt: Mich jammert des Volks; also ist die Ernte groß.

Liebe Freunde, wie steht es heute? Was führt uns zur Arbeit? Was macht aus der Kirche Jesu die zur Arbeit vereinte Schar? Not. Wer sie nicht sieht, der kommt nicht zur Arbeit. Sie tritt uns deutlich genug entgegen, riesengroß. Wie viel dunkle Gedanken fechten uns an und wie schwer finden wir den Weg zur Gewißheit Gottes! Es ist immer wieder überraschend, wie viel Schwanken, wie viel Unsicherheit, wie viel Verwirrung sich auch da findet, wo man hoffen durfte, hier finde sich Glaube. Wie viel Elend haben wir

vor uns, brennende Schmerzen ohne Hilfe, Fesseln, die sich nicht lösen lassen, Dunkelheit, in die wir kein Licht hineintragen können! Wie viel Ehen sind verwirrt, wie viel Familien zersprengt und zersplittert! Wie viele Risse haben wir in unserer Volksgemeinschaft und in unserer christlichen Gemeinschaft, tiefgehende Risse; scheinbar besteht vielleicht Gemeinschaft und es ist doch nur Schein. Wir träumen nicht, wenn wir vom Elend des Menschen reden; wir sehen es. Die Not wird nicht von uns erfunden; sie ist da. Darum ist die Ernte groß. Warum wird es dunkel? Seht! so regiert Gott. Er führt uns in die Dunkelheit, damit wir es merken, wo das Licht ist und sein Licht sehen. Warum spüren wir, was Fleisch ist mit seiner tyrannischen Gewalt? Damit wir merken, was Geist ist und wie er zu uns kommt. Warum sind wir gewalttätigen Herren unterworfen, der Obrigkeit der Finsternis? Damit wir den gerechten Herrn spüren, den, der uns durch seine Gnade regiert. Darum, wenn uns das Bedürfnis sichtbar wird, uns das Elend entgegentritt und die Verwirrung uns an die Seele greift, dann sagen wir nach des Herrn Sinn: zur Not kommt die Hilfe; an die Schuld tritt die Versöhnung heran; zum Unfrieden gehört der Friede und zur Lieblosigkeit die Liebe. Gott ist Licht, und wer in seiner Gemeinschaft wandelt, der wandelt im Licht. Darin besteht die Ernte und sie ist groß.

Wenn wir sagen: die Arbeit ist groß, die Plage ist groß, die Schwierigkeiten sind groß, dann tun wir unsere Arbeit nicht freudig. Dann kann sie auch nicht gelingen. Wenn wir sagen: die Ernte ist groß, dann tun wir die Arbeit mit Freuden und so muß sie geschehen. Nur so kann sie gelingen. Der Sieg, der die Welt überwunden hat, ist nicht unser Stöhnen über die Welt, nicht unsere Klage, daß wir nichts ausrichten. Das Wort Jesu: die Ernte ist groß, hat Glauben in sich und der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Das ist eine wichtige Regel für uns alle. Wer zu

arbeiten hat, und sei es auch nur im allerengsten Kreis, im Kreis, den die Hausmutter verwaltet, immer heißt es: Sieh die Not; laß sie dich jammern; aber salbe dein Angesicht. Es jammerte Jesus nicht über das Volk; denn er jammerte nicht über Gottes Werk und Regierung, sondern verkündete Gottes Herrschaft und sein herrliches Reich. Das ist das Fundament, auf das sich alle Arbeit der Christenheit zu stellen hat.

2.

Wie steht es nun mit den Arbeitern? Oh, sagen wir, solche gibt es viele, Tausende von Geistlichen, eine ganze Armee von Missionaren, ein Heer von Diakonissen und vollends, da ja nicht nur die, die in irgend einer Weise ein Amt haben, in der Arbeit stehen, sondern die Mitgliedschaft in der Kirche alle aktiv macht, eine zahllose Christenheit, die imstande ist, das Wort Gottes zu sagen, ermächtigt, die Gnade Gottes allen zu bringen, fähig, jedem den Weg zu zeigen, der ihn aufwärts führt. Für Jesu Zeit, sagen wir vielleicht, gilt der Spruch. Er mit seinen zwölf Jüngern hatte das Leid in der Seele, das der erfährt, der Leutemangel hat, der auf seinem Acker die Frucht reifen sieht, ohne daß ein Schnitter die Garben sammelte, weil ihm die Hände fehlen, die die Arbeit täten. Das war bei Jesus im Anfang so; aber heute in der großen Christenheit, der wohl organisierten und herrlich verfaßten, heute gibt es doch keinen Leutemangel. Wenn wir so reden, sehen wir die Not noch nicht und sind zur Arbeit noch nicht tauglich. Leutemangel, sehet, das ist es gerade, was uns drückt. Bedürfnis ist in Fülle da und das Elend riesengroß und die Konfusion, die Torheit, der Wahn sind mächtig. Aber wo ist der Mund, der dem Verwirrten das göttliche Wort so sagt, daß er es fassen kann? Wo ist die Hand, die den Verirrten faßt, so faßt, daß er sich leiten läßt? Wo ist die Liebe, an der die Frierenden und die Erfrierenden warm werden, so warm, daß sie zum Leben kommen? Das Feld,

das auf die Arbeit der Christenheit wartet, wird immer größer und Gottes Gnade sendet uns auch Schnitter, die er zu seinem Werk tüchtig macht. Wenn wir aber auf die Arbeit sehen, die ungetan bleibt, dann wird der Schmerz Jesu immer wieder in allen seinen Dienern wach und wir müssen sagen: Große Ernte, keine Schnitter, nur ganz wenige.

Woran liegt das? Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Wenn ich für mich schneiden und meine Ernte einsammeln will, wenn die Garben in meine Scheunen kommen sollen, das ist nicht Arbeit, nicht Arbeit im Dienste Jesu. Wir dürfen nicht für uns sammeln, für uns schneiden, für uns ernten wollen. Das ist die Bedingung, an der das Gelingen und der Segen der Arbeit unverbrüchlich hängt. Da entsteht nun die Schwierigkeit. Ich rede wohl; aber so, daß der andere mich hören soll. Ich preise ihm meinen Glauben an, ziehe ihn zu mir, will ihn gewinnen für meine Überzeugung, für meinen Kreis, für meine Größe. Viel Arbeit wird dadurch unfruchtbar, hört dadurch auf, Schnitterarbeit zu sein. Wir können die Arbeit nur deshalb tun, weil wir mit der Gnade Gottes an die Not der Menschen treten. Nicht mein Wort, das seine ist Licht in der Dunkelheit, Wahrheit, die den Zweifel überwindet. Nicht meine Liebe macht jemand warm; an meiner Brust findet er nicht das Leben. Seine Liebe macht warm zu ewigem Leben. Nicht meine Macht schafft der Gemeinde die Hirten; seine Herrschaft gibt sie ihr. Darum ist es Erntezeit, Erntearbeit, weil wir Gottes Reich verkünden. Dann muß aber auch er der Herr der Ernte bleiben. Wer auf Gottes Acker geht und schneidet dort für sich die Garben, der ist ein Dieb. Durch die Tür der Hürde tritt der Hirte zu den Schafen. Die rechte Arbeit, die Schnitterarbeit, ist Dienst Gottes. Daraus entsteht für uns die Not, die Schwierigkeit, die beständige Gefahr.

3.

Darum fährt Jesus fort: Bittet den Herrn der Ernte, daß er die Arbeiter sende in seine Ernte. Wunderbar, Jesus hat die Macht, einem Aussätzigen zu sagen: Werde rein. Ja noch mehr, er stellte sein Machtwort den Geistern entgegen, die verheerend den Menschen plagen, stand vor dem Sturm in der Hoheit dessen, der sich neben Gott vor nichts fürchtet, sondern aller Dinge mächtig ist. Warum schafft er nicht eine Arbeiterschar, eine Heilsarmee mit wehenden Fahnen? Bittet, sagt er, den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte.

Der Herr hat nicht bloß gebetet, sondern ist selbst durch Galiläa gewandert und hat auch seine Jünger ausgesendet, eben die, zu denen er sagte: Bittet. Aber damit er sie aussenden kann, erweckt er zuerst in ihnen die Bitte: Herr, sende du deine Arbeiter. Bitten müssen sie lernen; sonst können sie nicht arbeiten. Daß sie bitten lernen, das ist unbedingt nötig; das muß so sein; das ist die Regel Gottes, die nicht schwanken kann. So kommen wir in den Dienst Gottes. Rechte Arbeit muß erbeten sein. Es wäre ja anders, wenn wir für uns selbst ernten wollten. Dann könnten wir alle werben, die mit Hand anlegen wollten, und nach unsren Plänen verfahren, wie es uns praktisch und erfolgreich scheint. Es soll aber Gottes Werk geschehen und Gottes Ernte eingesammelt werden. Wir wollen nicht reden, was uns in den Sinn kommt, sondern Gottes Wort sagen, wollen nicht mit unserer Kraft helfen, sondern Gottes Gnade preisen. Gottes Werk tun wir dann, wenn wir bitten. So kommt es immer und immer wieder zur deutlichen Bezeugung: Nicht mein Wille, sondern dein Wille; nicht mein Werk, sondern dein Werk; nicht mein Wort, sondern dein Wort und deine Wahrheit. Seht, da liegt der Grund, warum in der Christenheit das Gebet nicht aufhören kann, warum wir uns nie nur in eine dankende und feiernde Gemeinde verwandeln, warum das

Bitten unsere Pflicht und mehr noch: unsere Macht und unsre Ehre ist. Wir könnten es lassen, wenn es bloß das Leiden wäre, was uns zum Bitten triebe. Dann möchten wir sagen: Herz, sei still und schweige, und unsre Lenden gürten und stumm unsre Last tragen. Aber wir haben den Dienst zu tun, haben an der Arbeit teil, haben unser Werk auszuführen, Gottes Erntewerk. Jetzt heißt es bitten. Denn nur dadurch wird unser Wille rein, unser Wille eins mit Gottes Willen.

Arbeit, Freunde, macht das Leben süß. Das gilt in ihrem Maß sogar von der Arbeit, zu der uns die Natur zwingt, von der Arbeit, mit der wir den natürlichen Bestand unseres Lebens erhalten. Aber ganz wahr wird dieses Wort doch erst dann, wenn die Erntearbeit beginnt, von der unser Text redet, die Arbeit, wo wir in unserem Maße, so klein und schwach wir sind, der göttlichen Wahrheit und Gnade dienen an denen, die Gott zu uns führt. Das ist süße Arbeit; aber sie will erbeten sein. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Estomihi.

(26. Februar 1911.)

Matth. 16, 21—23.

Heute betrachten wir, wie Jesus den Kreuzesweg antritt, und übermorgen ist Fastnacht. Jedes Kind begreift, daß das unvereinbare Dinge sind. Das sind zwei verschiedene Methoden, sich glücklich zu machen, selig zu sein. In der Reihenfolge der Tage, die in dieser Woche an uns vorübergehen, liegt die anschauliche Auslegung unseres Wortes: Du meinst, was menschlich ist; ich denke an das, was göttlich ist. Du meinst, was menschlich ist, und feierst Fastnacht; ich denke an das, was göttlich ist, und gehe ans Kreuz selig. Denn das bleibt auch Jesu Begehrung, daß er im Vater die vollendete Freude habe. Er will ja uns selig machen und das hat die Voraussetzung darin, daß er selig sei. Wer nicht selig ist, kann niemand beseligen.

Aber wir haben vor Augen, wie gänzlich verschieden hier die Vorstellungen über das sind, was Glück sei, wie man sich selig mache, was man zu begehren habe, damit das Herz froh werde. Wir denken menschlich; das hat zur Folge, daß wir, um froh und glücklich zu sein, die Bürde wegwerfen. Wie kann ich selig sein, wenn ich eine Last trage, wie froh werden, wenn gleichzeitig der Schmerz mich faßt? Fort mit der Bürde. Und nun sind wir grob oder fein und in jeder Jahreszeit, nicht nur im Februar, ganz nahe bei der Fastnacht, ganz nahe bei der Narrenfreiheit. Die Bürde muß weg, also der Verstand fort, die Besinnung fort, das Gewissen

fort; der Rausch macht selig. Du meinst, was menschlich ist, bist mit deinen Gedanken bloß bei dem, was du wünschest, du begehrest, dir schmeckt, dich beglückt. Jesus geht einen anderen Weg; ich bin, sagt er, auf das bedacht, was Gottes ist, daß Gottes Wahrheit sichtbar werde, Gottes Gerechtigkeit sich offenbare, Gottes Gnade erscheine. Nun wirft er die Bürde nicht weg, sondern er ergreift sie und trägt sie. Er lehnt das Kreuz nicht ab, sondern er nimmt es aus des Vaters Hand und bei dem, was wir aus des Vaters Hand empfangen, ist immer Freude. Wie brachte es Jesus fertig, seinen Jüngern zu sagen: „Wir ziehen hinauf nach Jerusalem und dort wird des Menschen Sohn gekreuzigt werden", ohne daß es ihn erdrückte, ohne daß er zusammenbrach? Das ist Gottes Weg; dorthin leitet ihn der Vater. Das Kreuz ist Gottes Gabe; Gottes Gabe nimmt man willig an. Mit Gott leiden, das macht auch aus dem Leiden einen Grund der Freude; um Gottes willen sterben, das bringt sogar in den Tod die Seligkeit. Wir haben am Gekreuzigten vor Augen, was für uns die Worte: Glück, Freude, Seligkeit bedeuten dürfen. Nicht das lernen wir bei ihm, daß wir das Verlangen nach dem Glück ersticken und den Durst nach der Seligkeit aus der Seele reißen müßten. Göttlich gesinnt sein heißt nicht unmenschlich gesinnt sein und bedeutet nicht den Streit gegen die Natur. Der Schmerz war auch für Jesus Schmerz und der Tod Tod; er tat aber, indem er ihn litt, den Willen Gottes und das bringt in die dunkelste Nacht einen hellen Strahl des Lichtes und macht auch aus dem Leiden eine Wurzel und Quelle der Seligkeit. Nicht das haben wir unser Glück in Jesu Gemeinschaft zu heißen, daß uns kein Schmerz anrühre, kein Leid treffe, keine Bürde bedrücke. Wir begehren darum auch nicht die Narrenfreiheit, die die Bürde abzulegen sucht, sondern wir empfangen von ihm durch sein Kreuz das, daß wir mit Gott leiden lernen. Dann wird nicht trotz des Schmerzes dennoch die Freude bei uns wohnen, sondern weil

wir mit Gott leiden, sind wir froh. Alles, was aus Gottes Hand kommt, ist in das Himmelslicht eingetaucht; was uns Gott beschert, ist nie nur Schmerz, nie einzig Qual, nie einzig Druck. Was Gott uns gibt, weil er es uns gibt, macht selig, und darin besteht die Seligkeit des Christenstands.

2.

Zum Glück gehört auch der Erfolg. Hier scheiden sich aber die beiden Gedanken, die des Menschen und die Gottes, wieder vollständig und auch hier verschafft uns die Reihenfolge der Tage eine deutliche Auslegung für unser Wort. Gestern feierten wir den Geburtstag unseres Königs. Wir brachten ihm alle unsere herzlichen Wünsche dar. Wir wünschen ihm Erfolg, der die Hemmnisse überwindet und die Ziele erreicht, zu denen ihn sein Amt beruft, wünschen ihm Macht, die durchzuführen vermag, was begonnen wird, und die Voraussetzung dazu, Leben, langes Leben, ein starkes, sonniges Alter. Menschlich sind diese Wünsche, menschlich, im edelsten Sinn, im richtigen Sinn, aber eben nur menschlich. Heute haben wir vor Augen, wie Jesus sich sein Königtum bereitete, wie er seine Herrschaft verstand. Auch er braucht Erfolg und begehrt Macht, eine Macht, die unvergleichlich größer ist als die, die irgend einem Menschen zufallen kann. Er wird der Herr aller, der König der Menschheit, soweit Gottes Reich reicht, soweit die Menschheit eine Gemeinde Gottes ist. Aber er denkt nicht an das, was ihn selbst erhöht, verherrlicht, offenbart und mächtig macht. An das dachte Petrus und denkt jedermann; er aber denkt an das, was Gottes ist. Darum kämpft er nicht für sich selbst, wirbt nicht für sich, bereitet nicht sich selbst den Thron. Er begehrt die Dornenkrone; denn so wird es offenbar, von wem seine Herrschaft stammt, wer ihn zum Herrn einsetzt. Durch das Kreuz wird der zum Herrn, den Gott zum Herrn gemacht hat. Aus der Dornenkrone wird die Krone der Herrlichkeit

einzig und allein durch Gottes schöpferische Tat. Darum wurde Jesus von seiner königlichen Sendung ans Kreuz geführt, damit es offenbar sei: Hier arbeitet nicht der Mensch für sich und nicht der Mensch spricht hier seinen eigenen Willen aus und nicht Menschengröße wird hier hergestellt, sondern hier waltet Gott. Wen er zum Herrn gemacht hat, der wird es durch das Kreuz.

3.

Zum königlichen Amt Jesu gehört sein richterliches Werk. Er sagt zu Petrus: Wir ziehen hinauf nach Jerusalem; dort kommt die Entscheidung; dort gibt es den Kampf. Petrus ist einverstanden. Er will sich nicht von Jesus scheiden, wenn er nun seinen letzten Gang antritt; im Gegenteil, auch er wartet mit Verlangen auf den entscheidenden Tag, an dem Jesus sein Werk in Jerusalem vollbringen wird. Aber nun kommt seine menschliche Art ans Licht. Wenn es dort Kampf gibt, so wirf deine Gegner nieder; brich sie entzwei; schaffe Recht; du bist der Herr, der richten soll und kann; tue, was des Richters ist. Das ist menschlich geredet, nicht göttlich. Auch Jesus hält fest: Die Entscheidung kommt mit ihrem ganzen Ernst und das Recht geschieht. Der Feigenbaum, der keine Frucht trägt, wird weggetan und der Tempel, der zur Räuberhöhle ward, bricht entzwei, so daß von ihm kein Stein auf dem anderen bleiben wird. Als er mit dem Kreuz die heilige Stadt verließ, sagte er: Wenn das am grünen Holz geschah, was wird aus dem dürren werden; denn für dürres Holz ist das Feuer da. Aber menschliche Gerechtigkeit und göttliche Gerechtigkeit, das ist zweierlei. Menschliches Gericht und das Gericht Jesu ist nicht eins. Menschliches Recht geschieht so, daß es den Schuldigen trifft. Den, der uns angreift und das Recht verletzt, fesseln wir, schänden wir, beseitigen wir. Das ist menschliches Gericht; nach ihm muß der, der das Recht gebrochen hat, es büßen, und wer ge-

sündigt hat, leiden. Wir heben die Gemeinschaft mit dem Schuldigen auf. Schuld führt nach menschlichem Recht zum Tod.

Aber das göttliche Recht, das Jesus vor Augen hat und durch sein Kreuz vollstreckt, lautet anders. Der Unschuldige tritt ein für die Schuldigen; der Gerechte leidet für die Sünder; der Christus stirbt, damit die Gemeinde lebe. Daran denkt Jesus, nicht an das Recht, das ihn beschützt und erhöht, sondern an das Recht, das Gott verherrlicht. Gott gehört diejenige Gerechtigkeit, die über die Sünde triumphiert; er verherrlicht sich durch dasjenige Gericht, in dem zugleich die ganze Gnade ist. Sein Recht hat sein Merkmal daran, daß sich in ihm die schöpferische Herrlichkeit der Liebe offenbart. Darum tritt Jesus zum Schuldigen hinzu, nicht von ihm weg und hält die Gemeinschaft mit ihm fest. Er läßt nicht Israel fallen, sondern geht selbst in den Tod, läßt die Welt nicht sterben, sondern trägt selbst das Kreuz. Das ist Gericht, Recht, Gerechtigkeit, aber eben Gerechtigkeit Gottes, nicht die unbarmherzige Gerechtigkeit des Menschen, nicht die tötende Gerechtigkeit, die Schande und Not erzeugt, sondern die heilende Gerechtigkeit, die helfende Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit, die uns gerecht macht, uns, die Ungerechten, in der Gerechtigkeit Gottes, uns, die Schuldigen im Blute dessen, der für uns gestorben ist. Das ist dasjenige Gericht, durch das sich Gottes Herrlichkeit offenbart.

4.

Der Sieg des Rechts geschieht durch den Sieg der Gnade. Aber hier scheiden sich nochmals die Gedanken des Menschen und die Gedanken Gottes. Wenn du gnädig bist, denkt Petrus, wenn du so gütig bist, daß du Israel nicht anrechnest, was sie gegen dich tun, und so treu, daß du die Gemeinschaft mit ihnen nicht aufheben kannst, dann verzeihe ihnen, und damit ist alles gut. Jesus stimmt zu; er verzeiht und bleibt unverändert derselbe, wie er war, ehe er den Jüngern sein

Sterben weissagte, auch nachdem er es ihnen verkündigte. Das hat für Jesu Arbeit keine Änderung bedeutet. Daß er verworfen wird, macht ihn nicht bitter, nicht unwillig zum Dienst, nicht unfähig zum Helfen. Er bleibt, was er war, der Bote der Gnade, der Zeuge der göttlichen Barmherzigkeit. Das ist Vergebung, nicht nur beschriebene, gelehrte, sondern betätigte Vergebung, Vergebung nicht in Worten, sondern im Werk. Aber der menschliche Gedanke und der göttliche Gedanke trennen sich auch in diesem Punkt. Wenn wir vergeben, so heißt das: wir decken zu und sind still und unter der Hülle bleibt das Übel und die verschwiegene Sünde wächst und das verhüllte Unrecht wird immer mehr zum Grund der Entfremdung und der Not. Wir sind daher mit dem Verzeihen oft die Pfleger der Sünde. Gottes Verzeihen ist nicht so beschaffen. Darin besteht die ganze und echte Gnade, daß sie uns die Sünde nimmt. Darum heiligt uns Gottes Vergeben. Es duldet das Böse nicht, sondern schafft es weg, läßt die Sünde nicht bestehen, sondern überwindet sie. Darum steht vor der göttlichen Vergebung die Enthüllung der Schuld. Auf die eingestandene Schuld setzt Gott sein Vergeben. Darum ist es Jesu Amt, unser Versöhner zu sein. Denn Gottes Gnade und Vergebung macht zugleich sein Gericht offenbar. Weil Jesus an Gottes Recht und Gottes Gnade dachte, darum verzeiht er so, daß er das Lösegeld für uns bezahlt. Er deckt alle unsere Schuld zu, aber so, daß er sie uns zuerst zeigt und uns von ihr befreit. Er will uns wirklich helfen, so helfen, daß wir zu Gott gelangen. Darum muß zuerst ans Licht, was der Mensch ist; deshalb muß Israel fallen und seinen Kampf mit Gott vollenden bis zum Tode dessen, der im Namen Gottes zu ihm kommt. Zuerst muß sichtbar werden, daß in der Welt für den kein Platz ist, den Gott uns gab. Uns allen verschafft Jesus durch sein Kreuz den Einblick in unsre menschliche Art. Das kann keinem erspart werden, der Gottes Vergebung empfangen will. Wir

müssen alle unter das Kreuz und dort sehen, was wir von Gott halten, wie wir uns gegen ihn setzen, wie wir in Streit und Hader gegen ihn sind, was ein Menschenherz in sich trägt. Dort wird das offenbar und dort wird es gerichtet. Das göttliche Urteil tritt hier in Kraft und lautet: Schuldig. Aber die Enthüllung der Schuld ist unsere Errettung. Denn sie geschieht dazu, damit uns verziehen sei.

Das ist der göttliche Gedanke, den Jesus in seinem Herzen trug, als er sich zum Kreuz bereitete, und darum hatte er auch auf dem Kreuzesweg die Seligkeit und darum fand er durch sein Kreuz die königliche Macht und Herrlichkeit. Er war darauf bedacht, daß Gottes Recht und Gottes Gnade erscheine als ein einiger Wille im selben Werk, durch das die menschliche Schuld offenbar wird und die Versöhnung empfängt. Sollen wir mit einem Wort aussprechen, was Jesus zum Kreuz gebracht hat, das Lied, das wir sangen: O du Liebe meiner Liebe! gibt uns dieses Wort. Nicht an das denken, was den Menschen gehört, sondern auf das bedacht sein, was Gott gehört, das ist Liebe, Liebe Gottes und das ist die ganze Liebe, die große Liebe, die alles umfaßt, was zu Gottes Reich und Eigentum gehört. Darum ist das Kreuz Jesu zugleich ein Geheimnis und ein heller Glanz voll Licht und Wahrheit. Es ist ein Geheimnis, weil wir menschlich denken und nicht begreifen, daß der Herr es anders macht als wir. Und es ist zugleich ein heller Glanz voll Wahrheit: denn wir ahnen, was Liebe ist, und können sie sehen und verstehen, nachdem Jesus sie uns vorgehalten hat.

Eben jetzt weihen sie drüben in der Neckarvorstadt eine neue Kanzel, eine neue Kirche ein. Es liegt uns daran, daß das Wort Jesu zu allen gelange, die in unserer Stadt wohnen, daß Raum da sei für alle, die hören wollen, die beten wollen, die empfangen wollen, was uns Jesus mit seinem Kreuz erworben hat. Wir meinen nicht, eine neue Kirche mache unsre Stadt fromm; wir könnten sie mit neuen Kanzeln, neuen Pfarrern

zu Gott treiben und ihm unterwerfen. Der Kreuzesweg bleibt für die Kirche immer gültig. Sie hat nicht menschlich, sondern göttlich zu denken. Wir wissen wohl, wie weit das auseinander liegt, was wir Menschen begehren und was Jesus uns anzubieten hat. Aber eben, weil wir menschlich denken und nicht göttlich, brauchen wir die Stätte, wo das Wort dessen zu uns kommt, der göttlich denkt, und uns der Weg zu seinem Kreuz geöffnet wird, zu jener Liebe, die Gerechtigkeit ist, zu jener Gnade, die wahrhaftige Hilfe verschafft, zu jenem Herrscher, der uns deshalb zu sich beruft, weil er uns mit Gott versöhnt. Wir bitten Gott, daß er zur neuen Kanzel auch die neuen Zeugen ausrüste, die sein Wort sagen, und die neue Gemeinde schaffe, die das Wort vom Kreuze Jesu hört und bewahrt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Misericordias Domini.

(30. April 1911.)

Joh. 10, 22—30.

Wenn wir unser öffentliches Leben in Staat und Kirche betrachten, so sehen wir manchmal Vorgänge von derselben Art wie der, den unser Text erzählt. Die Juden stellen sich um Jesus her, dringen auf ihn ein, wollen von ihm eine Erklärung erzwingen; er soll sein Programm entwickeln, eine Parole ausgeben. Dann wollen sie entscheiden, ob sie sich zu ihm halten, ob er von ihrer Partei sei oder nicht. Falls sie mit ihm zufrieden sind, so bieten sie ihm ihre Unterstützung an. Rein, unbefleckt, unbezwungen geht Jesus fort aus dieser Schar und wir spüren dabei unsere Schwachheit, unsere menschliche Armut und Sünde. Denn wir geben dem Druck häufig nach, sind bald bezwungen, bald irgendwo eingefangen, zwingen auch die andern, wollen sie uns dienstbar machen und fangen sie für unsere Interessen ein. Jesus dagegen bewirkt, daß diese dicht geschartе Reihe sich öffnet und ihm den Weg frei gibt. Nicht so, daß er schwiege, sich fürchtete und auf ein Zeugnis verzichtete. Er hat gesprochen, so groß wie immer. Das ganze Evangelium liegt in unserm Text. Er ist geeignet, uns das Wesen des Christentums vollständig klar zu machen. Aber sein Ziel liegt höher, nicht da, wo die ihn umringende Schar es sucht. Er will eine innerliche Gemeinschaft stiften, die eben darum für die Ewigkeit gilt. Darum spricht er vom Grund des Christenstandes: Meine Schafe hören meine Stimme, von der Kraft des Christenstandes:

Ich kenne sie, vom Ziel des Christenstandes: Sie folgen mir, von seiner ewigen Gemeinschaft mit uns: Niemand reißt sie aus meiner Hand.

I.

Meine Schafe hören meine Stimme. Rühre dich, sagen ihm die Juden, wirke, arbeite; man versteht dich nicht und weiß nicht recht, für was du dich hältst und was du für dich beanspruchst; wenn du uns befriedigst, dann halten wir uns zu dir. Sie tun, als ob der Christenstand ihr eigenes Werk sei, und sie machen sich in ihren Gedanken ein Programm zurecht, wie es ihnen gefällt. Sie wollen sich nach ihrem eigenen Willen zu Jesus halten und ihn für sich gewinnen. Meine Schafe — da spricht ein anderer, der Hirt, der sich sein Eigentum selbst erwirbt. Hier redet der, der ruft, damit wir gerufen seien, der nach uns greift, damit wir erfaßt seien, der, der gibt, damit wir empfangen, leitet, damit wir gehorchen. Das ist das erste, was wir uns aus unserem Text aneignen wollen, und das ist immer wieder eine selige Wahrheit von höchster Wichtigkeit. Nicht wir schaffen uns unsere Ueberzeugung an, nicht wir wählen uns unseren Glauben, nicht wir machen uns unseren Christus, nicht wir produzieren Frömmigkeit und Religion mit unserer Vortrefflichkeit. Gott fängt an. Wenn er nicht anfängt, gibt es keinen Fortgang und keine Vollendung. Wir erhalten unsern Platz bei Jesus dadurch, daß er uns dorthin stellt. Das, was wir unsern inneren Besitz heißen dürfen, das ist Geschenk, Frucht unseres Erlebnisses, nicht Erzeugnis unserer Willkür, nicht ein Fabrikat unserer Anstrengungen. Dazu werden wir bereitet durch Gottes schöpferische Hand. Darauf beruht die ganze Freudigkeit und Seligkeit des Christenstandes. Wenn wir uns sagen müßten, du hast Jesus erwählt, dann wäre unsere Gemeinschaft mit ihm brüchig. Nun steht es anders: Er hat uns erwählt. Darum erwählten wir ihn. Wenn wir uns

sagen müßten, mein Glaube ist das Ergebnis meines Forschens, meines Willens, meiner geistigen Arbeit, liebe Freunde, wer wollte sich dann auch nur einen Augenblick mit ihm abgeben? Dann wäre er nichts, wertlos, Schaum und Rauch wie aller Menschen Meinungen. Er ist uns gegeben und wir werden zu ihm bereitet. Er entsteht aus dem, was Gott in uns und aus uns macht. Jetzt dürfen wir danken; jetzt ist uns Gewißheit gegeben. Jetzt haben wir einen Erwerb, der uns einen unzerstörbaren Schatz verschafft. Damit fällt aller Dünkel, alle Ueberhebung, alles Prunken vom Christenstand weg. Meine Schafe hören meine Stimme; das Schaf gehört dem Hirten, weil der Hirte es zu seinem Eigentum gemacht hat. Das gibt keinen Anlaß zum Selbstruhm und ist kein Verdienst. Wir haben den Grundriß des Wortes Jesu noch nicht verstanden, wenn wir uns selbst mit dem, was wir unsern Christenstand heißen, schmücken und zieren. Wenn wir aus unserem Glauben einen Ruhm machen für uns, so wäre er nichts, entweiht, zerstört, befleckt und unbrauchbar. Aus Gottes Werk entsteht das, was uns mit ihm verbindet, daß das Wort Jesu in unser Ohr fällt, daß es uns erfaßt, daß wir merken, hier redet ein anderer als Fleisch und Blut, hier redet Gott, hier sucht dich Gottes Gnade: das ist Gottes Werk. Darum entsteht daraus unser Lob Gottes, unser Dank, unser Friede, unsere Gewißheit, aber nie unsere Hoffart, nie unser Dünkel, nie unser Eigenruhm. Oder ist das ein schrecklicher Gedanke, daß wir unseren Platz uns nicht selbst wählen, sondern ihn bekommen, daß der Weg uns bereitet wird und wir auf ihn geführt sind durch die regierende Hand der schöpferischen Gnade, in der wir liegen wie der Ton in des Töpfers Hand? Ja, wenn Gott für uns dunkel ist, scheint uns das freilich eine peinliche Sache zu sein. Abhängig zu sein, wenn ich nicht weiß, von wem, ist freilich eine unbequeme Lage; wenn ich empfangen muß und nicht weiß, wer der Geber ist, so habe ich daran freilich einen Grund zur Sorge. Wenn

ich ein Bedürfnis habe, das ich nicht decken kann, und keinen kenne, der meinem Hunger die Speise reicht, so ängstige ich mich mit Recht. Aber so ist es doch nur dann, wenn wir niemand kennen als uns selbst, wenn unser Auge im irdischen Bereich gefesselt bleibt. Eben dazu ist der gute Hirte in die Welt hineingetreten, damit wir den kennen, von dem wir abhängen, und wissen, wer für unser Bedürfnis die Gabe hat und zu unserer Not die Hilfe, zu unserer Schwachheit die Kraft hinzufügt. Abhängig sind wir von Gott und er führt jeden an den rechten Platz. Jetzt weicht alle Sorge, alle Unruhe, alle Bangigkeit. Gott waltet. Laß dir deinen Platz von ihm geben. Er gibt dir den rechten Platz.

II.

Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie. Damit ist die Kraft des Christenstandes ausgesprochen. Unsere Gemeinschaft mit Jesus hat eine unsichtbare Seite und die dürfen wir nie übersehen, wenn wir das Wort Jesu hören. In unserem Blick steht nur das, was wir selbst erleben, was sich in unseren Herzen zuträgt, wie wir uns innerlich verhalten und bewegen, glauben, Buße tun, lieben, gehorchen. Aber das ist nicht das Ganze, ist noch nicht das Christentum. Was kommt denn noch dazu? Ich kenne dich. Erst jetzt werden die großen Worte des Evangeliums durchsichtig, glaublich, sinnvoll. Wie sollten wir von unserem Glauben sagen, er sei unsere Gerechtigkeit, wenn wir einzig das erwägen, was sich in uns selbst zuträgt und unser inwendiges Erlebnis, unsere christliche Erfahrung bildet? Wie sollte unser Glaube diesen Wert und diese Wirkung haben, wenn uns nichts weiter mit ihm gegeben wäre, als das, was durch ihn zu unserem inwendigen Erlebnis wird? Warum können wir mit Grund und Sicherheit sagen, daß uns unser Glaube in die Gemeinschaft mit Gott versetzt? „Ich kenne dich.“ Jetzt wird es anders. Nicht nur mein Auge wendet sich nach oben, sondern

sein Auge wendet sich herab zu mir. Er bekennt sich zu uns, nicht nur wir zu ihm; er hält Gemeinschaft mit uns, nicht nur wir mit ihm. Und weil er uns kennt, darum ist unser Glaube unsere Gerechtigkeit. Oder wie sollte es je einer wagen dürfen zu sagen, er sei bekehrt, wenn er bloß auf das achtet, was in seinem Herzen vor sich geht, bloß auf das, was er selbst mit seiner Anstrengung, mit seiner Wahrhaftigkeit, mit seiner sittlichen Tapferkeit leistet? Und wenn er noch so tapfer ist, darf er sagen: Ich habe den Strick zerrissen, der mich an die Sünde band, ich habe den Sieg gewonnen, der mich von allem Bösen trennt, ich bin aus der Knechtschaft erlöst, in die uns die Welt, der Satan und die Sünde bringen? Wir sehen an uns immer nur unsern schwankenden Willen, der sich jetzt dem göttlichen Wort ergibt und dann wieder für mancherlei törichte und schädliche Reize offen ist, beobachten an uns immer nur das Gemenge, das unsere Herzen erfüllt wie jedes Menschenherz, wo die Triebe des Geistes und die Triebe des Fleisches auf einander stoßen, wo Schwankung und Kampf das Menschenlos bleibt, so lange wir auf Erden sind. Und doch, wir dürfen sagen: Freie Leute sind wir geworden, los vom Bösen, bekehrt zu Gott, neu geboren, eines Lebens teilhaftig, das nicht aus der Natur und dem Menschenwillen stammt. Was gibt uns dazu das Recht? Warum ist ein solches Wort nicht Fantasie, nicht Schwindel? „Ich kenne dich.“ Darum bleibst du frei vom Bösen und geschieden von der Sünde, bleibst auf Gottes Wegen, weil nicht wir nur Gemeinschaft mit ihm haben, sondern er Gemeinschaft mit uns hält. Weil nicht nur wir aufsehen zu ihm, sondern er herabsieht zu uns, darum ist unsere Gemeinschaft mit ihm fest, voll Kraft, und führt uns an sein Ziel.

III.

An sein Ziel; das ist das dritte, wovon unser Textwort spricht. „Ich kenne sie und sie folgen mir.“ Jesus

wendet unseren Blick nicht nur rückwärts auf das, was in unserer Erfahrung schon enthalten ist und unsere Geschichte uns schon bereitet und als seine Gabe uns verliehen hat. Denn er bereitet uns nicht nur eine Vergangenheit, in der uns die Zeugnisse Gottes entgegen treten, sondern hat ein Ziel. Der Hirt führt seine Herde und sie folgt ihm nach. Er soll ja Gottes Reich auf Erden wirken, soll die Gemeinde schaffen, die in ihm zu Lob und Dank verbunden ist. Das ist ein Werk, das noch nicht fertig ist, ein Weg, der über das hinaufführt, was wir jetzt schon sind und sich zum ewigen Ziel Gottes wendet, ein Dienst, dessen Jesus nie müde wird. Wir wissen aber nicht im voraus, wohin sein Weg sich wendet. Wie er Gottes Willen vollbringt, Gottes Offenbarung wirkt, das sieht unser Auge erst, wenn er es tut; wir rechnen das nicht aus. Wie er seinen großen, königlichen Beruf hat, so gibt er auch jedem von uns Tag um Tag seine Arbeit. Immer wieder gibt es Neues, was unsern Anteil in Anspruch nimmt, unsere Entscheidung nötig macht, unsere Weisheit auf die Probe stellt, unsere Kraft herausruft. Wir wissen auch nicht, was alles noch an uns herantreten mag als Erprobung unseres Christenstandes, als Pflicht, in der wir uns als treu zu bewähren haben. Wie nun? Faßt uns nun nicht doch die Angst? Kommt deshalb die Sorge an uns heran: werden wir zusammen bleiben, Christus und wir? Werden wir es merken, welche Wege er geht, und uns nicht von ihm trennen? werden wir es wahrnehmen, wenn er uns ruft und wohin er uns ruft? Können wir den uns aufgetragenen Dienst erfüllen? „Sie folgen mir nach"; sie trennen sich nicht vom Hirten. Das ist Jesu Verheißung und darin besteht die Freudigkeit unseres Christenstandes. Er spricht so zu uns, daß wir nicht mehr von ihm loskommen. Indem er sein Wort uns gibt, macht er uns fähig und tüchtig zum Gehorsam, so daß wir es sehen, wohin er uns leitet, und seiner Leitung uns untergeben, fröhlich, mit tapferer Unterordnung unter ihn. Darin

besteht freilich gleichzeitig der Ernst des Christenstandes; darauf kommt es immer wieder an, so daß wir darauf unsere Sorge und Aufmerksamkeit wenden müssen: trennen wir uns nicht von ihm? lassen wir ihn nicht fahren? Aber wir sind dabei nicht allein, nicht nur auf uns gestellt. Meine Schafe hören meine Stimme und sie folgen mir.

IV.

Nun baut Jesus auf seine Verheißung noch sein letztes höchstes Wort, das treue Heilandswort, das sich über alles, was uns bedroht und bestürmt, erhebt. Niemand reißt sie aus meiner Hand. Das könnte freilich niemals gesagt werden, wenn nur unsere Hand ihn faßte. So ist der Spruch nicht zu fassen: Niemand reißt ihn aus meiner Hand. Meine Hand kann schwach werden, mein Auge dunkel, daß ich ihn nicht mehr sehe, mein Glaube lahm, daß er zusammensinkt, meine Liebe matt, daß ich Grund habe, mich zu fürchten. Jesus verheißt uns aber: Aus meiner Hand reißt dich nichts, kein Schwanken, kein Zweifel, kein Fall, kein Schmerz, kein Sterben, keine Macht auf Erden. Wie kann der Herr uns das versprechen? Niemand reißt sie aus des Vaters Hand. Weil er uns das verheißen kann, kann er auch sagen: ich halte euch fest, fest in der Versuchung, fest im Sterben, fest für die Ewigkeit. Ich und der Vater sind eins. Mein Ruf ist Gottes Ruf, mein Vergeben Gottes Vergeben, meine Gnade Gottes Gnade; denn ein Wille waltet hier, des Vaters Wille, offenbart und vollbracht im Sohn. Ein Werk geschieht hier, des Vaters Werk, getan und durchgeführt vom Sohn. Nun kommt die Ruhe und der Sonntagsglanz kehrt in unsere Seele ein. Stille wird es; denn über dem Irdischen steht nun das Ewige und über unserem menschlichen Leben die unwandelbare Treue Gottes. Wir sind an den Ewigen geheftet mit einem unzerreißbaren Band. Jetzt ist Friede; jetzt ist Stille; jetzt glauben wir. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Himmelfahrt.

(25. Mai 1911.)

Luk. 24, 49—53.

Zum Himmel sehen wir heute empor mit den Jüngern, die Jesus nachsahen, als er von ihnen Abschied nahm, und er nimmt nicht nur unsre Gedanken mit sich empor, sondern auch unsren Glauben, der sich nun auf den stützt, der im Himmel ist, und unsre Liebe, die uns mit dem vereinigt, der beim Vater lebt, und unsre Kraft, daß wir dem gehorchen und dienen, dem im Himmel alle Gewalt gegeben ist. Nun suchen wir das, was droben ist, und machen aus unsrem Leben einen Lauf nach dem Kleinod der himmlischen Berufung. Erweisen wir uns dadurch etwa als undankbar und blind für die Herrlichkeit der Welt? Oder verschließen wir uns so gegen den Reichtum der göttlichen Gnade, die unser irdisches Leben mit Gottes guten Gaben füllt? Wäre es so, so erhielte die Feier der Himmelfahrt einen schwärmerischen Charakter, der sie mit unsrem sonstigen Leben in Streit brächte und für dieses unfruchtbar machte. Es verhält sich aber umgekehrt: gerade weil die Welt herrlich ist, bedürfen wir den Himmel und verlangen wir nach ihm, und weil sich Gottes Gnade auf Erden an uns offenbart, halten wir uns an unsern himmlischen Herrn.

I.

Wollten wir erst dann an den Himmel denken, wenn unser Auge die Welt umspannt hat und mit dem fertig ge-

worden ist, was die Natur uns zeigt, so kämen wir nie dazu, über die Welt empor zum Himmel aufzusehen. Die Welt, die für unser Auge und unser Werk offen ist, ist groß, unendlich groß, in jeder Richtung, wohin wir unsre Blicke wenden mögen. Sehen wir in die Räume hinein, die unsre Erde umgeben, so wandert unser Blick von Stern zu Stern und findet nirgends ein Ende, nirgends einen Abschluß der Welt, sondern schaut staunend in eine Unendlichkeit hinein. Dasselbe widerfährt uns aber auch dann, wenn wir uns in den kleinen Umkreis vertiefen, der uns unmittelbar berührt und als unser Leib und Eigentum in unsre Macht gegeben ist. Ueberall zeigt sich uns hier die Unendlichkeit, die sich von keiner Grenze umspannen läßt, eine unermeßliche Fülle von Kraft und Leben, von Bewegung und Wirkung, die größer ist als unser Auge, reicher als unser Verstand, mächtiger als unsre sie ergreifende Hand. Ob wir in die Weite sehen oder das Nahe betrachten, überall ist die Welt nicht nur groß ohne Grenzen, weit ohne Schranken, sondern auch voll von Kraft, voll von Bewegung, voll von Leben. Das gibt ihr ihre immer neue Herrlichkeit. Warum stellen wir uns dennoch neben die Jünger auf den Ölberg und sehen mit ihnen zum Himmel hinauf? Sehen wir ihn denn? Eine Wolke verbarg Jesus vor den Augen der Jünger, als er von ihnen schied. Seine Himmelfahrt ist sein Abschied von der Welt, sein Eintritt in die Verborgenheit. Wir richten, indem wir ihm nachsehen, unsern Blick auf das Geheimnis, das für uns unergründlich bleibt. Hat es denn Wert, an das Geheimnis zu denken, während uns doch die Welt mit ihrer unerschöpflichen Herrlichkeit umgibt?

Wir wollen Jesus fragen, wollen von ihm hören, warum er die Welt trotz ihrer Herrlichkeit verlassen hat. Er sah ihre Größe und Kraft und Fülle noch viel deutlicher und dankbarer als wir; denn sein Auge war nicht wie das unsrige krank. Ohne Sorge, ohne Gram, ohne Murren und Unzufriedenheit sah er auf die Menschen und die Dinge und freute

sich an der Welt als am Werk seines Vaters. Warum, fragen wir, willst du dennoch scheiden? Warum ist dennoch der Tag der Himmelfahrt dein letzter und festlichster Tag? Die Jünger sagten zu ihm: bleibe doch bei uns! Noch beim Abschied, als er sie aus der heiligen Stadt hinaus zum Ölberg führte, erfüllte dieser Wunsch stark und dringend ihre Seele. Willst du, fragten sie, nicht jetzt über Israel deine Herrschaft aufrichten? Wann offenbarst du in unserer Mitte dein Reich? Warum er ging, das sagt uns sein Wort: „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater."

Gott und die Welt: das ist nicht eins, und darum blieb Jesus nicht in der Welt, sondern beendet sein Leben in der Welt mit seiner Himmelfahrt und darum sehen auch wir nicht nur auf die Welt, sondern über sie empor zum Himmel hinauf. Wir können nicht sagen: Betrachte die Welt, so weißt du, was Gott ist. Denn die Welt dient Gott nicht nur zur Offenbarung, sondern auch zur Verhüllung. Sie zeugt von ihm; denn sie ist sein Werk; aber sie verbirgt ihn auch; denn sie ist nicht sein einziges und ganzes Werk. Die Natur ist nicht Geist; Gott aber ist Geist. In der Menschenwelt macht sich auch Geist sichtbar; aber ihr Geist ist nicht der heilige Geist; Gott ist aber von allem Bösen rein, heilig und gut. Das Leben, das uns die Welt verleiht, ist sterblich und sündlich. Haben wir dies erkannt — und das können wir mit einer deutlichen, vollkommenen Gewißheit erkennen, — dann wissen wir, daß die Welt nicht das Einzige ist, was besteht, sondern daß über ihr der Himmel ist, der Ort, wo Gottes Wille ganz geschieht und Gottes Wesen ganz sich zeigt. Er besteht, so gewiß Gott lebt, so gewiß Gott nicht nur das sterbende Leben schafft, sondern das ewige, und nicht dem sündlichen Willen sein Wohlgefallen gibt, sondern dem reinen Willen, der mit seinem guten Willen in Eintracht steht. Darum kann uns die Größe und Herrlichkeit der Welt nie den Blick in den Himmel ersetzen. Sie

hat trotz ihrer Unendlichkeit das nicht, was der Himmel hat, nicht die Offenbarung Gottes in seiner Herrlichkeit, nicht die Gegenwart Gottes in seiner vollkommenen Gnade. Gerade deshalb, weil die Welt groß, weit, reich ist, haben wir den Aufblick zum Himmel nötig, damit wir die Welt so sehen, wie sie in Wahrheit ist, und so brauchen, wie es recht und für uns heilsam ist. Je größer, je mächtiger, je reicher sie uns erscheint, um so unentbehrlicher wird für uns der Platz an der Seite der Jünger auf dem Ölberg, wo sie gen Himmel blickten. Sonst bringt uns die Welt die Trennung von Gott, wird zur Decke, die uns Gott verbirgt, zur Fessel, die uns den Zugang zu ihm verwehrt. Damit ginge uns aber alles verloren, auch die Welt; denn sie ist ohne Gott öde und leer. Darum feiern wir heute alle Jesu Himmelfahrt, nicht nur die, die eine enge, kleine Welt um sich haben, sondern auch die, die sie in ihrer Größe und Herrlichkeit vor Augen haben, nicht nur die, die die Welt drückt und seufzen macht, sondern auch die, die der Strom ihrer Kraft und die Fülle ihrer Güter mit Kraft und Freude versieht. Denn wir alle wissen, daß Gott größer ist als diese Welt und daß sich unser Ursprung und unser Ziel dort befindet, wo sich Gottes ganze Herrlichkeit und ganze Gnade offenbart.

II.

Gott macht freilich seine Kraft und Liebe nicht nur im Himmel fühlbar, sondern seine Gnade geht auch in unser irdisches Leben ein. Die Welt bestände nicht mit ihrer Größe und Ordnung und Lebendigkeit, wäre Gott nicht in ihr gegenwärtig, und wir besäßen die Gewißheit, daß es einen Himmel gibt, nicht, wenn sich uns Gottes Gnade nicht jetzt schon in unserem irdischen Zustand schenkte. Die Geschichte, an die wir uns heute erinnern, hält uns dies in herrlicher Deutlichkeit vor. Sie versetzt uns nicht in den Himmel, nicht in den Kreis der himmlischen Geister, in deren Mitte Jesus trat, nicht an

Gottes Thron, wo sich die Gemeinschaft des Vaters dem Sohn öffnet zur göttlichen Weise der Herrschaft und des Werks. Wir verlassen mit unsrem Text den irdischen Boden nicht, sondern werden von ihm zum Ölberg geleitet, damit wir dort Jesus im Kreise seiner Jünger sehen. Alles, was uns dort sichtbar wird, verkündet uns, daß Gottes Gnade hinein in unser menschliches Leben tritt. Jesus sehen wir dort; das heißt: Gott geoffenbart im Fleisch. Um ihn her sind die Jünger versammelt. Wir haben vor Augen, wie Menschen in Gottes Gnade eingesetzt, zum Dienst Gottes berufen und geheiligt und zur Botschaft Gottes ausgesondert worden sind, so daß die menschliche Zunge das göttliche Wort zu sagen lernte. Die Versammlung der Jünger ist das Fundament der Gemeinde; sie lebt auf Erden und ist doch Gottes Eigentum, wandelt im Fleisch und ist doch heilig; denn Gott hat sie zu sich berufen und mit sich versöhnt. Von der Verheißung Gottes sprach Jesus mit den Seinen, als er von ihnen Abschied nahm. Die Verheißung tut uns die göttliche Gabe kund, die uns jetzt zuteil wird, weil sie mit seinem Wort zu uns kommt und im Glauben uns zu eigen wird. Alles, was die Verheißung umfaßt, hat Jesus mit dem einen Wort Geist ausgesprochen. Damit beschreibt er uns aber nicht, was Gott den Himmlischen gewährt, sondern verkündet uns den Reichtum der göttlichen Gnade, der uns jetzt in unsrer irdischen Zeit verliehen wird. Geist, das ist Gegenwart Gottes bei uns, die wir im Fleische leben, ist Wirkung Gottes in uns, die uns jetzt seiner Wahrheit teilhaft macht und seiner Liebe unterwirft. Geist, das ist die Versöhnung des sündigen Menschen mit dem heiligen Gott. Weil Jesus den Jüngern Gottes Verheißung sagen und verbürgen durfte, darum ging er segnend von ihnen weg. Auf die, die auf Erden waren, hat er seinen Segen gelegt. Er, der Himmlische, segnete die Irdischen, und das ist das Erbe, das von der Himmelfahrt her bei der ganzen Christenheit ist und zu uns allen kommt. Wir

besitzen in diesem unsrem irdischen Leben den Segen dessen, der in den Himmel fuhr. Das macht uns gläubig, mutig und froh. So wird auch beim Abschied Jesu sichtbar, daß wir aus seiner Fülle Gnade um Gnade empfangen, nicht nur einst, sondern jetzt, in unsrem irdischen Zustand für den heutigen und den kommenden Tag, für unser menschliches Wesen und für unser irdisches Werk, und nicht nur eine Hoffnung erlangen, sondern zu einem lebendigen, kräftigen Anteil an Gott berufen sind.

Warum begehren wir noch mehr? Sind wir etwa undankbar, wenn wir dennoch mit den Jüngern nach dem Himmel sehen, obwohl uns der Segen Jesu verliehen ist und seine Verheißung uns jetzt in unsrem irdischen Leben geschenkt ist und sein Geist jetzt sein heiligendes Werk an uns tut? Wir wollen Jesus fragen, warum er Abschied nimmt; er versagt uns die Antwort nicht. Als er mit den Jüngern zum Ölberg ging, ließ er den Tempel hinter sich zurück. Warum geht er nicht dorthin? Dort steht ja ein Haus seines Vaters, ein für Gott geheiligter Ort. Freilich war das ein Heiligtum, aber nicht das vollkommene, nicht das bleibende. Es war nur deshalb ein Heiligtum, weil es noch einen andern Tempel gibt als jenen, den menschliche Hände bauten, einen andern Ort, wo sich Gottes Herrlichkeit enthüllt, eine andere Stätte, wo Gottes Dienst und Anbetung geschieht. Jesus begehrte nach dem vollkommenen Heiligtum; dort ist seine Heimat, dort sein ewiger Ort. Deshalb schied er von seinen Jüngern. Sie sind freilich die Seinen und er hat ihnen dies nochmals bestätigt, als er sich von ihnen trennte. Er hat sie zu sich versammelt als ein lebendiges Haus Gottes, als die Kinderschar, die mit dem Vater verbunden und mit einander vereinigt war. Aber dieses lebendige Haus Gottes ist noch nicht fertig, noch nicht zur Vollendung gebracht. An diesen Kindern Gottes ist noch nicht erschienen, was uns die vollkommene Liebe Gottes gibt. Darum geht Jesus von ihnen fort dorthin hinauf, wo das Vollkommene ist.

Wir sehen zum Himmel empor, weil wir nach dem Vollkommenen trachten und nicht im Stückwerk unsre Ruhe finden und nicht im unfertigen Anfang beharren wollen. Solange wir Kinder sind, denken, reden und handeln wir freilich wie Kinder und können es nicht besser. Wir verlangen aber nach jener Zeit, wo wir abzutun vermögen, was kindisch ist, und das erlangen, das uns zur Vollkommenheit verhilft. Reden wir jetzt als die, die in einem dunkeln Wort und Spiegel Gottes Werk und Willen sehen, so sehnen wir uns darnach, daß wir in die ganze Wahrheit kommen, in das Licht ohne Schatten, in die Gewißheit ohne Schwanken. Da wir jetzt Gott in unsrer sündlichen Art dienen, als die, die sich reuig vor ihm beugen, sich verleugnen, ihrem menschlichen Willen widerstehen und Gott das Opfer ihres Gehorsams bringen, so gut es eben geht, oft mit blutendem Herzen, mit viel Straucheln, mit vielem Zagen und Sträuben, darum verlangen wir nach jener Zeit, wo wir von allem Bösen frei Gott dienen mit vollkommener Lust und der Streit vergangen und der volle Friede bei uns ist, weil uns nichts von Gott mehr trennt. Jetzt macht sich Gottes Leben schaffende Gnade an unsrem sterblichen Wesen offenbar und wir preisen ihn mitten in der Erfahrung unsrer Sterblichkeit als den Schöpfer des Lebens. Das ist nicht das Letzte, nicht das Ziel. Wir verlangen aber nach unsrem Ziel und sehen darum auf zum Himmel, in dem das Vollkommene bereits vorhanden und das Ewige schon gegenwärtig ist.

Das ist kein Undank gegen Gottes Gnade, die uns jetzt besucht, beruft und erlöst. Was wäre der Anfang, den sie uns verschafft, wenn er nicht zum Ziel gelangte, die Vergebung, die uns gewährt ist, wenn sie uns nicht zur völligen Erlösung brächte, der Glaube, den uns Jesus schenkt, wenn er uns nicht zum Schauen führte, die Liebe, die er uns bezeugt, wenn sie uns nicht zur vollständigen Gemeinschaft emporgeleitete? Das sind aber nicht mehr irdische Erlebnisse, nicht

mehr zeitliche Güter; das ist das Himmlische. Nach ihm verlangen wir eben deshalb, weil sich uns Gottes Gnade jetzt schon schenkt. Wir könnten uns nicht auf das Ende freuen, wenn uns nicht der Anfang von der göttlichen Gnade bereitet wäre, könnten nicht mit den Jüngern zum Himmel sehen, wenn wir nicht von ihnen das Wort Jesu gehört und in ihm die Stimme der göttlichen Gnade vernommen hätten. Je deutlicher sich uns der Anfang des Christenstands als Gottes Werk enthüllt, um so dringender hebt sich unser Verlangen zu dem hinauf, der im Himmel ist. Je reicher uns Gottes Gnade jetzt besucht, um so nötiger und um so wirksamer ist für uns das Gedächtnis dessen, der sein Werk mit seiner Himmelfahrt beschloß.

Der Segen, den uns Jesus bei seinem Scheiden hinterlassen hat, umfaßt beides, unsren Anfang und unser Ziel, unsren irdischen Stand und das, was uns unsre Vollendung bringen wird. Er sprach ihn, als er noch bei den Seinen auf der Erde war, auf dem Ölberg am irdischen Ort am Schluß seines auf Erden vollbrachten Werks; er gab ihn aber den Jüngern damals, als er sich in den Himmel erhob. Darum umfaßt der Segen Jesu beides, unsren irdischen und unsren himmlischen Stand. Er führt uns jetzt in den Frieden Gottes ein und gibt uns einst an Gottes herrlichem Leben teil. Er beruft uns jetzt zum Glauben und verhilft uns einst zum Schauen. Darum halten es wir auch so, wie es die Jünger machten, und beschließen unsre Feier der Himmelfahrt Jesu mit Gottes Lob. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Erster Sonntag nach Trinitatis.

(18. Juni 1911.)

Mark. 4, 26—32.

In der deutschen Christenheit hört man gegenwärtig manches verzagte Wort. Wenn von der Kirche die Rede ist, so heißt es: sie existiere immer noch, habe noch nicht aufgehört und sei noch nicht ganz zerfallen. Man ist erstaunt, daß sich die Gemeinde Jesu unter uns erhalte, sein Wort Hörer finde und Glauben wirke. Denken wir an den Christenstand eines Mannes, mit dem uns Gott verbunden hat, so mischt sich in diese Erinnerung leicht die Sorge; wir sagen: immer noch hält er am Glauben fest, immer noch ringt er sich tapfer durch; wir sprechen unsere Verwunderung aus, daß er nicht ermatte und erliege. Und wenn wir selber über unsern eigenen Christenstand Auskunft geben sollen, so macht uns das Bedenken und bringt uns in Verlegenheit. Wenn uns z. B. die Einladung zum Tische Jesu gebracht wird, dann erwägen wir: dürfen wir das wohl wagen? können wir das Bekenntnis, das damit verbunden ist, auf uns nehmen und uns die Verheißung, die uns hier gebracht wird, aneignen? ist das nicht doch für unsren inwendigen Zustand zu hoch, für unsre Kraft zu schwer?

Die Gleichnisse Jesu, die wir gehört haben, zeigen uns, wie es zu dieser kleinmütigen und verzagten Stimmung kommen kann. Mit Gottes Reich, sagt er, verhält es sich so, wie wenn ein Mensch ein Senfkorn in seinen Garten legt. Was ist damit verändert? Für unser Auge bleibt alles im alten

Zustand. Ein kleines Samenkorn liegt in der Erde; was bedeutet das? Mit Gottes Reich verhält es sich weiter so, wie wenn ein Mensch die Saat dem Acker anvertraut. Erst die Aussaat ist geschehen; noch nicht ist die Ernte reif. Ein Anfang ist gemacht; aber der Anfang und die Vollendung sind nicht dasselbe. Wie viel muß noch geschehen, bis die Saat aus der Erde herauskommt und bis sie zur Ernte reif geworden ist! Haben wir nicht Grund genug zur Sorge, zur Verzagtheit, zu Bedenken?

Aber nicht dazu hat uns der Herr diese unerschöpflich reichen Gleichnisse erzählt, damit wir verzagt werden; er will uns nicht in unserem Kleinmut bestärken, sondern hat sie dazu gegeben, damit wir unsere Verzagtheit überwinden und unseren Kleinmut von uns tun. Freilich, ein Senfkorn ist ein kleines Ding, und wenn es in die Erde fällt, ist es unseren Blicken entzogen; aber es ist ein lebendiger Same und trägt das größte Gewächs in sich. Freilich ist die Saat noch nicht die Ernte, sondern nur der Anfang, und nachdem sie der Erde anvertraut ist, folgen noch manche Monate voll von mancherlei Arbeit und Wachstum und Kampf; aber es ist eine lebendige Aussaat, Gottes Saat, die die Vollendung in sich trägt; denn Gott tut nichts halb.

Wir wollen uns das an den beiden Merkmalen verdeutlichen, die der Christenheit eigen sind. Die Christenheit ist die heilige Gemeinde und sie ist die eine, allgemeine Gemeinde. Wir verstehen beides nur dann richtig, wenn wir auf unsere Gleichnisse achten. Es verhält sich damit so, wie wenn die Saat in den Acker gelegt und das Senfkorn in die Erde gebracht wird.

I.

Das ist das herrliche Werk Jesu, daß er die heilige Gemeinde schafft; wenn wir darauf verzichteten, so hätten wir die Christenheit verlassen und das Evangelium begraben.

Wie macht er das? Er schafft die mit Gott versöhnte Gemeinde. Er hat für uns die Vergebung erworben und bietet sie uns an und macht sie zu unserem Eigentum dadurch, daß wir ihm glauben. Damit ist unsere ganze Not, alle Schuld und Sünde des menschlichen Wesens von uns genommen; nun sind wir geheiligt und als die reine Gemeinde zu Gott gebracht. Daraus entsteht immer neu unsere Freudigkeit im Kampf mit aller Sünde; wir können die Vergebung Gottes nicht erfassen, ohne daß wir allem Bösen absagen, von unserer eigenen Sünde uns trennen und von Herzen uns dem gnädigen und guten Willen Gottes unterwerfen. So heiligt uns Jesus und so schafft er die reine, heilige Kirche.

Was ist damit geschehen? Wenn wir sein Wort beiseite stellen, können wir mit scheinbarem Recht sagen: gar nichts, gerade wie wir von jenem Garten, in den der Mann das Senfkorn legte, sagen können: da habe sich nichts verändert, da sei nichts geschehen. Unsere menschliche Natur bleibt, was sie ist, und wir tragen die Bürde des menschlichen Lebens wie alle andern. Wenn sie uns sagen: ihr seht doch genau so aus wie wir; was sind eure Gedanken? ein Gemisch von Verstand und Unverstand; was ist eure Tüchtigkeit? unterbrochen durch viel Schwachheit; wie sieht es in eurem Herzen aus? Güte und Bosheit, Liebe und Eigensucht gehen durch einander, gerade wie bei uns, — sie haben recht; keiner wird das ableugnen. Wir können unsere Heiligkeit nicht ausstellen; sie ist eine verborgene, inwendig vorhandene Gabe. Innerlich schafft Jesus unsere Heiligung, dadurch, daß er uns Gottes Vergebung anbietet, dadurch, daß er für uns zum Versöhner wird, dadurch, daß wir sein uns verzeihendes Wort im Glauben fassen. Das ist die Quelle unseres neuen Willens, der Grund unseres Gehorsams, der Sitz unserer Kraft, — ein verborgener Besitz, denn er ist ein innerlicher Besitz. Das Mittel, mit dem uns Jesus zu sich zieht, ist sein Wort und sein Geist; wir können darum seine Wirkung nicht messen,

nicht sichtbar machen, nicht darstellen in einem für die andern wahrnehmbaren, deutlichen Ertrag. Darum verhält es sich mit der Heiligkeit der Christenheit auch so, wie wenn der Mensch die Saat in seinen Acker bringt. Sie ist ein Anfang, noch nicht die Vollendung, eine geglaubte Gerechtigkeit, noch nicht eine geschaute, Erlösung durch Glauben, noch nicht Verklärung durch Sichtbarkeit.

Aber wir wollen uns hüten, das Senfkorn zu schelten und zu sagen: ein so kleines Ding, was kann das wert sein? eine so verborgene Gabe, wie soll sie mir helfen? bloß ein Anfang, das verdrießt mich! Denn bei Gottes Reich, sagt Jesus, verhält es sich so, wie wenn der Mann das Senfkorn in den Garten legt, und Gottes Herrschaft und Gnade geschieht so, wie die Saat auf dem Felde reift. Was wir hier vor uns haben, ist Gottes Werk, ausgestattet mit der lebendigen Kraft dessen, der anfängt und vollendet, spricht und schafft. Darin ist seine ganze Gnade enthalten, nicht nur ein Stückwerk, seine ganze Liebe, nicht nur eine einzelne Hilfe und Gunst. Damit kommt Gott mit seiner herrlichen und ewigen Gnade und Liebe zu uns her, nimmt uns unsere Not und Sünde ab, faßt uns ein in seinen Ruf, zieht uns zu sich mit seinem Geist — nur ein Anfang, aber ein göttlicher Anfang, der zur Vollendung führt, nur ein inwendiger Vorgang, unsichtbar, für das menschliche Auge klein, verächtlich klein, aber gefüllt mit der lebendigen Kraft Gottes, wie das Senfkorn das große Gewächs in sich trägt. Wo Gott anfängt, da vollendet er. Gottes Saat wird reif.

II.

Es verhält sich ebenso beim zweiten Merkmal der Christenheit. Weil die Gemeinde Jesu die heilige ist, darum ist sie zugleich die eine, für alle offene, alle verbindende. Wir können auch auf dieses Merkmal der Christenheit nicht verzichten, ohne daß wir uns von Jesus trennen. Wir können nicht

nur einen kleinen Kreis in Gottes Werk und Gnade einschließen. Was Gott sagt, das ist allen gesagt; Jesu Werk, im Namen Gottes vollbracht, ist für alle geschehen. Keiner wäre versöhnt, wenn Jesu Versöhnung nicht jede Sünde überwände, keiner geheiligt, wenn sein Geist nicht alle Gott gehorsam machen könnte. Wir eignen uns im Glauben an Jesus die Güter an, aus denen das Leben der Welt erwächst, nicht nur unser eigenes Leben. Wir werden darum von ihm in eine Gemeinschaft gebracht, die alle umfaßt und vollständig ist. Darum stehen wir mit dem Evangelium nicht still an den Grenzen unseres Staats, als ob es nur für unser Volk bestimmt wäre; über alle diese Unterschiede weg läuft Jesu Wort. Auch machen wir nicht Halt bei den Unterschieden der Bildung, des Besitzes, des Amts; über alle diese Gegensätze hinweg eint uns Jesu Wort. Darum ist er der eine Herr und König, unvergleichlich erhaben über jeden anderen Namen, der im Himmel und auf Erden ist.

Sieht man das? Es braucht jemand nicht ein verstimmter, galliger Kritiker zu sein, um dagegen den Einwand zu erheben: ich sehe in der Christenheit Zwietracht, nicht Eintracht, Risse, nicht Gemeinschaft; ich sehe, daß ihr die größte Mühe habt, zusammenzukommen, einander zu verstehen, mit einander zu leben, für einander zu leben, so daß euer Leben für die andern zum Dienst und Segen wird. Sogar im engsten, kleinsten Kreis geht unsere Gemeinschaft immer durch viel Not, durch viel Erschütterung und Entzweiung hindurch. Es verhält sich auch nicht anders, wenn wir an den großen Gang der Menschheit denken: wie viel Arbeit bleibt hier ungetan; wie viel Aufgaben haben wir vor uns, für die wir umsonst Arbeiter suchen!

Aber auch hier gilt: das Senfkorn hat das große Gewächs in sich und die Aussaat führt zur Ernte. Wie uns Jesus dadurch heiligt, daß er uns inwendig Gott unterwirft, so einigt er uns auch dadurch miteinander, daß er uns im

Glauben zu Gott hinführt. Das und nur das gibt die vollständige, die echte, die ganze Gemeinschaft, die nicht durch Zwang hergestellt wird, weder bloß durch den Zwang der Natur noch durch die Gewaltherrschaft von Menschen. Nicht so vereint uns Jesus zu einem Leibe, sondern so, daß er unser Herz Gott unterwirft, uns inwendig an den Einen bindet, der uns alle lenkt. Aus Glauben heraus entsteht unsere Gemeinschaft, daraus, daß wir alle dem Einen und selben unsere Zuversicht darbringen, alle dem Einen und selben unsere Liebe geben, alle dem Einen und selben das Herrscherrecht über uns einräumen, so daß sein Wille für uns gilt und von uns in Dienst und Gehorsam vollbracht wird. Nun sind wir wirklich eins; denn nun hat unser Leben einen Grund und ein Ziel.

Das ist ein verborgener Vorgang, ein unsichtbares Band, eine Gemeinschaft, die wir nicht in ihren Erträgen und Leistungen dar- und ausstellen können. Aber verachten wir das Senfkorn nicht! Es hat die lebendige Kraft Gottes in sich. Dennoch ist das das einzige Mittel, wodurch wir Menschen eins werden, wirklich eins, nicht auf Zeit, sondern für immer, nicht zum Schein, sondern in wahrhaftiger Gemeinschaft. Aus diesem Senfkorn wächst die geeinte Menschheit heraus. Freilich, noch ist es nicht die Erntezeit, sondern es hält sich mit Gottes Reich so, wie wenn ein Mensch den Samen in die Furchen des Ackerlandes streut. Aussaat ist noch nicht Ernte. Es muß noch viel geschehen, bis alles das überwunden ist, was uns scheidet und trennt; noch große Dinge sind erforderlich, bis der letzte Feind unterworfen und die letzte Zwietracht abgetan ist. Aber Gottes Reich geht seinen sichern Gang zu Gottes Ziel. Im Anfang, den er wirkt, ist die Vollendung drin. Seine Saat kommt zum Boden heraus, Schritt um Schritt, bringt den Halm, bringt die Ähre, und es kommt die Zeit, wo die Sichel ihr freudvolles Werk vollbringen kann.

Uns steht immer die Gefahr nahe, daß wir vor allem uns selbst, unsere Arbeit, unsere Aufgabe, unsere Leistung betrachten und studieren. Ganz recht; wir müssen ein offenes Auge für das haben, was Gott uns in unsere Hand gibt als unser Werk. Aber wir sollen nicht so an uns denken, daß wir darüber Gott vergessen, nicht so darauf achten, wie wir uns heiligen, daß wir darüber vergessen, daß Gott uns heiligt, nicht so für unsere Gemeinschaft sorgen und arbeiten, daß wir vergessen, daß Gott uns mit einander verbunden hat durch seine Gnade. Damit der Mensch uns nicht Gott verdecke, sondern vor unsrem Werk und über unsrer Pflicht Gottes Reich uns sichtbar sei, dazu hat uns Jesus diese Gleichnisse gesagt. Bei der Natur begreifen wir es leicht, daß alle unsere Arbeit nur darum gelingt, weil sie in den großen Zusammenhang des Lebens hineingestellt ist, den nicht wir hervorbringen, der unser Lebenswerk umschließt, ihm seinen Ort anweist, ihm sein Gesetz zeigt und ihm dadurch auch seinen Erfolg verschafft. Noch viel deutlicher ist das bei Gottes Werk, bei Gottes Reich, bei Gottes Gnade, die uns zu seinem Eigentum heiligt und uns in die ewig in ihm verbundene Gemeinde führt. Nicht unsere Arbeit, Gottes Werk trägt hier den Ausgang und schafft den Erfolg. Es verhält sich so, wie wenn der Mensch die Aussaat in die Erde legt. Nun schläft er und geht seines Wegs. Die Saat wird reif; sie ist Gottes Saat. Gottes Saat, für sie kommt der Erntetag. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Fünfter Sonntag nach Trinitatis.

(16. Juli 1911.)

Luk. 10, 38—42.

In Holland hat im 17. Jahrhundert eine Dame mit Namen Maria Schürmann den Ruhm der Gelehrsamkeit erworben in denjenigen Wissenschaften, die in der damaligen Zeit in besonderem Ansehen standen. Sie hat tapfer und fleißig die Arbeit getan, die nötig ist, damit eine Frau im Kreis der Gelehrten als Sachverständige mitrede. Dann trat eine Wendung in ihrem Leben ein: sie wird Mitglied einer christlichen Gemeinschaft, die sich zusammenschloß, um in der Liebe Jesu die Bruderliebe zu pflegen. Und als sie ihren Lebenslauf darstellte und sich darüber rechtfertigte, daß sie die Feder nicht mehr im Dienst der Gelehrsamkeit führe, sondern alles, was sie früher beschäftigte, bei Seite getan habe, da hat sie auf das Titelblatt ihres Buches den Spruch gesetzt: Maria hat das gute Teil erwählt. Hat sie Jesus verstanden? Sind Maria von Bethanien und Maria Schürmann Schwestern im Geist? Ist Maria von Bethanien die erste Nonne? natürlich nicht eine gottlose Nonne, sondern eine christliche, evangelische, die erste im Kreis der Jünger und Jüngerinnen Jesu, die die Arbeit bei Seite legten, weil ihr Lärm uns verwirrt und ihre Anstrengung uns wehe tut, die sich das stille, feierliche Gemach bereiten, in das kein Staub dringt, wo sie ihre Tage mit Andacht und Beschaulichkeit ausfüllen und dadurch einen Glanz auf ihr Antlitz und eine zu Herzen gehende Würde auf ihr Leben legen? Sind das wirklich die Nachfolger der Maria von Bethanien?

Indem uns unser Text Maria und Martha, die beiden Schwestern, zeigt, stellt er uns nicht vor die Frage: Welt oder Himmelreich. Auch Martha ist Jesu Jüngerin, und erst dann, wenn wir bedenken, für wen sie ihren Dienst tut, bekommt unser Text seine ganze Tiefe und wird auch für uns zum Quell des Lichts. Natürlich bewegt uns, wenn wir in eine Fabrik oder in eine Werkstatt gestellt sind, auch dort eine ernste Frage, für die wir manches Wort von unserem Herrn empfangen haben, das uns bei ihrer Ordnung hilft. Wir haben immer wieder darauf zu achten, daß uns der Lärm der Arbeit die Seele nicht vollständig erfülle, daß wir nicht in die Sorge um das, was zeitlich ist, versinken, sondern uns über das erheben, was der irdische Beruf uns zur Pflicht macht. Ich brauche euch nur ein einziges Wort zu nennen, so steht eine ganze Reihe von mächtigen Sprüchen Jesu in eurer Erinnerung, die davon reden, daß wir nicht allein nach dem trachten dürfen, was uns für unser natürliches Leben notwendig ist, sondern mit tapferem Verzicht uns frei zu machen haben für unseren ewigen Beruf. Das eine Wort, das uns zeigt, wie uns Jesus davor bewahrt, daß uns Geld und Gut nicht blende und der irdische Sinn die Erinnerung an Gott nicht ersticke, lautet: Mammon. Aber in unserem Text ist nicht vom Mammonsdienst und Gottesdienst die Rede. Martha hat nicht den Kassenschlüssel in der Hand und ist auch nicht damit beschäftigt, einen Ball zu veranstalten. Jesus kehrt ein bei ihr. Ihn bedient sie. Für ihn läuft sie treppauf, treppab. Daß Maria ihr bei der Bedienung Jesu nicht half, das macht ihr den Verdruß.

Zwei Jüngerinnen haben wir vor uns, zwei Arten von Christentum, zwei Religionen. Die eine, Martha, steht unter der Geduld Jesu, die andere, Maria, hat Jesu Lob. Marthas Dienst erträgt er still und freundlich, die Weise, mit der Maria ihm dient, lohnt er mit seiner Verheißung. Wenn Maria Schürmann in ihr evangelisches Klösterchen ging, so

war damit allein noch nicht entschieden, ob sie auf den Weg Marthas oder auf den Marias trat. Wie verhält es sich mit diesem Unterschied?

Es steht nebeneinander das Christentum, bei dem *wir für Jesus reden*, und das Christentum, bei dem Jesus *zu uns spricht*; der Gottesdienst, bei dem *wir Gott besuchen und beschenken*, und der Gottesdienst, bei dem *Gott uns besucht und uns begnadet*.

1.

Jesus kehrt ein in Bethanien. Nun gibt es Arbeit für diese Frauen. Was in der kleinen Hütte von Bethanien geschah, geschieht im großen Verlauf der Weltgeschichte in großem Maß. Jesus kehrt ein auf Erden; jetzt gibt es Arbeit für uns Menschen, ihn zu verehren, ihn zu verkündigen, seinen Dienst auszurichten, seine Gemeinde zu bauen, zu pflegen, zu leiten, damit sein Wort bis an die Enden der Erde gelange. Zu dieser Arbeit brauchen wir alles, was uns die menschliche Kunst und der menschliche Verstand als Arbeitsmittel bereiten kann. Richten wir unsern Blick auf den Gottesdienst, den wir jeden Sonntag hier feiern, so haben wir in ihm ja alles beisammen, was die menschliche Kunst zur Ehre Gottes hervorzubringen vermag. Um diese herrliche Halle herzustellen, haben sich in der Reihenfolge der Jahrhunderte Künstler um Künstler bemüht, bis der Stein in dieser herrlichen Gestalt bewältigt war. Und wir rufen nicht nur dem Architekten, damit er uns den Raum für unseren Gottesdienst schaffe, sondern stellen auch den, der die Fülle der Töne zu Harmonien vereint, in unseren Dienst, in Jesu Dienst. Und wenn wir hier das Wort nehmen, so arbeiten wir mit der Frucht der Anstrengung der Jahrhunderte, mit der Kunst des Denkens, mit der Kunst der Rede, die als schöne Blüte aus dem Fleiß der Christenheit erwachsen ist. Und zum Künstler, der das Wort handhabt, gehört die festliche Gemeinde. Wir vereinen

uns hier alle geschmückt, und wir haben nicht nur unsre Cylinder gebürstet, sondern uns auch inwendig für den Sonntag zurecht gemacht, haben den Staub der Werkstatt von uns getan und unsre Gedanken gereinigt und gesammelt. Mit unserer Andacht, mit unserem Glauben, mit unserer sonntäglich feierlichen Stimmung bringen wir nun Gott unsre Verehrung dar. Martha, Martha! Eins ist not.

Wir würden unsern Text falsch auslegen, wenn wir um seinetwillen aus unserer schönen Halle in eine Scheuer zögen oder ein stammelndes Kind hieherstellten, als ob wir mitten im Erdgeruch unseres Berufs, mitten im Gedankenknäuel, den uns der Werktag gab, auch ohne Vorbereitung, ohne Sammlung gleich zum Gottesdienst geschickt wären. Marthas Hand muß sich regen, wenn der Herr einkehrt; er bedarf der Bewirtung. Aber eins ist not und dieses Eine haben wir noch nicht erlangt, auch wenn wir alles, was uns die Kunst verschafft, vereinen zum Preis des Herrn.

Ich habe die schöne Pflicht, euch am Schluß des Gottesdienstes zum Missionsfeste einzuladen. Damit ist eine der großen Arbeiten in unsere Erinnerung gestellt, mit denen die Christenheit Jesus ehrt. Damit gedenken wir an einen besonders köstlichen Dienst der Christenheit, und doch ist er, wie wir alle wissen, nur eine der vielen Arbeiten, mit denen die Kirche ihre Pflicht erfüllt und ihren Gottesdienst besorgt. Wie viele Interessen und Anliegen, Aufgaben und Arbeiten drängen sich an uns alle heran! Wenn aber unser Gottesdienst nur darin besteht, daß wir von Gottes Wort und Werk reden draußen oder daheim, im Stillen oder in der Öffentlichkeit, dazu hier oder dort ein Institut errichten, eine Anstalt unterhalten, ein Unternehmen fördern, eine Komission einsetzen, ein Werk betreiben: Martha, Martha! Eins ist not. Können wir diese Arbeiten entbehren? Nein! Gehen wir verdrießlich an sie? Oh nein, mit heller Dankbarkeit. Es ist schön, daß Jesus unserer Christenheit Arbeit zu geben vermag. Arbeits-

losigkeit ist das größte Leid. Es ist für uns gesorgt, daß wir Arbeit haben. Aber wir haben noch nicht den Weg der Maria gefunden, wenn unser Christentum nur darin besteht und unser Gottesdienst damit zu Ende ist. Eins ist not.

2.

Seht, so anspruchsvoll ist Jesus, daß er das Ohr der Maria begehrt hat und das Ohr eines jeden von uns verlangt. Das überrascht uns: Wie! ich soll hören? ich will doch reden; ich soll wahrnehmen, was er ist und tut? ich will doch selber etwas sein und leisten. Wir können uns aber nicht wundern, daß Jesus einen Anspruch an uns stellt, der über alles hinausgeht, was andere von uns verlangen. Er ist der Herr; dadurch gewinnt der ihm zu erweisende Dienst einen ganz besonderen Ernst. Gottes Dienst, das ist kein Kinderspiel, sondern geht über alles hinaus, was uns sonst als Dienst zufällt. Gewiß, Jesus ist so anspruchslos, daß sich Martha darüber verwunderte und es ihr schien, als liege ihm nichts an ihrer freundlichen, fleißigen Bewirtung. Es liegt ihm in der Tat nichts an allen Herrlichkeiten unsrer Künste und an aller Großartigkeit unsrer Betriebe und Vereine. Dafür richtet er an uns ein Verlangen, das keiner sonst erheben darf. Unser Ohr will er haben, damit er zu uns rede und wir empfangen, was er uns gibt. Wir kommen zu ihm und sagen: Sieh, Herr, unser Glaube, guck, guck, wie schön, wie groß, wie herrlich unser Glaube ist. Wir erscheinen vor ihm und sagen: Sieh, Herr, unser Bekenntnis; erwäge doch, wie rein, wie vollständig es ist. Wir stellen uns vor ihn und sagen: Sieh, Herr, unsere Liebe; ich bin ein reicher Mensch geworden durch dich, sieh die Talente, die ich erwarb in deinem Dienst, sieh, was von uns in deinem Namen vollbracht worden ist. Das trägt der Herr geduldig. Aber es braucht seine tragende, vergebende Geduld, damit ein solcher Gottesdienst noch Gottesdienst genannt werden darf. Sein Lob legt er

dort hin, wo er eine Maria findet, ein Ohr, das hört, was er uns sagt, ein Auge, das sieht, was er ist, ein Herz, das bereit ist zu tun, was er will. Rede, Herr, dein Knecht höret. Jetzt stehen wir beim Gottesdienst, der Jesu Verheißung hat. Wir wollen nicht sagen, das hänge vom Temperament ab; der eine neige von Natur mehr der Martha, der andere mehr der Maria zu, der eine sei ein Praktikus und der andere habe Neigung zur beschaulichen Frömmigkeit. Oder das sei nach der besonderen Art unserer Konfession verschieden; wir Deutschen seien die nachdenklichen Christen und die Engländer oder Amerikaner die praktischen Männer. Davon ist hier nicht die Rede. Dann hätte der Herr nicht gesagt: Notwendig ist das Eine. Solche Unterschiede ergeben nicht einen absoluten Gegensatz. Gerade darum, weil alle diese vielen Dinge und Dienste zwar nützlich und unentbehrlich sind, damit wir Menschen in Gemeinschaft leben und eine christliche Gemeinde werden, die ihrem Beruf genügt und ihre Pflichten zu erfüllen vermag, aber nicht das eine Notwendige sind, darum haben wir nebeneinander Platz mit unserer verschiedenen Art, mit unserer Eigentümlichkeit, sodaß der eine seine Kraft nach der, der andere nach jener Seite besonders wendet und einen eigenartigen Beruf empfängt. Keiner jedoch, welches Temperament er habe, keiner, welcher Konfession er angehöre, kann das entbehren, was Jesus das eine Notwendige heißt. Auf das gute Teil kann niemand verzichten, auf das Teil, das nicht von uns genommen werden wird. Bei uns allen muß es so sein, daß wir, ehe wir reden, hören, und ehe wir mit uns selbst uns beschäftigen, auf Jesus achten, das hinter uns lassen, was wir sind, und zu dem aufsehen, was Gott ist. Sonst wäre Gott nicht mehr der erste und sein Wort nicht mehr der Quell des Lichts und seine Gnade nicht mehr der Grund unseres Lebens. Darum war Jesus so anspruchsvoll; darum hat er Martha gesagt: Nichts, was du in deiner Küche machst, erfreut und ehrt mich; setze

dich her und höre. Er will uns das geben, was Gottes ist. Damit gibt er uns den Grund der Religion und schenkt uns die Zurüstung zum wahren Gottesdienst. Ehe wir zu ihm kommen, muß er uns rufen. Dann kommen wir mit Gewißheit und Freudigkeit. „Dein Ruf kam zu mir:" das gibt Anteil am göttlichen Gut. Ehe wir uns selbst heiligen, muß uns vergeben sein. Das tut Jesus durch sein Wort. Er spricht zu uns: Ich bin dein Versöhner. Nun heiligen wir uns. Damit wir Gottes Werk tun, muß Gottes Wille uns gesagt sein, damit wir nicht unseren eigenen Willen tun, sondern eben Gottes Willen. Denn nicht darin besteht unser Gottesdienst, daß wir Gott mit dem begaben, was wir schaffen; darum müssen wir zuerst hören, nicht nur einmal, sondern immer wieder, was der gnädige und gute Wille Gottes für uns ist. Darum ist Jesus zu uns gekommen und darum haben wir sein Wort. Nun kommt Gottes Stimme zu uns und zeigt uns Gottes Willen; hören wir sie, jetzt dienen wir Gott.

Das ist das eine Notwendige für alle, in welchem Amt und Beruf sie stehen, wie ihr Lebensgang geordnet sei. Soll daraus ein Dienst Gottes werden, lieber Mensch, nicht du darfst reden, du mußt zuerst hören; nicht du darfst beschließen, du mußt zuerst fragen; nicht du darfst wirken wollen, laß Gott wirken, laß Gott dich lieben. Das ist das Erste, das Eine, was not ist.

Und nun braucht uns keine Sorge mehr anzufechten, ob wir nicht doch vielleicht zur Maria Schürmann in irgendein Klösterchen hineingeraten. Was geht unserer Geschichte voran? Vorher hat Jesus erzählt, wie ein Priester nach Jericho ging und wie ein Samariter dasselbe tat und wie der eine sich als unfähig zum Gottesdienst erwies und der andere sich fähig zeigte, Gottes Willen zu tun. Darauf folgt das Urteil Jesu über Maria und Martha, nicht damit wir vergessen, was vorangeht, umgekehrt damit wir bereit und gerüstet werden zu dem, was uns jenes Gleichnis sagt. Was kommt nach

unserer Geschichte? Da kommen die Jünger zu Jesus und bitten: Herr, lehre uns beten, und er erzieht sie durch seine Verheißung zum Gebet. Wenn wir hören, können wir bitten; können wir bitten, so können wir wirken. Redlicher Dienst Gottes will erbeten sein. Damit du beten kannst, höre.

Lernen wir auf ihn hören, so gibt er uns die Verheißung: unser Teil, das gute Teil wird nicht von uns genommen werden. Alles vergeht, was wir Menschen hervorbringen, auch die schönsten Leistungen unsrer Kunst. Was uns jetzt als ein großes, wichtiges Werk erscheint, wird bald klein und alt. Auch unsre stärksten Arbeiter werden müde und ihre Zeit geht vorbei. Gestern, heute und in Ewigkeit derselbe bleibt Gottes Gnade, bleibt ihr Zeuge und Mittler Jesus, unser Herr, bleibt das, was er uns sagt, was er uns gibt, was er uns schenkt als Gottes Gnadengabe. Das stiftet die ewige Gemeinschaft, die nicht endet, und ist der Besitz, von dem es gilt: er wird dir nicht genommen. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Siebzehnter Sonntag nach Trinitatis.

(8. Oktober 1911.)

Ev. Joh. 9, 1—6 und 1. Thess. 5, 18[1].

Bei der gegenwärtigen Lage unsres Volkes ist denen, die mit seiner Regierung beauftragt sind, eine schwere Arbeit zugewiesen. Es ist gegenwärtig nicht leicht, unserem Staat die Ordnung zu gewähren und das Geschick unseres Volks zu leiten. Schwere Sorgen legen sich auf alle, die für das Schicksal unseres Volks verantwortlich sind. Im Verhältnis zu den andern Völkern kommen die Schwierigkeiten stets ans Licht; nicht weniger ernst, nicht weniger angstvoll, nicht weniger gefahrbringend sind aber die Notstände, die uns bei uns selbst bedrängen. Doch das macht die Festtage, die unserem Königshaus beschert werden, nicht düster, nicht unmöglich; im Gegenteil, gerade dadurch werden diese Festtage besonders bedeutsam und auch unser Anteil an ihnen wird dadurch vertieft und belebt. Denn unsre Festtage stehen unter der Regel: Danket für alles. Seht, wie lieblich macht Jesus unser Leben, auch unsere Festtage. Wir brauchen uns nicht zu besinnen: Wofür will ich danken? Danket für alles; denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus an euch. Nicht dadurch erzielen wir die Festfeier, daß wir an unsren Zuständen und Erlebnissen das eine verhüllen und das andere in unsere Erinnerung stellen, jenes bedecken und dort mit unseren Gedanken verweilen. Alles gibt uns den Grund zum Dank. Wie macht es Jesus, daß wir für alles danken lernen? Die Geschichte, die wir heute zu betrachten haben, zeigt uns das.

Vor dem Blindgeborenen steht Jesus. Welch ein Gegen-

1) Text zur Feier des Geburtstags der Königin.

satz! Der denkbar größte, der je in der Menschenwelt hervorgetreten ist. Vor dem Blinden, der nicht weiß, was das Wort Sehen bedeutet, dem nie die Sonne schien, steht Jesus, das Licht der Welt, der nicht nur die Welt, sondern auch den Vater sah. Dort steht der Arme, der von der bitteren Barmherzigkeit der Menschen leben muß, hier der Herr reich in Gott, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, so daß er auch mit Kot das Auge des Blinden öffnen kann. Dort steht das sündige Menschenkind mit seinen finstern Gedanken im Streit mit Gott, unwissend, unzufrieden, murrend und seufzend über die Last, die es tragen muß; hier der Sohn, in der Gemeinschaft mit dem Vater, der Gerechte und Reine, der den Willen Gottes tut. Das ist der tiefste Gegensatz, der im Menschenleben vorkommt, die gewaltigste Kluft, die uns trennen kann. Und dennoch, Jesus stiftet Gemeinschaft zwischen ihm und dem Blinden; er nimmt ihn heran zu sich und macht ihn danken, wie er selbst dankt, aus demselben einen Grund, deshalb, weil die Werke des Vaters an ihm offenbar geworden sind. So lehrt auch uns der Herr für alles danken, die Blinden und die Sehenden, die Blinden für ihre Blindheit, die Sehenden dafür, daß sie sehen, die Entbehrenden und die Besitzenden, die in Schwachheit Gebundenen und die mit starkem Vermögen Gesegneten; er macht uns alle eins im selben Dank. Wieso kann auch der Entbehrende danken? Und wie kann der, der mit Kraft, Erfolg und Reichtum begabt ist, danken lernen? Das soll unsere Festbetrachtung sein.

1.

Wie lernt der Entbehrende danken? Nicht dadurch, daß er seine Blindheit für einen kurzen Augenblick vergißt. Das ist nicht die Weise Jesu, der die Wahrheit ist und das Licht der Welt. Wir müssen uns das ein für allemal sagen: weder in unsrem persönlichen noch in unsrem nationalen Leben bringen wir die Festtage dadurch zustande, daß wir uns die Wirklichkeit, in die wir hineingesetzt sind, verhüllen. Das

gibt nie die frohe Feier und das Frucht schaffende Fest. Es muß unserem Geschlecht mit ganzem Ernst und ohne Verhüllung gesagt werden: Gelitten muß sein; und wer nicht leiden will und kann, ist ein unbrauchbarer Mensch. Jesus ist nicht dadurch für uns das Licht der Welt, daß er uns leuchtende Träume schenkt. Unvergeßlich bleibt es im Bewußtsein des Blinden eingegraben, daß er blind war und wie schwer die Blindheit und die Armut auf ihm lasteten. Gerade deshalb, weil er dies mit voller Deutlichkeit erkannte und seine Last mit wachem Bewußtsein trug, lernte er danken. Das wäre freilich unmöglich, wenn wir nichts anderes vor Augen hätten, als was wir selbst sind und leisten. Solange unser Blick bei unseren eigenen Zuständen stehen bleibt und das erwägt, was wir mit unserer Kraft herstellen, bleibt das Wort, das uns für alles danken heißt, für uns zu schwer und hoch. In unsren Zuständen und Verhältnissen sitzt ja gerade die Not. Dort ist der Quell all dieser Bitterkeiten, unter denen wir leiden; von dort her kommen die Schranken, die uns bedrücken. Aber unsere Gedanken sind falsch, grundfalsch, wenn wir nur an uns Menschen denken und uns vorstellen, unser Leben setze sich nur aus dem zusammen, was wir Menschen machen. Wer sich das einbildet, wird freilich mit leichter Mühe statt zum Danken zum Murren bewogen. Aus dieser Unwahrheit entsteht der Lärm des Aufruhrs, das Geschrei der Unzufriedenheit, das Kritisieren und Streiten ohne Ende bei den Hohen und den Niedrigen.

Allein weder im Leben des Einzelnen noch im Leben unseres Volkes geschieht bloß das, was der Mensch denkt, will und schafft. Es geschieht noch etwas anderes, eben das, was Jesus dem Blinden zeigte: Das Werk Gottes wird offenbar an uns. Und das ist der Grund des Danks. Deshalb gibt es für das Danken keine Schranken mehr, an denen es verstummen müßte. Dadurch ist uns ein vollständiger Dank geschenkt, der auch das umfaßt, was uns drückt. Denn auch dadurch wird Gottes Werk offenbar. Wir erleben und sehen es dadurch, daß er zu unserer Not seine Hilfe, zu unserem

Unverstand seine Weisheit, zu unserer Versündigung seine Versöhnung und Erlösung, zu unserer Schwachheit seine Kraft stellt, und dadurch, daß er seine Hilfe zu unserer Not hinsetzt und seine Gerechtigkeit über unser Unrecht stellt und seine Kraft zu unserer Schwachheit fügt, wird er in seiner Herrlichkeit und Gottheit offenbar, nicht wir in unserer Majestät, nicht wir in unserer Geschicklichkeit und Würdigkeit, sondern er in seiner Schöpfermacht, in seiner versöhnenden Gnadenmacht und in seiner uns vollendenden Herrlichkeitsmacht. Dazu dient auch unser Unvermögen, weil es uns nicht zuläßt, daß wir uns mit Gott verwechseln, sondern uns treibt, nicht uns, sondern ihn vor Augen zu haben, nicht an uns zu glauben, sondern an ihn und nicht unseren Willen zu tun, sondern den seinen. Das haben freilich auch die Jünger noch nicht verstanden und darum waren auch sie im Anblick dieses Blinden noch nicht zum Danken fähig. Auch sie dachten nur an das, was der Mensch wirkt, wie er aus seinem Herzen heraus Gutes und Böses hinein in den Lauf der Dinge legt und mit seinem Entschluß und seiner Tat sein eigenes Geschick und das der anderen bewegt. Darum wurde ihnen das menschliche Leben zum Rätsel; es *muß* so sein. Solange wir nichts vor Augen haben als uns selbst, solange bleibt der Anblick der menschlichen Geschichte ein finsteres Rätsel. Die Jünger wollten ernsthaft allen Aufruhr gegen Gott in ihren Herzen stillen und nicht murren gegen ihn. Darum denken sie an die Sünde, die den Menschen vor Gott beugt. Aber diese Beugung, die vor Gottes Gerechtigkeit verstummt, ist etwas anderes als der Dank. Durch die Erinnerung an die menschliche Sünde machen sie sich vor Gott still. Sie tragen so die Last mit Ergebung und leiden schweigend, was ihnen Gottes Hand auferlegt. Das Mittel, mit dem sie sich vor Gott still machten, ist die Erinnerung an die menschliche Schuld. Uns ist aber etwas besseres beschieden, nicht bloß das Verstummen, sondern das Danken, nicht bloß das Schweigen, sondern der Preis Gottes, der Gottes Herrlichkeit sieht und bezeugt. Mit jenem Versuch, das Herz zum Schweigen zu

bringen, geht es nie recht voran. Immer wieder kommen die schweren Fragen, immer wieder die Auflehnung. Denn die Gedanken, mit denen die Jünger sich vor der Auflehnung gegen Gottes Willen schützen wollten, waren nicht vollständig und in allen Fällen wahr; sie reichen nicht zu, um unser Leben zu deuten. Es ist nicht wahr, daß einzig der Mensch sein Leben bestimme und nur er ein Werk hervorbringe, das ihm nun sein Schicksal beschert. Gott tut sein Werk; darauf müssen wir schauen. Jetzt wird der Anblick unseres Lebens hell und unsere Festtage fröhlich auch in ernster Zeit.

Gottes Werk ist noch nicht vollendet. Wir schweigen und warten auf ihn; aber indem wir auf ihn harren und nicht nur auf das, was wir selbst noch erreichen wollen, rechnen, sondern auf sein Werk warten, ist der Dank in unserem Warten drin. Wer sprechen kann: Herr, ich warte auf dein Heil, hat den Dank in sich, den Dank für alles. Im Blick auf das, was sich in unserem Volk gegenwärtig zuträgt und uns Sorge und Not bereitet, warten wir auf Gottes Stunde und harren auf Gottes Werk. Darum aber, weil wir auf ihn warten dürfen, ist der Dank auch heute in unserer Feier drin.

2.

Ebenso schwer ist es aber für die, die mit Kraft und Erfolg begabt sind, zum Danken zu kommen. Wie bringen wir das fertig, daß wir, wenn der Erfolg uns zufällt und das Werk gelingt und unser Ziel durch unsern Fleiß und unsere Tüchtigkeit erreicht ist, dennoch vor Gott treten als die Dankenden? Einen Meister gibt es, der unserem stolzen, eitlen Herzen diese Kunst beibringt. Sehet auf ihn: „Ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat. Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt". Freilich die Nacht wird kommen; aber dieser Gedanke lähmt ihn nicht, im Gegenteil, auch ihn macht er zu einer Quelle jener Kraft, durch die er Gottes Werk am Blinden wirkt und sich als das Licht der Welt bewährt. Deshalb weil die Nacht kommt, benützt er die Stunde, die ihm noch gegeben ist. Das ist Kraft, die

handeln kann, ein Wille, der nicht in Worte zergeht, sondern die Herrlichkeit des Sohnes in der Gemeinschaft mit dem Vater offenbart. Aber das ist nicht die Weise, wie wir es versuchen uns stark zu zeigen. An seiner Stärke klebt nichts von unsrer hoffärtigen Eitelkeit, nichts vom Mißbrauch unserer Kraft zu unserem eigenen Ruhm und unserer eigenen Größe. „Die Werke dessen, der mich gesandt hat, wirke ich, auf daß offenbar werde Gottes Werk," an denen, die seine Gnade und Hilfe bedürfen. Er dankt im Werk; denn er empfängt es und erlangt es als Gottes Gabe.

Er kam aus dem Tempel und der Kampf war dort heiß gewesen. Das Letzte und Herrlichste, was er zu sagen hatte, war in Worte gefaßt. Israels ganze Not war enthüllt; er zeigte ihnen, daß sie des Satans Morden und Lügen in sich trugen. Seine Herrlichkeit war bezeugt bis hinaus zum unerschöpflichen Geheimnis: „Ich bin, ehe Abraham ward". Es war ein Streit daraus geworden, ein heißer Streit. Sie hoben die Steine auf, um ihn zu töten. Nun geht er aus dem Tempel fort am Blinden vorbei, aber nicht etwa als ein Fliehender, der sich verstecken will, auch nicht verärgert, unwillig, sich weiter mit diesem Volk zu plagen, vielmehr bereit und fähig, das herrliche Werk dessen zu vollbringen, der ihn gesandt hat. Das ist Kraft, unüberwindliche Kraft, Sieg über die Welt. Es war Sabbat und er weiß: daraus entsteht ein neuer Kampf. Der Blinde wird sehen, aber gleichzeitig werden die Sehenden blind werden. Auch das hemmt ihn nicht; er schreitet auch über diese Schranke hinweg, ein freier Mann. Das ist Kraft, die ihr Ziel mit Sicherheit erfaßt und erreicht. Diese Macht und Stärke hat er deshalb, weil er danken kann. Dein Werk, Vater, vollende ich. Im Werk, das er vollbringen kann, erkennt er Gottes Gabe. Das schenkt Gott auch uns und damit gewährt er uns auch die reine, frohe Festfeier sowohl in unserem eigenen Leben wie im Blick auf unser Volk. Das tut er uns nicht durch eine besondere Veranstaltung, die neben dem Evangelium stände, die als etwas besonderes noch zu seiner wesentlichen

Gabe hinzukäme, in der er zuerst und vor allem seinen Beruf an uns vollführt, sondern in dem, was er uns als unser Heiland sagt und tut, schenkt er uns auch das, daß wir unserem Werk im Dank die Vollendung geben. Er ruft uns zum Vater; er macht, daß unser Leben in Gott seinen Grund und sein Ziel bekommt. Er führt uns in das Haus des Vaters ein als die, die zu jeder Zeit aus allem Elend und Schmutz der Welt zu ihm zurückkehren dürfen. Er bringt uns mit sich in die lebendige Verbundenheit, so daß wir als die Reben am Weinstock an ihm hängen und aus seiner Fülle Gnade um Gnade schöpfen. Jetzt ist der Dank da, nicht nur für den, der durch die Not auf die Hilfe vorbereitet wird, nicht nur für den, der in Fall und Schuld die Bereitung zur Versöhnung mit Gott erhält, sondern auch für den, der mit Freuden sein Tagewerk beschließen kann, weil es ihm gelang, auch für den, der Kraft und Tüchtigkeit besitzt und sie als seine Arbeitsmittel mit Erfolg nutzbar macht, sich selbst und den andern zu fröhlichem Gewinn. Denn dadurch, daß uns Jesus zu ihm und in ihm zu Gott berufen hat, wird aus unserem Werk unser Beruf und damit tritt der Dank in dasselbe ein und die Eitelkeit des Eigenruhms ist vorbei und der bittere Zusatz, mit dem wir unser Werk verderben, daß wir, um uns zu erhöhen, die andern erniedrigen und verletzen müssen, fällt von uns ab. Unser Beruf ist uns gegeben. Durch ihn gelangen wir zum Werk und darum wird uns nun unser Werk zum Grund des Danks.

Wir brauchen dabei zwischen unsrem natürlichen Beruf und zwischen dem, was uns durch unsere Gemeinschaft mit Gott zur Pflicht und Arbeit wird, keine Trennung vorzunehmen. In beiden Zweigen unseres Wirkens waltet Gottes Ordnung; beide sind vom göttlichen Willen umfaßt. Wir brauchen die natürlichen Lebensmittel; Gott rüstet uns aus mit Kraft und Vermögen, sie zu schaffen. Wir brauchen das göttliche Wort, damit es uns zu ihm berufe, erleuchte, heilige, vereine und uns zu der ihm dienenden Gemeinde mache. Er hat es uns gegeben, damit wir es glauben und bekennen, es uns selbst und den andern sagen und es für uns und die andern frucht-

bar machen im gegenseitigen Dienst. Beides zusammen ergibt unser Christenwerk und beides zusammen verschafft uns den Grund zum reichen, herzlichen Dank. Denn hier und dort begleitet uns Gottes Segen; hier und dort entspringt unser Werk aus Gottes Gabe; hier und dort entsteht es dadurch, daß er uns unsern Beruf verleiht und zur Erfüllung unseres Berufs uns seine Kraft verschafft. So tun auch wir an unsrem Ort das, wozu wir gesendet sind, und darum tun wir es mit Dankbarkeit. Indem wir dies bei Jesus lernen, wird unser Dank vollständig. Nun umfaßt er, was wir entbehren und was wir haben, was uns bedrückt und was unsere Ehre und Stärke ist. In allem geschieht nicht unser Wille, sondern Gottes Wille, nicht unser Werk, sondern Gottes Werk.

Freunde, welch ein Geschenk gewährt uns Jesus dadurch, daß er uns danken lehrt. Das ist, sagt der Apostel, der Wille Gottes in Jesus Christus an euch. Der Wille Gottes, der in Jesus Christus sich offenbart und an uns geschieht, ist lauter Gnade. Eben deshalb sind wir in ihm auch zum Danken berufen. Danken ist ein seliges Geschäft, danken dafür, daß unsre Not uns das Verlangen nach Gottes Hilfe gibt und uns für sie zubereitet, danken dafür, daß unser Glück uns Gottes Gabe und Segen zeigt. Hier und dort wird erst mit dem Dank die Gabe für uns wertvoll, erst recht in ihrer Bedeutung erkannt und in ihrer Seligkeit genossen. Auch im Blick auf unser Volk halten wir es fest: was an Gottlosigkeit, Not und Elend unter uns ist, das macht uns warten auf Gottes Heil; was wir an himmlischem und irdischem Gut haben, das ist sein Geschenk und gibt uns unsern Beruf. Wir danken und machen aus dem Dank das Merkmal unsrer Festtage. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Reformationsfest

5. Nov. 1911.

Phil. 3, 13. 14.

Festlich und dankbar wandern heute unsere Gedanken rückwärts zu den großen Ereignissen der reformatorischen Zeit. Wir treten in das kleine, enge Stüblein auf der Wartburg ein, wo Luther wohnte, ein geächteter Mann, aufrecht, unerschüttert, ein Sieger über die ganze Welt, wo er uns unsere deutsche Bibel gab. Oder wir stellen uns in jenen schmucklosen Hörsaal Calvins in Genf, der doch schöner ist als jeder Prunksaal, in dem wir heute unser Lehramt verwalten, jenen schlichten Saal, in dem die Schrift aufgetan wurde, nicht zugetan, in dem die Arbeiter gerüstet wurden, nicht die Redner, die Männer, die sterben konnten für ihren Herrn.

Was soll da unser Text: „Ich vergesse, was dahinten ist und strecke mich nach dem, was vorne ist"? Stört er unsere Gedächtnisfeier? Vielleicht reinigt er sie; aber Reinigung ist keine Störung, Reinigung ist Kraft. Unser Text kann uns mit der Klarheit, die das apostolische Wort immer hat, zeigen, was das Große an der Reformation gewesen ist; er spricht in heller Deutlichkeit das Merkmal der reformatorischen Arbeit aus. Er kann uns aber auch das zeigen, wie wir in fruchtbarer Weise der Reformation gedenken: er verhilft uns zur heilsamen Feier jener großen Zeit.

1.

„Ich vergesse, was dahinten ist" — das war das Unglück der alten Kirche und ist heute noch das Unglück der katholischen Kirche, daß sie nichts vergessen kann. Einst wurde in kindlicher Frömmigkeit erzählt, die Engel hätten das Haus der Maria über das Mittelmeer hinweg nach Italien ge-

tragen; heute noch steht dieses Haus und keiner hat die Kraft und den Mut es abzubrechen. Einst formten die Lehrer mit kräftiger Anstrengung ihres Geistes den Erkenntnisbesitz der Kirche in großen Lehrgebäuden; keiner vermag sie zu vergessen. Einst brachten es die Verhältnisse mit sich, daß die Leitung der Kirche in die Hand des römischen Bischofs kam; das soll so bleiben, unveränderlich in alle Ewigkeit. Da ward den Führern der Reformation durch Gottes Gnade die Kraft gegeben zu vergessen, was dahinten ist.

Aber das war nicht das Vergessen des Schwachen, dessen Auge müde und matt wird und das Bild nicht festhalten kann, das ihm aus der Vergangenheit entgegentritt. Sie hielten es mit Paulus und gehorchten unserem Text; denn sie vergaßen deshalb, was dahinten ist, weil sie sich nach dem streckten, was vorne ist; das erfaßten sie mit einem starken Griff, ausgeführt von einer gläubigen Hand. Sie streckten sich nach einer Kirche, in der das Wort regiere, und machten die Türe auf für das Wort Jesu und seiner Boten. Sie streckten sich nach einer Christenheit, die Gott Glauben halte, die nicht nur zage, nicht nur büße, nicht nur arbeite, sondern glaube. Sie streckten sich nach einer Gemeinschaft, die im Glauben, darum in Gott gegründet sei und alle inwendig verbinde in Zucht und Ordnung, in Leitung und Lehre zu gemeinsamem Werk. Und wir gedenken heute mit Dank daran, wie unerwartet groß der Erfolg ihrer Arbeit war, weit über alles hinaus, was menschliche Gedanken sich vorstellten. Fragen wir sie: woher habt ihr denn euren Mut, weg von der Vergangenheit nach neuem Ziele zu greifen? was gibt euch die Kraft unter der harten Last des Kampfs, in den ihr gestellt wurdet? Unser Text gibt uns die klare, völlig zu treffende, ganz sachgemäße Antwort: „Ich strecke mich", sagt Paulus, „nach dem Kleinnod der himmlischen Berufung". Den Ruf Gottes haben sie gehört; das war der Grund ihrer Kraft; daher kam ihre Unerschütterlichkeit, ihre Unbeugsamkeit;

sie sind gebunden; Gott rief, — wer will ausweichen? Gottes Ruf, — darin ist seine Gnade; wer will sie wegwerfen? Und sie standen vor dem Ruf Gottes nicht wie vor einem unergründlichen Geheimnis. Er kommt — das war ihnen deutlich — von oben und führt nach oben; es ist die himmlische Berufung, die sie hörten, und das bringt in ihr Leben, in ihr Denken, in ihr Arbeiten das Geheimnis. Es sind nicht die sichtbaren Dinge, in denen sich ihr Leben erschöpft. Und doch sind sie nicht in Verlegenheit zu sagen, woher der Ruf komme und was er in sich schließe. Sie lauschen nicht auf die Stimmungen ihres Herzens, wollen nicht eine geheimnisvolle Geisterstimme vernehmen, die ihnen irgendwie Rat und Weisung gebe, sondern halten es mit unserem Text und sind dem Apostel gehorsam: „Ich strecke mich nach dem Kleinod der himmlischen Berufung in Christo Jesu.“ Durch Jesus kommt der Ruf zu ihnen, der sie in Bewegung bringt; dort wird ihnen die Stimme Gottes hörbar, der sie ihr Ohr öffnen; daher stammt ihre Kraft. Die Stimme des guten Hirten kam zu ihnen und sie schlossen sich ihm an und in seiner Leitung wurde ihr Weg zum fröhlichen und starken Lauf, zum Lauf ins Ziel. Das war die Reformation und darum feiern wir und danken wir.

2.

Damit ist uns aber auch gesagt, was unsere Reformationsfeier uns verschaffen soll. Wir feiern viele Gedächtnistage. Es ist ein Merkmal unserer Zeit, daß Jubiläum auf Jubiläum folgt. Immer wieder gehen unsere Gedanken rückwärts zu den großen Männern, großen Zeiten, großen Taten der Vergangenheit. Und doch sind diese vielen Gedächtnistage nicht ein Zeichen unserer Kraft. Wir haben Schiller gefeiert mit großer Beteiligung unseres Volks; warum? weil wir jetzt keinen Dichter haben; sie sind alle schmutzig und boshaft; wir feierten darum ihn. Feiern wir die Reformation aus einem ähnlichen Grund? Jetzt freilich bringen wir es nicht mehr

fertig, unser Herz einig, still und gewiß zu machen im Glauben; aber einst, da gab es einen glaubensstarken Deutschen, einst hatten wir einen Mann unter uns, der uns zeigte, wie man auf Gott traut und was das heißt: an ihn glauben. Jetzt ist uns die Schrift entleidet; aber einst hatten wir Männer, für die die Bibel ihr Buch war, die sie lasen, so lasen, daß ihr Wort in ihr ganzes Denken und Handeln einging und sie die Schrift bei sich hatten, auch wenn sie keinen Spruch aufsagten. Jetzt bringen wir keine Gemeinschaft mehr zwischen uns fertig, sind eine zerrissene Gruppe von Sekten und Parteien, ohne Leitung, ohne Lehre, ohne Zucht; aber einst gab es eine deutsche Kirche mit Leitung und Lehre, mit Eintracht und Zucht. Wir trösten uns vielleicht mit unserer Feier über das, was uns die Gegenwart versagt, was uns jetzt als Not und Druck beengt. Liebe Freunde, das ist nicht der Sinn der Reformationsfeier; dazu ist unser Festtag uns nicht gegeben; so wird er zwecklos, fruchtlos, kein Gewinn, sondern ein Schade. Wir können nicht aus der leeren Gegenwart hinüber zur Vergangenheit uns flüchten, damit sie uns Trost gewähre. Berufung Gottes wird uns dort sichtbar, wenn wir in das Stüblein auf der Wartburg treten oder in den Hörsaal Luthers in Wittenberg. Berufung Gottes, das veraltet nicht und ist nicht auf das Jahr 1517 beschränkt. Das ist entweder immer oder niemals da, heute so lebendig wie einst oder auch einst nicht vorhanden. Glaube, das ist nicht das Merkmal eines besonderen Geschlechts, der Beruf einer einzelnen Generation, das ist das menschliche Vermögen, der uns Menschen gegebene Besitz, das Merkmal der Christenheit aller Zeit, das Merkmal aller derer, die Gott dienen. Gemeinschaft, Kirche, das ist nicht ein Luxus, den man auch entbehren kann, der unter günstigen Umständen vielleicht einmal ans Licht zu treten vermag, das ist Gottes Werk, das Werk des großen Königs, dessen Reich uns alle eint, das ist Jesu Gabe, die Schöpfung des Gesalbten, in dem wir ver-

bunden werden zur ewigen Gemeinde. Ist es dort, dann muß es auch bei uns sich finden; ist es bei uns nicht, wie sollten wir uns damit trösten, daß es dort zu finden war? Aus solchem Trost wird leicht ein Scheinbesitz, leicht eine täuschende Hülle, die unser Auge bindet. Einst hatten wir Evangelium bei uns; hilft uns das? Einst waren wir ein begnadetes Geschlecht; wird das nicht zum Vorwurf, wenn wir das Empfangene nicht bewahrten? Einst war die deutsche Kirche das Licht aller Völker; ist das ein Ruhm, wenn er auf die Vergangenheit allein beschränkt werden muß? Eben darum, damit wir an der Reformationsfeier uns nicht schwach machen, hören wir Paulus: „Ich vergesse, was dahinten ist und strecke mich nach dem, was vorne ist."

Die Berufung Gottes steht nicht nur hinter uns, sondern vor uns; die Stimme des guten Hirten leitet uns nicht nur einst, sondern jetzt. Das Kleinod ist auch uns gezeigt und hat für uns denselben unerschöpflichen Wert wie für die Väter. Dadurch, daß wir das verstehen, bewahren wir, was uns jene großen Jahre als Gottes herrliches Geschenk gebracht haben. Wir können das, was wir empfingen, nicht bewahren, wenn wir nur nach rückwärts sehen. Ich vergesse und darum strecke ich mich nach dem, was vorne ist. Dieses „ich vergesse" hat zuerst den vollen Blick in die Vergangenheit bei sich. Paulus hat dabei alles vor Augen, was er einst in seinem ganzen Leben als Gottes Gnade empfing, hat vor Augen, wie ihn Gott in seiner Jugend bewahrt hat, daß er in der Gerechtigkeit makellos dastand, ein treuer Jünger des Gesetzes, hat den Anfang seines Christenstandes vor Augen, wie ihn Gottes wunderbare Gnade rief und zur Erkenntnis der Herrlichkeit Jesu führte, hat den ganzen Reichtum seiner Apostelarbeit vor Augen, all die Erfolge, all die Siege, all das Wachstum seines Werks. Er vergißt das nicht in Undankbarkeit und wirft nicht weg, was er empfing. Aber nun, nachdem er all das sah, all das erlebt und sich verdeutlicht hat, nun gewinnt

er den reinen, großen, starken Willen, der sich weg von dem, was hinten ist, zu dem bewegt, was vorne ist.

Treten wir zu unseren reformatorischen Vätern heran, so hören wir von ihnen: dein Anteil an Gottes Reich steht auf Gottes Ruf, nicht auf deinem Werk; wir hören von ihnen: du darfst dem Herrn glauben und dein Glaube ist deine Gerechtigkeit, ist das Ende aller Schuld, ist dein Friede mit Gott und mit den Menschen; wir hören von ihnen die Mahnung: sammelt euch, einigt euch, macht euch zur Gemeinde Gottes! Das bewahren wir; denn das ist ein göttliches Geschenk, Gnadengabe von oben. Und eben deshalb, weil wir es bewahren, laufen wir zum neuen Ziel.

Unsere Zeit hat neben den zahlreichen Gedächtnistagen noch das andre Merkmal, daß sie unruhig und ziellos nach Neuem greift. Auch in unserer Kirche haben wir eine Menge Versuche vor uns, die bald da, bald dort nach neuem Leben trachten. Solche Versuche bleiben aber nicht bei unsrem Text; das ist nicht ein Lauf zum Ziel, nicht der Kampf ums Kleinod. Kein Ziel ist hier sichtbar, vielmehr Ungewißheit, kein Weg erkennbar, sondern Ratlosigkeit. Wie schützen wir uns gegen diese Unruhe? Bewahre, was du empfangen hast; dann, wenn du besitzest, was dir gegeben ward, dann kannst du vergessen, dann dich nach dem strecken, was vorne ist. Höre die Berufung Gottes; jetzt hast du das Ziel und siehst das Kleinod; nun wird ein zusammenhängender Gang aus deinem Lebensweg. Wie streben nach kirchlicher Gemeinschaft als nach einem Ziel, das wir noch nicht besitzen, sondern erst suchen, wir kommen aber immer weiter von ihm ab, wenn wir nicht das benützen, was uns gegeben ist. Wir wollen das Wort Gottes mit frischer Kraft erfassen; dazu lernen wir von denen, die vor uns das Lehramt durch Gottes Gnade empfangen haben. Wir wollen uns von allen Fesseln frei machen, die den Glauben der Alten knickten und brachen, wollen ein Vertrauen zu Gottes Gnade und Herrlichkeit haben, das noch größer ist

als das der alten Zeit. Dazu verhilft uns aber der Glaube der Alten, die erfuhren, wie der Mensch mit Gott eins wird im Verzicht auf die eigene Gerechtigkeit und im Griff nach Gottes Gerechtigkeit; dazu treten wir mit den Alten zum Kreuz Jesu und lassen uns dort sagen, wie ein Mensch Gott nicht nur sucht, sondern findet, nicht nur fromm sein möchte, sondern fromm wird, im Frieden dessen, der sich mit uns versöhnt hat. Nun laufen wir, bereit zu jedem Weg, den Gott uns zeigt, willig zu jedem Dienst, den unsere Zeit von uns verlangt. Jetzt, Freunde, können wir Gottes Wort so sagen, wie es uns zur Wahrheit wird, jetzt so glauben, wie wir an unserem Ort Gott Glauben halten sollen, jetzt so uns einigen, daß wir, die Menschen der Gegenwart, mit einander vereinigt sind zum lebendigen Tempel Gottes, zum Wohnort des heiligen Geistes.

Wir gedenken der Reformation; denn es waren Gnadenjahre, die unserem Volk damals geschenkt worden sind, Tage der Berufung von oben, Tage, wo das himmlische Kleinod in seinem hellen Glanz vielen sichtbar wird. Aber der Ruf Gottes lautet nicht: einst bot ich dir meine Gnade an; Gottes Ruf lautet: jetzt darfst du zu mir kommen; ich bin jetzt in Jesus Christus dein Gott. Gottes Ruf verkündet uns nicht: einst stand ich vor der Tür und klopfte an; Gottes Ruf sagt uns: Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

Zehnter Jahrgang
(1911—1912).

Von

D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1912
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

2. Advent.

(10. Dezember 1911.)

Röm. 14, 7—12.

Gott hat mit uns Erbarmen. Keinem von uns teilt er die schreckliche Not zu, daß er für sich selber leben muß. Das ist ein großes Elend, für sich selber leben, niemand kennen als sich selber, niemand lieb haben als sich selber, nichts zu tun haben als sich selbst zu pflegen. Das ist das größte Elend, das uns Menschen begegnen kann. Aber Gott ist barmherzig, er nimmt uns allen diese Not ab. Keiner von uns, der sich selber lebt, darf sagen: das hat Gott so gemacht; seine Ordnung nötigt mich dazu; er zwingt mich, nur für mich selber zu leben. Und wie keiner von uns für sich selber leben muß, so muß auch keiner sich selber sterben, keiner im Sterben einsam und allein sein, auf das beschränkt, was er selber ist. Uns allen ist es gewährt, daß wir ihm leben und ihm sterben. In der Weihnachtszeit geht uns diese Erkenntnis oft wie eine helle Dämmerung auf; aber es bleibt oft nur eine Dämmerung, ein flüchtiges Morgenrot, auf das nicht der Anbruch des hellen Tages folgt. Laßt uns die Festzeit dadurch vorbereiten, daß wir es uns deutlich machen:

Erstens: Wir sind des Herrn,

Zweitens: des Herrn über alle, Lebende und Tote.

1.

Keiner von uns lebt sich selber. Die Einrede kommt immer wieder: Paulus, was willst du denn? Ich muß mich doch wehren für mich; keiner gibt mir den Lebensunterhalt, wenn ich ihn nicht selber erwerbe; die Miete muß gezahlt sein, die Kleider müssen hergeschafft werden, das Brot muß

jeden Tag wieder erworben sein. Neben der Arbeit brauchen wir die Ruhe und das Vergnügen; aber das ändert unsere Lage nicht, da sorgen wir wieder nur für uns selbst. Damit sind aber die Tage, mehr noch, die Jahre, mehr noch, das Leben angefüllt. Sind sie damit wirklich voll? Das ist klar: Gottes Ordnung gibt uns das Leben dadurch, daß wir uns die Lebensmittel erwerben. Aber wozu nun dieses Leben, um dessen Erhaltung wir uns mühen? Das kann sich doch nicht nur damit füllen, daß wir uns die Lebensmittel verschaffen; nun muß doch erst noch die Hauptsache kommen, erst noch das, wozu diese Lebensmittel uns zu dienen haben. Und wenn hier die Antwort ausbleibt und wir nichts zu sagen haben als: wir schaffen die Lebensmittel an, so ist das ein Elend. Deshalb erbarmt sich Gott unserer und hat uns die Weihnacht bereitet, damit dieser Jammer ende. So wird auch die Arbeit schwer und für uns eine Plage. Wenn wir nicht sagen können, wofür wir eigentlich leben, wozu das alles dienen soll, wer soll dann noch mit Freude an sein Tagewerk gehen? Dadurch bekommt es notwendig das Merkmal eines harten Sklavendienstes, und dann kommt der Unmut und der Groll, und der macht die Arbeit nicht leicht. Aber noch viel härter, noch viel erbarmungswürdiger ist diese Not bei denen, denen der Unterhalt reichlich gegeben ist. Nun kommt erst noch einmal die schwere Frage: für wen, für was lebe ich? für die Toilette, für das Klavier, für den Sport, für edlen Sport, der die Rüstigkeit des Leibes pflegt, für geistigen Sport, Bildung, — eine feine Sache — für politischen Sport, eine Reichstagswahl, — eine hochinteressante Unterhaltung, und doch bleibt das alles ein Elend. Für sich selber leben, nur für sich, das ist und bleibt ein Jammer. Gott hat sich aber unserer erbarmt; unser keiner lebt sich selber, keiner, für den es Weihnacht geworden ist, keiner, der unsern Herrn Jesus kennt.

Wir können nicht von uns selbst frei und aus der Not erlöst werden, die uns bei uns selbst festhält, wenn

wir uns nur mit der Natur einlassen. Zweifellos, man kann ein Kätzchen recht lieb haben und ein Blümchen mit großer Sorgfalt pflegen. Das führt uns aber nicht weg von uns selbst; damit ist die Not, daß wir uns selber leben, nicht vorbei. Wir können die Freiheit von uns selber nicht unter uns suchen, da, wo wir zwar reden, aber keine Antwort bekommen, da, wo wir zwar die Liebe hinlegen, aber keine Gemeinschaft herstellen können. Nur dadurch werden wir von uns selber frei, daß der kommt, der größer ist als wir, nicht dadurch, daß wir Dinge erhalten, sondern dadurch, daß wir einen Herrn bekommen.

Wir sprengen darum die Fesseln auch nicht dadurch, daß wir Menschen uns zusammentun. Immer wieder machen wir den Versuch, eine Seele zu gewinnen, die uns gehören soll. Die Frau bemächtigt sich der Seele des Mannes in der Hoffnung, so werde ihr Leben reich, und der Mann greift nach der Seele der Frau; so will er vom Elend loskommen, daß er sich selber lebt. Mit den Gleichgesinnten, mit den Gleichgestimmten scharen wir uns zusammen, in der Hoffnung, so werde das Leben voll, so erhielten wir ein Ziel, das uns die Antwort auf die Frage gibt: wozu bist du da? Dadurch verlieren wir aber uns selbst. Aus dieser Gemeinschaft wird die Knechtung und sie ist nicht die Beendigung unserer Not. Er kommt von oben, der, für den wir leben dürfen, nicht aus dem Fleisch, sondern aus dem Geist, nicht mit unserem Mandat, sondern in Gottes Sendung, nicht von unserer Wahl berufen, weil wir ihn uns küren zu unserem Genossen, in dessen Gemeinschaft wir leben, sondern in der Sendung Gottes, im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, mit dem Wort von oben, mit dem Gebot von oben, mit der Gnade von oben, mit der Macht von oben. Herr ist er, weil er in der Sendung Gottes kommt. Und nun, l. Fr., ist Gottes Erbarmung uns erschienen, nun wissen wir, für wen wir leben, für wen wir sterben.

Er kommt als der Herr, nicht als ein Spielzeug, damit wir zu unserem anderen Sport, zu unserem Bildungssport, zu unserem politischen Sport auch noch kirchlichen und religiösen Sport fügen. Er macht uns sich untertan, er regiert. Sein Wort, sein Wille, sein Werk gelten. Er kommt auch nicht als ein Schaustück, das wir kritisieren, über das und mit dem wir disputieren. Herr, das ist sein Amt; König, das ist sein Beruf. Aber er kommt zu uns, trotz seiner Herrlichkeit, ja vielmehr wegen seiner Herrlichkeit als der, der sich um uns kümmert, uns begehrt, uns sucht, uns zu sich holt als sein Eigentum. Nichts in uns ist ihm gleichgiltig; alle unsere Not — er trägt sie weg; alle unsere Schuld — er begräbt sie; alle unsere Gedanken, all unser Wollen und Lieben, all unser Arbeiten und Wirken — er stellt es unter seine Regel, macht es seiner Wahrheit und Gnade untertan und bringt es auf seinen Weg. Er kann zum Menschen kommen, ohne daß ihn hier irgend eine Scheidewand hemmt; denn er naht sich uns in der Herrlichkeit Gottes, in dem wir leben, weben und sind, auf den Wegen des Geistes, der den Menschen inwendig anrührt, bewegt, neu gebiert; er kommt als der Gegenwärtige, der uns immer und überall begleitet. So macht er uns inwendig sich untertan; denn er faßt uns dadurch, daß er uns Glauben gibt. So sind wir sein, nicht durch äußeren Zwang, nicht durch Gewohnheit, sondern in Wahrheit, als die, die innerlich an ihm hangen; denn er wendet unser Herz zu ihm und gibt uns die Zuversicht zu seiner Gnade. Nun leben wir nicht mehr für uns selbst, kennen nicht mehr nur uns selbst, hören nicht mehr nur uns selbst, unsere Einfälle, unsere Wünsche, lieben nicht mehr nur uns selbst, dienen nicht mehr nur uns selbst. Wir leben ihm. Dann dürfen wir auch fortfahren: Wir sterben ihm. Wenn wir im Sterben beschränkt sind auf das, was wir selber sind, dann ist es aus; das ist sonnenklar. Wir sind aber auch im Sterben nicht allein, wie wir im Leben nicht allein sind, sondern dürfen nun sagen: Mein

Leben dient Dir, mein Sterben auch; mein Leben preiset Dich, mein Sterben auch; ob wir leben, ob wir sterben, wir sind des Herrn. Das ist die Weihnachtsbotschaft. Zweifelt ihr, daß das ein Grund der Freude ist? Ihm leben dürfen, ihm sterben dürfen, Halleluja!

2.

Aber noch ein zweites Wort in unserem Text kommt uns zu Hilfe: Wir leben für den, der Herr ist über Lebendige und Tote. Ich bin des Herrn, mein Leben stellt er in seinen Dienst, mein Herz macht er zu seinem Tempel, meinen Glauben begehrt er, zieht er zu sich und macht ihn zum Band, das mich mit ihm vereint. Das sind ganz persönliche Worte, Bekenntnisse, die in die Tiefe des inwendigen Lebens hineinreichen. Aber diese ganz persönlichen Worte sind zugleich das weitherzigste Bekenntnis, das es geben kann, die umfassendste Wahrheit, die je ein Menschenmund ausgesprochen hat. Lebe ich ihm, dann weiß ich: Jedes Glied der Menschheit wird vor ihm sich beugen, jede Zunge ihn bekennen. Wir sind dadurch, daß wir unseren Herrn finden, zum Herrn der Lebendigen und Toten gebracht. Und jetzt erst steht die ganze Herrlichkeit seiner Sendung vor uns; nun ermessen wir, was uns die Begegnung mit ihm gewährt, erst ganz. Ihm leben, das heißt dem leben, dem alles gehört, dem leben, der Herr ist über Gottes ganzes Reich. Nun haben wir mit dem Vater die Brüder, mit dem Herrn die Gemeinde, darum eine unerschöpfliche Gelegenheit zur Liebe, einen endlosen Antrieb zur Arbeit. Wir brauchen nicht mehr zu fragen: hast du auch für mich Beschäftigung? Er ist der Herr aller; indem wir mit ihm verbunden sind, sind wir mit einander vereint. Und das gibt nun eine andere Gemeinschaft als die, die dann entsteht, wenn wir im Hunger der Selbstsucht nach den Seelen anderer greifen.

Warum verachtest du deinen Bruder? fragt Paulus in unserem Text. Wunderlich! Sind denn die Menschen nicht

verächtlich genug? Gibt es nicht einen Haufen von niederträchtigen Menschen? Dennoch richtet Paulus die verwunderte Frage an uns: Warum verachtest du deinen Bruder? Verächtlich scheint uns der Mensch, solange wir ihn ohne Gott ansehen. Wenn uns nur der Mensch vor Augen steht, dann sagen wir mit gutem Grund: ein Wurm, zertritt ihn! eine Kröte, fort mit ihr! Das sieht sich anders an, wenn du nicht mehr dir selber lebst, sondern ihm; dann hast du nicht mehr nur den Menschen vor Augen, sondern den Menschen und Gott, siehst nicht mehr den Bruder allein, sondern den Bruder und den Herrn; jetzt ist die Verachtung weg. Es ist aber eine harte Notwendigkeit und ein großes Elend, wenn es uns scheint, wir müßten die Menschen verachten. Wir wollen deshalb dem Herrn von Herzen Dank sagen, daß er uns von dieser harten Notwendigkeit gänzlich frei gemacht hat. Wir brauchen niemand zu verachten; denn auch der, der uns jetzt noch verächtlich scheint, steht unter Gottes Augen und wird einst auch seine Kniee beugen und bekennen, daß Jesus der Herr ist in Gottes Reich.

Warum richtest du deinen Bruder? fragt uns Paulus weiter. Und auch diese Frage erscheint uns leicht verwunderlich. Wie soll ich denn den andern meinem Willen fügsam machen, wenn ich ihn nicht meistere, tadle, regiere und zwinge? Aber ihr seht, auch diese Not ist für uns vorbei. Keiner von uns lebt sich selber; darin liegt ohne weiteres: Wir sind niemandes Herrn, niemandes Richter und alle Gewaltherrschaft ist zwischen uns vorbei. Einer ist der Herr, darum einer der Richter, für mich und für dich. Das gibt die freie Gemeinschaft, die Gemeinschaft, mit der wir einander nicht erdrücken und fesseln, sondern tragen und stärken, die Gemeinschaft, bei der der Mensch nicht seinen eigenen Willen den anderen aufzwingt und sie dadurch zerstört, sondern die, durch die wir uns gegenseitig dem einen und selben Willen, dem einen und selben Herrn gehorsam machen. Gottes Barmherzigkeit ist da-

durch erschienen, daß er uns eine solche Gemeinschaft bereitet hat. Das ist das Weihnachtsgeschenk Gottes für uns, die Erscheinung seiner herrlichen Barmherzigkeit.

Es bedrückt uns aber vielleicht die Sorge: Wird es wirklich dazu kommen, daß nicht nur ich, sondern auch die andern, alle, jedes Knie, jeder Mund sich dem Herrn untergibt? Es kann uns scheinen, unsre Zeitgeschichte strebe nach dem entgegengesetzten Ziel; der Widerstand gegen ihn werde größer, die Auflehnung nehme zu und der Kampf werde immer heißer. Stört uns das die Weihnachtsfeier? Freilich, wenn sein Regiment in unsere Hände gelegt wäre, wenn sein Wort von unserem Zeugnis abhinge, seine Gnade an unseren Dienst und unsere Liebe gebunden wäre, dann wäre es aus mit seiner Verheißung, aus mit seinem Reich, aus mit unserer Weihnachtsfeier. Aber er sitzt zur Rechten Gottes und das heißt: sein Werk besteht nicht allein in unserem Dienst und seine Wahrheit beruht nicht allein auf unserem Zeugnis, sondern er führt seine Sache selbst, wunderbar, durch Wege, die uns manchmal rätselhaft erscheinen, und doch offenbar, doch in Gottes Majestät und Herrlichkeit. Er schreitet dahin durch die Zeiten, nicht verdunkelt durch alles, was wir sagen, nicht alternd, wenn die Christenheit alt wird, nicht strauchelnd, wenn die Kirche schwankt. Er führt seine Sache herrlich aus, Gottes Sache; Gottes Gnade wird in ihm offenbar, Gottes Gerechtigkeit durch ihn zum Sieg gebracht. Er macht es; wieso wissen wir das? Deshalb wissen wir dies gewiß, weil er uns sich unterworfen hat. Es braucht keine größere Gottesmacht, um jedes Knie zu beugen, als die, die wir selbst erlebten, dadurch erlebten, daß er uns vor ihm gebeugt hat, uns zu seinem Eigentum gewonnen hat, uns von allem erlöst hat, was uns verdirbt. Damit ist uns die Herrlichkeit der göttlichen Gnade gezeigt: sie ist, indem sie sich uns schenkt, so groß, wie wenn sie sich allen schenkt, in ihrem Anfang so mächtig wie in ihrem Ziel, in ihrem Keim so herrlich wie

in ihrer Frucht. Darum sind wir ohne Sorge. Wir wissen es: ihm leben wir; so wissen wir es auch: jede Zunge wird seinen Namen preisen, jedes Knie vor ihm sich beugen. Gott tut sein Werk nicht halb, sondern ganz.

Das ist unsere Anwort für die, die fragen: warum feiert ihr Weihnacht? Darum feiern wir, weil wir froh sind, daß wir nicht uns, sondern ihm leben dürfen, darum, weil wir froh sind, daß wir im Sterben nicht bloß bei uns selber sind, sondern bei ihm. Darum, weil wir ihm leben und ihm sterben dürfen, feiern wir. Denn deshalb macht sein Geburtstag unseren Geburtstag zum Fest, sein Todestag unsern Todestag zum Fest, seine Gegenwart unser Leben zum Fest, das uns zur Vollendung führt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübinger

Sylvester.

(31. Dezember 1911.)

Ps. 92, 2. 3.

Wir wollen heute nicht darüber reden, daß es ein köstliches Ding sei, Gott zu danken; denn davon sind wir alle überzeugt. Wie würden wir aus dem letzten Tag des Jahres eine Festfeier machen können, wenn wir das Jahr nicht dankend beendigten, und wie sollte uns der erste Tag des neuen Jahres ein Anlaß zur Festfeier werden, wenn wir nicht dankend das Jahr beginnen dürften? Wir danken im Rückblick, wir danken im Vorblick; darum wird der letzte und der erste Tag des Jahres gleichmäßig für uns ein Fest und wir wissen: das ist ein köstliches Ding. Aber davon wollen wir miteinander reden, warum uns dieses köstliche Ding schwer wird. Wenn es doch eine köstliche Sache ist und unsere Erfahrung beständig den Vers des Psalmisten bestätigt, warum sind wir so ungeschickt, so unfähig zum Dank? Indem wir uns das verdeutlichen, reinigen wir uns von dem, was uns an einer frohen Feier des Jahresschlusses und des Jahresanfangs hindern kann.

Wenn ich euch vor hundert Jahren gepredigt hätte, so würde ich nun sagen: Wir wollen die Gründe aufsuchen, die das menschliche Herz undankbar machen: erstlich die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit des Menschen; zweitens unser Unglaube, der kein Herz hat zur göttlichen Regierung; drittens unsere Weichlichkeit, die im Unglück zusammenbricht und die Last nicht tragen will, und so weiter. Aber, liebe Freunde, mit einer solchen Theorie über die menschliche Undankbarkeit

wäre uns wenig gedient. Theorie haben wir reichlich; Begriffe, durch die wir uns den Gang unseres Lebens deuten, sind uns bequem und ausgiebig zur Hand. Aber was wir brauchen, das ist der Entschluß, das ist die Kraft, die wollen und vollbringen kann. Wir wollen darum das miteinander besprechen, was wir im vergangenen Jahr gemeinsam erlebt haben, und erwägen: Was hinderte unseren Dank?

1.

Wenn wir auf das Jahr zurücksehen, dann tritt uns allen als ein gemeinsames Erlebnis jener Tag ins Gedächtnis, wo unsere Erde schwankte, und weil der Boden schwankte, schwankte jede Wand und jedes Dach, schwankten und zitterten wir alle. Es ist uns damit eine stets deutliche und immer gültige Wahrheit aufs neue lebendig vor die Seele gestellt worden, nämlich die, daß wir Menschen mit allem, was wir sind und bauen, in den Lauf der Natur hineingesetzt sind. Das haben uns nicht weniger deutlich jene langen Wochen gezeigt, wo klar und heiß Morgen um Morgen die Sonne ihren Lauf begann und die Frage auf aller Lippen war: Wann wird es regnen? Da haben wir es wieder erlebt, daß wir mit allem, was wir unternehmen, vom festen, mächtigen Gang der Natur abhängig sind. Doch auch das haben wir erlebt, wie sich dann, wenn sich uns eine Gefahr von der Natur her naht, die freundliche Leitung zeigt, die die Dinge für uns ordnet und die Gefahr begrenzt. Zum Sonnenschein kam auch der Regen und die Schwankungen unseres Bodens glätteten sich. Das war ein Anlaß zu der köstlichen Sache, von der unser Psalm spricht, ein Anlaß zu danken und dem Höchsten zu lobsingen, des Morgens seine Gnade, des Abends seine Treue zu preisen.

Aber nun spüren wir gleich, daß uns dieses köstliche Ding nicht leicht gelingen will. Wie so danken? sagen wir, das muß ja so kommen. Gibt es einen Stoß, dann zittert

der Boden freilich; das muß ja so sein. Wenn uns der Wind keine Wolken bringt, dann gibt es keinen Regen; es kann nicht anders sein; das kommt von selbst. Damit ist ein Gedankengang ausgesprochen, der uns nicht nur in besonderen Verhältnissen, sondern beständig am köstlichen Geschäft des Dankens hindert. Wenn wir für all das, was uns die Natur zuträgt, den Dank beseitigen, weil das ja von selbst komme und nicht anders sein könne, dann vollbringen wir den größten Teil unseres Lebens undankbar. Wo wirkt die Natur nicht mit? Was unternehmen und erleben wir ohne die Hilfe der Natur? Wir aber sagen: das gibt uns zum Danken keinen Grund; denn das ist einmal so und kann nicht anders sein; das läuft seinen geordneten Gang. Wir hätten mit dieser Rede Recht, wenn sie bereits die ganze Wahrheit aussprächе; denn unser Psalm hält uns mit vollkommener Deutlichkeit und Richtigkeit vor, wofür man danken kann, was uns das köstliche Geschäft verschafft, Gott zu preisen. Man kann danken für Gnade und Treue. Ist denn aber keine Gnade und Treue wirksam im Gang unseres Lebens, wirksam oben am Thron, wo alles, was geschieht, geordnet wird, wirksam in der Quelle aller Kraft und alles Lebens? Wir kommen von Weihnachten her, haben wieder die frohe Pilgerfahrt angetreten zur Krippe von Bethlehem, haben es aufs neue gehört nicht nur mit dem äußeren, sondern mit dem inwendigen Ohr: Christ ist geboren. Was wird hier sichtbar? Gnade und Treue, Gnade, die uns Menschen zu Gott beruft, Treue, die mit unerschütterlicher Festigkeit die Gemeinschaft stiftet für die Ewigkeit. Aber wenn uns hier die Gnade besucht und die Treue sich uns angeboten hat, dann haben wir sie überall in allem, was uns widerfährt. Ist sie Gottes Merkmal und Wille, dann umfaßt sie auch den Lauf der Natur. Bringt sie uns Christus, so bringt er sie uns vom Vater, vom Schöpfer des Himmels und der Erde, von Gott, in dessen Hand all das liegt, was wir als

das festgefügte Geflecht der natürlichen Dinge beschreiben. Lassen wir uns das von Jesus sagen, dann sind unsere natürlichen Erlebnisse nicht mehr profan und wir nehmen sie nicht mehr als selbstverständlich hin, reden nicht mehr vom Zufall oder von einer blinden Notwendigkeit, sondern dann ordnen wir das alles, auch das Schwanken und das Stehen der Erde, das Ausbleiben des Regens und sein Kommen, in den Willen dessen ein, der uns Gnade und Treue in herrlicher Vollkommenheit erwiesen hat. So werden uns auch unsere natürlichen Erlebnisse zum Grund des Danks und sie bekommen dadurch einen unermeßlich reichen Inhalt. Nun wird aus all dem eine köstliche Sache, weil wir auch diese Dinge aus der Hand des Vaters empfangen und auch in ihnen seine Güte und Treue genießen. Darum danken wir auch für das abgelaufene wie für das neu uns bescherte Jahr.

2.

Wir wollen an ein weiteres Ereignis denken, das wir gemeinsam in diesem Jahr durchlebten. Ein deutsches Kriegsschiff fuhr aus und es kamen die langen, bangen Wochen: wann fällt der erste Schuß? und wenn der erste Schuß fällt, was dann? Was folgt? Keine Phantasie, auch nicht die des größten Dichters, kann ausmalen, was geschehen wäre, wenn der mögliche Kampf begonnen hätte. Aber wir haben erlebt, daß das Schicksal unseres Volkes in starken, festen Händen liegt, bei besonnenen Männern, die sich ihre Verantwortlichkeit vor Gott deutlich machten, die nicht durch Leidenschaft getrieben leichtsinnig einen Brand entzünden, sondern ihre Pflicht darin sehen, stark und in Ehren dem Frieden zu dienen. Darum ist es uns beschert, das Jahr im Frieden zu vollenden und das neue in der guten Zuversicht zu beginnen, daß es wieder ein Jahr des Friedens für unser Volk werde. Wieder ein Anlaß zur köstlichen Sache, die unser Psalm uns nahe legt, wieder ein Anlaß, dem Höchsten zu danken und

seine Gnade und Treue zu loben. Denn in das Schicksal unseres Volkes sind wir alle hineingeflochten und jeder Kampf, jede Not unseres Volks, jede Erschütterung unseres Staates trifft uns alle. Aber hier kommt uns wieder ein ganz ähnliches Aber in den Weg, wie wenn wir auf den Naturlauf des letzten Jahres zurückblickten, und es wird uns nicht leicht, dafür Gott zu danken. Hier, sagen wir, sind doch Menschen an der Arbeit; ihre Entschließungen, ihr Verhalten bestimmt den Gang unsrer Geschichte. Und wenn Menschen an der Arbeit sind, dann wird auch immer die Schranke des menschlichen Vermögens sichtbar, so daß manche Wünsche unerfüllt bleiben. Wäre es nicht noch hübscher gewesen, fragen wir, wenn auch dies und das noch erreicht worden wäre? Hätte man es nicht vielleicht doch noch klüger, noch geschickter, noch erfolgreicher machen können? Das Kritisieren wird uns leichter als das Danken. Wie steht es denn? Ist denn wirklich nur der Mensch der Herr seines Geschicks? Liegt das Schicksal unseres Volks wirklich einzig und vollständig in der Hand unserer Regierenden? Dann freilich würde es uns allen schwül und wir schlössen das Jahr nicht mit Danksagung. Gnade und Treue haben die Kraft, uns zum Dank hinaufzuführen, die Gnade Gottes, die Treue des Höchsten. Aber wir kennen sie ja als Gottes Eigentum, die er in allen Dingen an uns offenbart, kennen sie als die unsichtbare und doch alles beherrschende Macht, die auch im Menschenschicksal und im Schicksal unseres Volkes wirksam ist. Wir wissen, daß, wenn unser Auge schläft, ein anderes Auge wacht und daß über unserem menschlichen Entschluß ein anderer Wille steht, regierend, ordnend. Treue und Gnade übend in reicher Fülle auch an unserem Volk. Daraus entsteht für uns die große Freude, daß wir danken dürfen, auch für das danken dürfen, was im verflossenen Jahr unserem Volk beschert worden ist, auch dafür, daß wir im Frieden das Jahr beschließen und im Frieden das neue Jahr beginnen und weiter mit Fleiß und Treue arbeiten dürfen am Wohl unseres Volkes.

3.

Wir haben jedoch nicht nur das gemeinsam erlebt, wovon die Zeitung spricht, nicht nur das Erdbeben und nicht nur die Erschütterungen im Leben unseres Volks. Wir haben auch Sonntage gehabt, die uns ja regelmäßig zusammenführen zur betenden Gemeinschaft. Wenn wir aber jemals einen Sonntag erlebt haben mit seiner süßen und heiligen Kraft, dann kommt etwas Sonntägliches in jeden Werktag hinein. Wenn wir hier als die Gemeinde Jesu zusammentreten, dann findet jedes von uns auch den Weg in sein einsames Gebetskämmerlein. Gott sei Dank, wir haben im vergangenen Jahr nicht nur Menschen reden gehört, sondern auch Gott und Gottes Wort vernommen, haben nicht nur mit Menschen gesprochen, sondern durften auch mit Gott reden. Das ist nochmals ein Anlaß zu dem köstlichen Geschäft, von dem unser Psalmvers redet, ein Grund, den Höchsten zu preisen, des Morgens für seine Gnade und des Abends für seine Treue. Aber nun spüren wir es wieder: dieses köstliche Ding wird uns nicht leicht. Wozu denn dafür danken? Das versteht sich doch von selber. Wir sind nun einmal in einem christlichen Volk; da hat jeder von uns irgend welchen Anteil auch an der Religion und am Christentum; wie soll das ein Grund sein, der uns zum Danken triebe? Täuschen wir uns nicht! Die Türe, die uns zur Gemeinde Gottes führt, ist bald für uns verschlossen. Wir können das leicht erleben, daß wir den Weg zu ihm nicht mehr finden und keine offene Türe mehr vor uns haben, sondern eine verschlossene. Wir haben im vergangenen Jahr hier in Tübingen die große Gnade gehabt, daß uns Gottes Wort reichlich verkündet worden ist. Gott hat uns gepredigt. Aber es kann uns auch leicht passieren, daß uns nur noch der Teufel predigt, laut, sehr beredt, sehr elegant, sehr religiös, sodaß wir es mit lautem Jubel hören und glauben, ganz voll von seiner Predigt sind und kein Ohr mehr für Gottes Predigt haben. Das versteht sich durch-

aus nicht von selbst, daß uns immer die offene Türe zur Gemeinschaft Gottes einlädt, daß uns sein Wort immer wieder hell entgegenstrahlt in seiner Wahrheit und Herrlichkeit, daß uns sein Geist immer wieder ergreift, uns züchtigt, daß wir unsere Sünde wahrnehmen und bei Seite tun, und uns heiligt, daß wir Gott gehorchen. Das ist Gnade und Treue, Treue des Allerhöchsten, Gnade des ewigen und herrlichen Gottes. Darum ist das ein Grund zum Dank, ein Anlaß, des Morgens seine Gnade, des Abends seine Treue zu preisen. Gnade, einzig das ist das rechte Wort dafür, daß Gott sich unserer annimmt und uns sagt: denke an mich; führe dein Leben nicht ohne mich; sieh, du darfst meine Hand fassen, darfst meinen Willen tun, darfst meinen Weg gehen. Gott sagt uns dies, der Schöpfer und Herr aller Dinge, der Unsichtbare und Ewige, dessen Jahre kein Ende nehmen. Uns sagt er es, die wir Fleisch sind, deren Jahre verwehen wie die Blume des Grases; uns ruft er zu sich, daß wir sein eigen seien; uns gibt er sein Wort, daß wir es bewahren dürfen; uns zeigt er seine Liebe, daß wir in seiner Gemeinschaft stehen. Das ist Gnade. Und diese Gnade ist Treue. Sie wankt nicht, wenn die Jahre wechseln, wankt nicht, wenn wir wanken; und wenn wir straucheln und fallen, seine Gnade bleibt treu; und wenn wir sterben, seine Gnade bleibt treu. Das ist wahrhaftig Grund genug zu unserem köstlichen Geschäft. Laßt uns dem Herrn danken und seiner Gnade und seiner Treue das Loblied singen von Herzensgrund.

Aber noch ein Wort ist nötig; sonst würden doch vielleicht einige aus unserer Versammlung weggehen mit der Klage: Heute hast du nicht für mich gepredigt; du hast für die Gesunden und Starken, aber nicht für die Wunden und Betrübten gesprochen. Du hast für die geredet, die nicht danken mögen, weil sie blasiert sind; ich kann es auch nicht, aber aus einem anderen Grund; ich trage die Last des Schmerzes und bin unter eine drückende Last gebeugt. Allein

für die, die deshalb nicht danken können, weil sie ein schweres Herzchen haben, ist das Wort bald gesagt. Das ist nicht die große Schwierigkeit, die uns Menschen bedrängt. Gewiß, so lange der Druck auf uns liegt und der Schmerz uns die Seele zusammenpreßt, will uns der Dank nicht gelingen. So bleibt es aber nicht immer. In der schweren Stunde bereitet uns Gott zur Danksagung. Warte nur. Aus dem, was als Last und Schmerz auf uns gelegt ist, erwächst die friedsame Frucht der Gerechtigkeit. Seht hinein in den Psalter; steht bloß das drin: Ein köstlich Ding den Herrn loben des Morgens und des Abends? Ebenso oft macht sich in ihm mit großer Deutlichkeit das Seufzen der Geplagten hörbar. Das Leid der Bedrückten, die Not derer, in denen, wie der Psalm sagt, die Pfeile des göttlichen Grimmes stecken, bricht in lauter und dringender Klage hervor. Aber der Psalm des Schmerzes bereitet den Psalm der Danksagung vor. Durch die Beugung gewinnen wir die Aufrichtung. Legt uns Gott die Last auf, so rüstet er uns zur Feier seiner Treue und seiner Gnade.

Des Abends seine Treue, auch am Abend des scheidenden Jahrs laßt uns ihm danken. Des Morgens seine Gnade, auch am Morgen des neuen Jahres laßt uns seine Gnade loben. Am Abend seine Treue, auch an dem Abend, der unser Leben schließt, am Morgen seine Gnade, auch an dem Morgen, der im vollen Sinn Morgen ist, Aufgang des Lichts ohne Nacht, Tagesanbruch ohne Ende. Des Morgen seine Gnade, des Abend seine Treue in Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

1. Sonntag nach Epiphanias.

(7. Januar 1912.)

Eph. 6, 1—4.

Jedes deutsche Kind bekommt vom Anfang seines Lebens an eine Menge Mahnungen und viel Zucht. Es muß sich anpassen an den Platz, in den es hineingesetzt ist, und hineintreten in die Formen der Gemeinschaft und des Verkehrs, durch die wir zusammen leben. Da wird ihm sofort gesagt: Das schickt sich nicht; so macht man es nicht; so mußt du es machen; das ist vorteilhaft; so will ich es haben. Von Jugend an kommt uns Zucht und Mahnung in reicher Fülle zu und sie beschränkt sich nicht nur auf unsere Kindheit. Wir sind vielmehr gerade auch dazu als Gemeinde Jesu verbunden, damit keinem von uns die Zucht und die Mahnung fehle; reichlich wird sie uns allen von unsern Kanzeln aus dargeboten. Und nun sollen wir den Text erwägen: Ziehet eure Kinder auf in Zucht und Vermahnung zum Herrn. Ist das nicht ein überflüssiges Geschäft, wenn so viel Pädagogik unter uns verkündet wird, so viel Mahnung, so viel Zucht uns beständig begleitet? Sind wir nicht alle wohl erzogen? Freunde, es hat keine Zeit gegeben, die es so nötig hatte, auf unseren Text zu achten, wie die unsere. Und niemals war es in demselben Maße die heilige Pflicht derer, die hier sprechen, das Wort des Apostels: Ziehet eure Kinder auf in Zucht und Vermahnung zum Herrn! zu bezeugen wie heute. Mahnung, Zucht: es ist ein Unterschied, ob es menschliche Zucht sei oder göttliche, menschliche Mahnung oder göttliche. Der Apostel sagt: Mit Gottes Zucht ziehet eure Kinder auf, mit Gottes Warnung; vor dem habt ihr sie zu warnen, wovor Gott euch

warnt. Ihr sollt sie nicht ahnungslos und ungewarnt in das Unheil hineintreten lassen, das über den Menschen kommt, wenn er Gott verloren hat. Unsere Kinder sollen nicht sündigen, ohne daß sie den Willen Gottes durch uns erfahren haben. Mit der Zucht Gottes, sagt uns Paulus, haben wir sie zum Gehorsam gegen Gott zu leiten. Menschliche Zucht, göttliche Zucht, das ist ein großer Unterschied! Und je mehr Pädagogen mit beredten Worten zu uns reden, je länger die Schulzeit für uns alle währt, je mehr Dressur und Erziehung uns allen angetan wird, um so dringender haben wir die Antwort auf die Frage nötig: Was ist menschliche und was ist göttliche Zucht? Was ist menschliche Mahnung und was ist göttliche Mahnung?

Worin besteht der Unterschied? Menschliche Zucht drückt, göttliche Zucht drückt niemand. Menschliche Zucht tut Unrecht, göttliche Zucht schafft die göttliche Gerechtigkeit.

1.

Ihr wißt, ich zitiere an dieser Stelle selten Dichter; denn hier haben nicht die Dichter das Wort, sondern die heiligen Boten Gottes. Heute möchte ich einen Dichter zitieren, einen Schwaben, der uns die Geschichte seiner Jugend hübsch erzählt hat, und über diese Geschichte seiner Jugend hat er den Titel gesetzt: „Unterm Rad". Er hat unserem Volk mit diesem warnenden Titel eine große Wohltat erwiesen. „Unterm Rad"; was passiert denn einem Kinde, wenn es unter ein Rad kommt? Dann wird es zerdrückt, verwundet, zum Krüppel gemacht. So kann es in der Tat bei der menschlichen Zucht zugehen. Unser Dichter ist nicht der einzige, der auf seine Erziehungsjahre und auf die Kunststücke seiner Pädagogen mit dem schmerzlichen Eindruck zurücksah: Unter ein Rad haben sie mich gelegt. Gottes Zucht bringt uns aber niemals unters Rad. Wenn unsere Erziehungskunst darin besteht, daß wir wie ein Wagenrad in das Leben der anderen eingreifen, dann ist es nicht göttliche, sondern menschliche Zucht. Das heißt

keineswegs, daß die göttliche Zucht weniger scharf, weniger eindringend und im Strafen weniger gewaltig wäre als die menschliche. Im Gegenteil, göttliche Zucht dringt, wie es uns das Schriftwort sagt, ein bis in die Gedanken des Herzens und scheidet Mark und Bein, einem zweischneidigen Schwert gleich, dessen Hieb trifft. Achtet auf das, was die menschliche Zucht uns anrät; sie sagt uns: „Der Anstand erfordert das; dein Fortkommen macht das nötig; so schadest du dir; so wirst du getadelt; wenn du Lob ernten willst, dann mach es so". Wovon redet die göttliche Zucht? Von Vorteilen und Nachteilen? Von Bequemlichkeit und Beschwerlichkeit? Von Lob und Tadel? „Ziehet eure Kinder auf in der Mahnung Gottes", das heißt ihr habt ihnen zu zeigen, was Sünde ist. Sünde, das ist aber ein ungleich schwereres Wort als alle jene Warnungen der menschlichen Zucht. Da ist nicht mehr die Rede von einem Nachteil, von einer Unklugheit, von einem Verlust an der Reputation oder am Vermögen. Sünde, das ist ein ganzer Protest, nicht ein halber, eine runde Ablehnung, nicht ein stilles Liebäugeln mit dem, was man von sich ablehnt. Das macht den Menschen ganz ehrlos, ganz rechtlos und dies vor Gott. Darum ist die menschliche Zucht immer nur auf einzelne Stücke unseres Lebens beschränkt. Wie man sich benimmt, wie man sich kleidet, wie man sein Geschäft anfaßt und so weiter, das sagt uns der menschliche Erzieher. Die göttliche Zucht hat es nicht mit einzelnen Stücken zu tun; sie wendet sich an uns mit allem, was wir sind, bis hinein in die verborgenen Regungen unseres Herzens. Die menschliche Zucht begnügt sich darum mit dem Schein. Das ist das große Elend, das an unserer Erziehungskunst immer haftet, keineswegs nur im Verkehr mit den Kindern, auch in der Zucht und Mahnung, die wir einander gewähren, auch hier in der Gemeinschaft der Kirche. Immer ist die Gefahr dabei: Die Zucht schafft Schein, erzieht zum Lügen. Auf den Eindruck kommt es an, den ich mache, auf das, was die andern sehen, wie sie darum auf mein Verhalten antworten. So

wird der günstige Eindruck auf die andern zum Ziel, dem die menschliche Zucht und Mahnung nachstrebt. Daraus entsteht aber die Unwahrhaftigkeit, die Erziehung zur Verlogenheit. Die göttliche Zucht schafft keine Lügner; sie erzeugt nicht Schein und Schauspielerei. Sie macht uns der Wahrheit ganz und von Herzen untertan. Menschliche Zucht wendet sich darum an die sündlichen Triebe; sie lockt den Ehrgeiz heraus und die Gewinnsucht. Grobe Sünden will sie heilen durch feine. Die göttliche Zucht kuriert Sünde nicht durch Sünde, sondern sie macht uns von der Sünde ganz frei und pflanzt an die Stelle unseres sündlichen Willens den heiligen Willen Gottes. Göttliche Zucht geschieht durch Geist und zwar durch den heiligen Geist, der Gottes ist und Gottes Willen wirkt.

Wenn wir diesen Unterschied uns verdeutlichen, dann verstehen wir jene heiße Klage, die sich so oft hörbar macht, wenn uns die Kinder sagen: Eure Zucht ward uns zur Qual, eure Mahnung uns zum Schaden; unters Rad habt ihr uns geworfen. Sie haben ein Recht zu klagen, wenn wir ihre Wahrhaftigkeit verletzen und unsere Zucht darin besteht, ihre sündlichen Triebe zu reizen. So haben sie ein Recht uns zu sagen: Ihr habt uns nicht geholfen, sondern gehemmt, uns nicht gedient, sondern uns verletzt, und machtet aus uns verdrehte Wesen mit eurer Mahnung und Zucht. Aber gegen Gottes Zucht wird diese Klage niemals laut. Das hat keiner ihm je gesagt: Deine Zucht hat mich verdorben, auch wenn er mit gewaltiger Hand in unser Leben eingreift, und Gott kann uns hart anfassen und uns bitter wehe tun. Aber auch wenn Gottes Hand uns schwer trifft, keiner darf ihm sagen: Unterm Rad war ich; deine Zucht war mein Schaden und deine Mahnung mein Unglück. Immer ist die Gnade Gottes auch in seiner Zucht wirksam und mächtig. Seine Warnung macht seine Liebe nicht weniger offenbar als seine Verheißung. Darum ist die göttliche Zucht unser Heil. Sie betrübt uns, wenn wir uns nach Gottes Sinn und Willen betrüben lassen, zu einer Reue, die niemand gereut.

Dann wird auch der erste Teil unseres Textes einfach: Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn. An menschliche Zucht und Mahnung den Willen hinzugeben, vor menschlicher Zucht und Mahnung sich zu beugen, dagegen sträuben wir uns nach göttlicher Ordnung und mit innerem Recht. „Ziehet eure Kinder auf in Gottes Zucht und Gottes Mahnung". Gilt das, dann können wir auch sagen: Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn. Das sagt der Apostel keineswegs nur den kleinen Kindern, sondern uns, den Erwachsenen, solange wir noch Eltern haben.

2.

Wir müssen aber unsre Gedanken noch um einen Schritt vorwärts bewegen. Woher kommt es denn, daß die menschliche Zucht verletzt, krank macht, schädigt, die göttliche Zucht dagegen befreit, hilft und vollendet? Die menschliche Zucht tut Unrecht und die göttliche Zucht wirkt die Gerechtigkeit Gottes. Es ist bei jeder Zucht so, daß ein regierender Wille, an uns herangebracht wird, dem wir gehorchen sollen. Ein anderer will uns leiten; wir sollen uns leiten lassen; ein anderer zeigt uns den Weg und wir sollen ihn gehen. Gottes Zucht bedeutet auch, daß er uns sich unterwirft, er regiert und wir gehorchen, er uns unseren Weg zeigt und wir ihn gehen, er unser Leben ordnet und wir uns in die Ordnung Gottes fügen. Ohne das gäbe es keine Zucht, am allerwenigsten eine göttliche Zucht, eine Zucht und Mahnung zum Herrn. Allein wenn Gott uns sich unterwirft, so sucht er dabei nicht seinen Vorteil; er hat dabei nicht das im Sinne, daß er an uns zeige, wie mächtig und groß er sei, wie viel er könne, wie reich er sei, daß er der allmächtige Gott sei, der seine Ehre wahrt und seinen Willen durchsetzt. Das hat Gott gar nicht nötig, gerade weil er Gott ist, der Allmächtige, der, dessen Wille nicht schwankt, der, dessen Ehre nicht verdunkelt wird, der erste und der letzte, das A und das O. Darum regiert Gott so, daß seine Regierung für uns der

Grund der Freiheit ist. Er zeigt seine Stärke nicht dadurch, daß er uns schwach macht, seinen Reichtum nicht dadurch, daß er uns arm macht, seine Herrlichkeit und Ehre nicht dadurch, daß er uns in den Schatten setzt und ehrlos macht; umgekehrt, Gott fährt anders. Er zeigt seinen Reichtum darin, daß er uns seine Gnade und ihre herrlichen Gaben schenkt; er offenbart seine Macht darin, daß er uns lebendig macht und tüchtig zu seinem Werk und Dienst; er findet seine Herrlichkeit und Ehre darin, daß er uns die ewige Herrlichkeit gibt. Darum entsteht zwischen ihm und uns kein Streit der Interessen, sondern da ist Gerechtigkeit, göttliche Gerechtigkeit, diejenige, die sich so offenbart, daß Gott Recht behält und uns Recht gibt, die darin besteht, daß Gott regiert und sein Regiment uns den Weg zeigt, den wir mit Lust und Liebe selber gehen, die sich so vollendet, daß er den Reichtum seiner Liebe und Gnade an uns offenbart und aus uns das lebendige Zeugnis seiner ewigen Güte und Herrlichkeit macht. Sich der Zucht Gottes unterwerfen, das bedeutet darum für uns nicht den Verlust unseres Lebens, nicht eine Verletzung unserer Person und unsres Rechts. Umgekehrt, das ist die Wurzel, die uns Kraft und Leben verschafft; so wird uns ein eigenes Leben zuteil, das Recht und Wahrheit, Ziel und Segen bei sich hat.

Aber bei der menschlichen Zucht, steht es freilich anders. Warum erziehen und mahnen wir? Wir können uns doch nicht unsere Ordnung durch die kindischen Gedanken der Kleinen umstoßen lassen; wir wollen unsere Ruhe haben, unsere Bequemlichkeit schützen, unseren Vorteil sichern. Das Kind soll etwas lernen, soll tüchtig werden; denn das nützt nicht ihm allein, sondern auch uns. Und so weit als es uns nützt, sind wir mit unserer Zucht und unserer Mahnung bei der Hand. Das gibt jene zehrende, krankmachende Liebe, die das runde Gegenteil zur göttlichen Liebe ist, die, durch die wir uns der andern bemächtigen, um unser eigenes Leben durch sie zu verschönern und zu stärken und unseren eigenen Vorteil und Gewinn zu sichern. Daraus entsteht unvermeidlich der

Streit der Interessen; hier die Interessen des Kindes, dort die Interessen der Eltern, hier die Interessen des Sohnes, dort die Interessen des Vaters, hier die Interessen der Tochter, dort die Interessen der Mutter und dazwischen der Streit, und dann das Unrecht, einerlei welchen Weg die Sache nun gehe. Sie kann zwei Wege gehen: Entweder werden die Interessen der Alten geopfert und die Jungen tun ihren Willen oder die Interessen der Jungen müssen leiden und werden verkürzt und die Alten sorgen für ihren Vorteil. Unrecht geschieht so wie so, einerlei wie dieser Streit entschieden werde, wer von den beiden Parteien Unrecht leiden muß. Zum Unrecht leiden braucht es aber immer einen, der Unrecht tut, und der ist der am schwersten Getroffene.. Wie kommen wir aus diesem Jammer heraus, aus dem Streit, der unsere Interessen mit denen, die uns doch zunächst stehen und am meisten am Herzen liegen, in Zwiespalt bringt? Seht, Paulus gibt uns den guten Rat; nehmt unseren Text mit nach Hause. Das ist die Lösung aller dieser Konflikte. Mit der Zucht Gottes ziehe deine Kinder auf. Das ist das Ende aller Tyrannei, aller eigennützigen Gewaltherrschaft. Unterwirf dein Kind nicht dir, sondern Gott, das ist die Unterwerfung, die frei macht, und der Dienst, der adelt. Dazu ist aber das erste Stück, ohne das wir nicht zum Ziel gelangen: Unterwirf dich selber der Zucht und Mahnung Gottes. Wer andere erziehen will in Zucht und Ermahnung zum Herrn, der muß zuerst sich selber mahnen lassen durch den Herrn, sich selber erziehen und heiligen lassen durch die göttliche Gnade. Indem wir uns selbst aller eigenen Macht, Gewalt und Herrschaft begeben und nicht unseren sündigen Willen tun, sondern in Gottes Ordnung stehen und uns ihm untergeben, so schaffen wir die Grundbedingung zur Zucht und Mahnung für die anderen. Nur der kann den Splitter aus dem Auge eines anderen ziehen, der den Balken aus seinem eigenen Auge tat. Wir tun den Balken dadurch weg, daß wir uns selber unter Gottes Zucht und Mahnung stellen. So werden wir ein lebendiges Zuchtmittel für alle, die Gott

in unsere Nähe stellt. Wenn wir selber den vor Augen haben, der uns regiert, so erziehen wir auch die andern zum Gehorsam Gottes. Machen wir uns selber die Warnung Gottes deutlich, dann gehen auch die andern nicht unwissend und leichtsinnig über sie hinweg. Wenn wir selbst Himmlisches und Irdisches so ordnen, wie es der Wahrheit entspricht, und nicht das Himmlische wegwerfen des Irdischen wegen, dann lernen auch die Unsrigen, nach dem zu trachten, was Gottes ist, mit ganzem Herzen. Wenn die göttliche Gnade uns selbst verliehen hat, daß wir in jener Liebe denken und handeln, die aus der Liebe Gottes stammt, dann bringt den Unsrigen das Wort: „Gehorchet euren Eltern" keine Qual und keine Not, sondern den frohen Dienst. Und es wird sich dann sofort zeigen, wie recht Paulus hat, wenn er an dieses erste göttliche Gebot die göttliche Verheißung knüpft.

Unterwerft euch selbst der Zucht und Mahnung Gottes, nicht als die, die gewaltsam unterjocht werden müssen und sich fürchten, sie kämen unters Rad, sondern als die, die Weihnacht gefeiert und es vernommen haben, daß Gott seinen Sohn zu uns gesendet hat, als die, die Gottes Stimme kennen, die uns zu Jesus Christus ruft. Dort ist die Zucht, die uns heilt, dort die Gerechtigkeit, die es mit der Gnade ist, dort das Reich unseres gnädigen Gottes, in dem uns das Leben erschienen ist und die Herrlichkeit Gottes kund wird. Durch sie lernen wir es für uns und für die unsrigen, von Herzen der Zucht und Mahnung Gottes untertan zu sein, und durch sie führen wir unsere Kinder zu jenem Gehorsam, der für sie zum Segen wird. Solches Gebot hat göttliche Verheißung. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Septuagesimä.

(4. Februar 1912.)

Apostelgesch. 9, 36—42.

Die Arbeit des Petrus in Joppe war eine Station auf seinem Wege von Jerusalem nach Cäsarea, das bedeutet: von Israel zu den Heiden, von der Gemeinde der jüdischen Gläubigen hinein in die allgemeine Kirche, die sich durch alle Völker und Länder hindurch erstreckt. Das war ein Weg in weite Ferne, die noch kein menschliches Auge ermaß, ein Gang in eine ungewisse Zukunft, deren Inhalt niemand übersah. Damit Petrus diesen Weg gehe, brauchte er Gewißheit, die Gewißheit: das ist Gottes Weg; dorthin ruft mich der Herr; er leitet mich; seine Regierung ordnet meinen Weg so. Und wir sehen aus unserer Erzählung, wie Petrus diese Gewißheit bekam, was ihm dieselbe verlieh. Er kann nicht zweifeln: Gott hat mich nach Joppe gestellt; der Herr hat mich hieher gebracht. Die Gewißheit wird ihm geschenkt, daß er den Weg Gottes gehe.

Die selige Kraft, die darin liegt, daß wir Gottes Weg gehen, gewiß, daß Gottes Regierung uns führt, die schenkt der Herr nicht nur Aposteln, auch nicht nur der Kirche in ihrer großen Arbeit; wir alle bedürfen sie und wir können sie bekommen und können wissen: Gott hat mir meinen Platz gegeben; Gottes Regierung stellt mich hieher. Und das ist Kraft, unentbehrliche Kraft, Seligkeit, die wir nötig haben, damit wir unseren Weg fruchtbar und fröhlich gehen. Aber wie lernen wir das, daß wir Gottes Weg erkennen und auf seine Regierung merken? Unsere Erzählung zeigt uns sehr

hübsch und deutlich, wie Gott regiert, wie man seines Weges gewiß wird, worin wir die Leitung Jesu spüren.

Petrus hat zuerst in Judäa die Brüder besucht, die sich an den verschiedenen Orten im Namen Jesu zusammentaten; dort war er noch daheim, noch auf dem ihm angewiesenen Arbeitsfeld. So kam er nach Lydda, an die Grenze Judäas. Nun langen die Brüder aus Joppe an; eilend kommen die Boten zu ihm; warum? Ein Unglück ist geschehen; die Gemeinde in Joppe ist betrübt; eine Not hat sie getroffen; sie bittet: komm! Kann Petrus schwanken, zweifeln, die Brüder heimschicken? Die Not ruft; das Bedürfnis verlangt nach der Hilfe. Petrus kennt die Regel Jesu: Gib dem, der dich bittet! So wird er nach Joppe geleitet und dort in das Gemach geführt, wo die Tote lag. Er tritt hinein als der Jünger Jesu, der Verheißung seines Herrn eingedenk: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Er kann beten, den anrufen, der reich ist über Bitten und Verstehen. Nun empfängt er Erhörung und die göttliche Gabe wird ihm geschenkt, so daß er es der Gemeinde zeigen kann, daß Jesus Herr ist über Lebendige und Tote und daß der Reichtum seiner Gnade kein Ende hat. Nun weiß er: Gott hat mich hierher gesetzt, mein Weg ist Gottes Weg.

Damit haben wir die Merkzeichen vor uns, die uns immer wieder die göttliche Regierung zeigen: Gott schafft das Bedürfnis und er schafft auch die Gabe, die das Bedürfnis erfüllt.

1.

Auch das Erste, daß Gott uns dadurch sein Regiment zeigt, daß er das Bedürfnis weckt, ist eine wichtige Sache, auf die wir achten müssen, damit wir Gottes Wege verstehen. Sie waren so friedlich und fröhlich beisammen in Joppe, herzlich vereint in inniger Liebe; und die Tabitha war ihnen so viel wert und hielt die Gemeinde beisammen mit ihrer Freundlichkeit und hilfsbereiten Hand. Nun sieht es zuerst

aus, als ob ein finsteres Schicksal hereinbreche. Die Trauerbotschaft fliegt durch das Städtchen: Tabitha ist tot. Bei solchen Gelegenheiten fragen die Menschen: wo ist Gottes Regiment? regiert Gott wirklich? sind das die Wege des Herrn? Allein so fragen nur wir Menschen mit unserem unverständigen Sinn. Gewiß! so regiert Gott; so macht er seine Herrlichkeit offenbar; so bewegt er uns vorwärts nach seinem Ziel, auf seiner Bahn. Weil die Not einbrach in Joppe, eilen die Boten zu Petrus und mit ihm kommt das Wort des Herrn, der mächtig ist auch an des Todes Pforte.

Es geht nicht anders zu in unserem eigenen Leben. Das Bedürfnis mit seiner drängenden Not ist das mächtige Werkzeug, mit dem uns Gott bewegt, uns Träge, die wir einen starken Anstoß brauchen, damit wir uns bewegen. Riesengroß steht es heute in unserem Volk vor uns. Wirr und wild ringen unter uns die Gedanken mit einander und es sieht so aus, als ob sich eine dunkle Decke über uns lege, die uns die Wahrheit Gottes verbirgt und den Himmel verdüstert. Heiß brennen die Leidenschaften und wir haben viel Entzweiung, viel Zerklüftung unter uns; wie sollen wir uns wieder zusammenfinden zur Eintracht einer Gemeinde, zu gemeinsamer Anbetung unseres einen Herrn? Quälende Fesseln liegen auf vielen von uns; sie sind gebunden, leiblich sogar und noch mehr geistlich, kommen nicht los aus der Verwicklung ihrer Begierden, sind in Not versetzt, in inwendige Not, in Schuld und Sünde, und werden nicht frei. Das Bedürfnis ist offenkundig; es drängt sich mit heißer Bitte an das Licht. So regiert Gott, so zeigt er uns seine Wege.

Oft genug stehen wir verzagt und zweifelnd vor diesem Anblick und fragen: Ist das nicht das Gegenteil zur göttlichen Regierung? zeigt sich da nicht, daß Gott schläft, daß Jesus uns fehlt, daß wir ohne Herrn, ohne Hirten, ohne Gott auf uns selber beschränkt sind? Als Tabitha starb, kam die göttliche Regierung ans Licht; die Not, die hier sich einstellt,

leitet die Hilfe ein. Eben so zeigt uns Gott seine Wege, daß er uns vor die Augen stellt, wie viel Hunger auf Sättigung wartet, wie viel Betrübnis den Trost bedarf, wie viel Schwäche die Kraft nötig macht, die sie stützt und trägt, wie viel Verwirrung auf das Wort wartet, das das Licht in unsere Seele bringt. Und eben dadurch, daß wir dem Bedürfnis dienen, bekommen wir die Gewißheit: wir gehen Gottes Wege; das ist unsere Rechtfertigung, die uns zur Ruhe und Festigkeit im Handeln verhilft. So gehen wir nicht eigenmächtig unsere eigenen Wege; so wissen wir: es sind Gottes Wege. Wenn heute unsere Christenheit nicht in ihrer alten Form und Verfassung bleiben kann, wenn sie neue Mittel findet und finden muß, mit denen sie ihren Dienst tut, wieso entspringt das nicht nur unserer Laune, unserem Gutdünken? und wenn's noch so gut gemeint ist, das allein gibt uns nie die Sicherheit, daß wir den Weg Gottes fanden. Es redet aber mit der deutlichsten Sprache das Bedürfnis zu uns und ruft uns zu: hier ist die Not; wo ist die Gabe? hier warten die, die gebunden sind; wo ist der, der ihnen die Freiheit bringt? Das zeigt uns, was Gott von uns erwartet, was des Herrn Auftrag und Sendung für uns ist. Wir sehen es an dem, was fehlt, an der Last, die weggehoben werden muß, an der Gefahr, die überwunden werden muß, an der Verwirrung, die zum Frieden und zur Eintracht gebracht werden muß, an der Nacht, für die die Sonne kommen soll.

Und wenn wir unsren Blick über unser eigenes Volk hinauswenden, wie steht hier wieder riesengroß das Bedürfnis vor uns und erhebt seine bittende Stimme: komm herüber und hilf mir! Alle Völker sind einander nahegerückt und auch da, wo durch Jahrhunderte alles unbeweglich erschien und ein Geschlecht dahinging wie das andre, gefesselt in den von den Vätern ererbten Stand —, nun ist alles in Bewegung und alles in Gärung, überall die Frage, die große eine Frage nach dem Wege Gottes, überall das Bedürfnis nach dem

Frieden, der uns mit Gott versöhnt, überall das Verlangen: sättige uns, wir hungern, gib uns Brot, nicht Steine, nähre uns mit dem, was Gottes Hand für uns bereitet hat als unser Lebensbrot. Das Bedürfnis ruft; nun wissen wir: das ist Gottes Weg.

So ist es auch im Kleinen, l. Fr., wenn jeder von uns sich vor die Frage stellt: ist das dein Platz? hat Gott dich hieher gesetzt? Wir sollten es wissen mit fröhlicher, ganzer Gewißheit, daß uns Gottes Regierung hieher gebracht hat. Wie können wir das erkennen? Streckt sich dir nicht die bittende Hand entgegen? Dann weißt du: das ist dein Platz. Wartet nicht das Bedürfnis auf dich, daß du es erfüllest? Das ist deine Stelle. So macht Gott uns klar, wohin er uns setzt.

2.

Aber wir müssen dazu gleich noch unsere zweite Wahrheit fügen. Wenn Petrus nach Joppe gekommen wäre ohne die Gabe Jesu, dann hätte er sich freilich mit Recht besonnen: hast du nicht deine Grenze überschritten, nicht zu viel gewagt, nicht in der Apostelbegeisterung etwas angefangen, was doch nur menschlich, nicht göttlich gedacht war? Aber wie er nach Joppe kommt und in das Gemach der Toten tritt, da bewährt er sich als den Jünger seines Herrn, kämpft den guten Kampf des Glaubens, langt hinein in die Fülle Gottes, klopft an bei seinem Herrn und die Gabe kommt, die Hilfe erscheint, die Verheißung Jesu erfüllt sich: er kann beten und empfangen und der Gemeinde zeigen, welch guten Herrn sie hat. Ueber die Kraft des Petrus geht das hinaus. Eben darin zeigt sich, daß Gott regiert. Das ist freilich in der Regierung Gottes stetig so, daß das Bedürfnis unser Vermögen himmelweit überragt. Wir werden stutzig, schwanken, zweifeln, sagen: ein solches Bedürfnis, — wie können wir es decken? einen solchen Kampf, — wie mögen wir ihn bestehen? Aber wir wollen ja nicht unsere Wege gehen, nicht

die Wege, für die wir die Kosten aus unseren eigenen Mitteln bestreiten, deren Ziel wir mit unserer eigenen Kraft erreichen. Gottes Wege möchten wir gehen, Gottes Werk ausrichten in seinem Dienst, seinen Willen tun, nicht den unsrigen. Darum ist es das notwendige Merkmal der göttlichen Regierung, daß wir immer inne werden: Mit unsrer Macht ist nichts getan; was wir sind und leisten, das ist ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein; gleich ist er verschwunden. Gottes Wege sind Wege des Glaubens. Und daß sie das sind, das ist eben das Merkzeichen seiner Regierung. Dadurch wird er nicht verborgen und verhüllt, seine Leitung für uns nicht undeutlich und unerkennbar; umgekehrt, gerade das ist das Siegel seiner Leitung, gerade das das Merkzeichen, daß dich des Herrn Hand leitet. Das siehst du daran, daß du immer wieder als der Ohnmächtige vor deiner Pflicht stehst und es immer wieder spürst: ich kann es nicht ausrichten und nicht ich allein, wir alle, mögen wir uns zusammenfügen in der größten Zahl, mögen wir Kraft zu Kraft, Geld zu Geld, Zeit zu Zeit legen zur höchsten Summe, — immer bleibt das, was unsren Dienst ausmacht, aller Menschenkraft überlegen; immer wieder stehen wir da als die, die nicht wissen, wie man es anfängt, nicht voraussehen, wie es gelingt, nicht das Vermögen haben, das die Hilfe schafft, sondern dazu berufen sind, daß sie Gott Glauben erweisen, wie Petrus es in Joppe tat, als die, die genötigt sind, den anzurufen, der Tote lebendig macht, und sich an den zu halten, dessen Gnade und Hilfe keine Schranke hat. Glaubenswege sind Gottes Wege; so regiert er, daß er uns zum Glauben führt.

Dann aber nehmen wir auch immer wieder in heller und gewisser Erfahrung wahr, daß Gott den Hunger dazu schafft, um ihn zu stillen, und den Druck dazu auf uns legt, damit er uns zu ihm führe, und von ihm wird er uns abgenommen und die im Dunkeln gebunden Wandelnden werden frei. Keinen Strick legt uns Gott mit anderer Absicht an

als dazu, damit wir es erfahren: er macht frei, damit wir ihm mit dem Psalmisten Dank sagen: Der Strick ist zerrissen und der Vogel ist frei. Laut gehen jetzt die Stimmen durcheinander, für und gegen Jesus, für und gegen Gottes Wort, für und gegen seine Wahrheit; der eine meint dies, der andre meint das; der eine rät uns so, der andre so, — wer will den Weg finden? wer ihn unsrem Volk zeigen? Es scheint, wir stehen ratlos vor einer unüberwindlichen Not. Dennoch haben wir es vor Augen: es wird immer wieder still in diesem Lärm und über allen diesen Stimmen wird wieder einer hörbar, der, der ruft: Kommet her zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Heiß brennen die Leidenschaften, Streitwort fliegt gegen Streitwort, alle zanken mit einander. Aber immer wieder wird in dieser Nacht der Stern sichtbar, der uns den Weg zum Frieden zeigt. Immer wieder erscheint über diesem finsteren, wogenden Meer leuchtend das Kreuz unseres Heilands als der Ort, wo Friede wird, als der Ort, wo Versöhnung für uns erworben ist, Versöhnung mit Gott, Friede mit Gott, darum Versöhnung mit einander, Liebe, die uns bei einander hält. Not, inwendige Not, tragen viele unter uns und die Fesseln, die sie binden, sind hart; kein Arzt kann hier heilen, kein Wort die Verletzungen wegzaubern. Wund schleppen wir uns dahin auf unserem Wege. Aber wir erfahren es immer wieder in heller Deutlichkeit: das Jahr des Heils wird verkündet allen Gebundenen. Wir wissen nicht, woher der Geist kommt und wohin er fährt; aber wir hören immer wieder seine Stimme, sein heilsames Rauschen, das Kraft in die Müden bringt, Genesung in die Siechen, Heiligung in die Gefesselten, Reinigung in die Beschmutzten, Berufung zu Gott in die, die ihre eigenen Wege gegangen sind. Das ist Gottes Werk unter uns und das Siegel, daß wir Gottes Wege gehen. Es fehlt keinem unter uns, der im Aufblick zu Jesus seine Wege geht; jeder wird immer wieder erleben, was die Gemeinde in Joppe

erlebte, wie reich unser Herr ist, daß wir zu ihm kommen dürfen, um aus seiner Fülle Gnade um Gnade zu schöpfen, Wahrheit um Wahrheit für unsere schwankenden Gedanken, Versöhnung für unser zerrissenes Herz, Aufrichtung, seinen Willen zu tun, Stärkung für unsere schwachen, wankenden Glieder. Aus seinem Schatz bietet er uns an, was wir bedürfen Tag um Tag, und dadurch zeigt er uns: du gehst meinen Weg, ich leite dich.

Freunde, das haben wir nötig, wo wir stehen, an welchem Platz uns Gott unsere Arbeit zugeteilt hat. Für uns alle ist es ein großes Anliegen: Herr, zeige mir deinen Weg! Achte auf das Bedürfnis und lange hinein in die göttliche Gabe; sieh, wo sich die bittende Hand zu dir wendet, und sieh auf zur Hand des Herrn, der dir von oben die himmlischen Güter reicht. So werden wir gewiß: du führst mich, mein Weg ist dein Weg; und so führt uns unser Weg zu Gottes Lob. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Landesbußtag.

(3. März 1912.)

Luk. 19, 41. 42.

Auch heute verkündigen wir euch die große Freude, auch am Landesbußtag, heute, wo wir euch die Buße anbieten, jedem Einzelnen und unserer Gemeinschaft, unsrem Volk und unserer Christenheit. Auch der Landesbußtag ist ein festlicher Tag; denn die Buße ist ein freudiges Geschäft, das man nicht mit Jammern vollenden kann, wozu wir Freudigkeit brauchen. Daß wir freudig alle unsere Verlogenheit, allen unseren Schmutz, alle unsere Gottlosigkeit wegwerfen dürfen, das ist das Erbe Jesu, das er uns gewährt hat. Wir sehen in unserem Text, wie sehnlich er darnach begehrt hat, daß Jerusalem Buße tue. Nicht darüber weint er, daß sie Buße tun müssen, als sei das eine traurige, schreckliche Pflicht, sondern darüber, daß sie nicht Buße tun: jetzt wäre ihre Zeit da, nämlich die Zeit der Gnade, der Heimsuchung durch die göttliche Barmherzigkeit. Darum hat es ihm auch an seinem Festtag, als das Hosianna um ihn schallte und er der Welt die selige Erfüllung der göttlichen Verheißung bezeugte, das tiefe Weh bereitet, daß sie nicht Buße taten.

Wir aber fürchten die Buße; wir wollen nicht an sie heran und erfinden Schleichwege, die uns um sie herumbringen sollen. Sogar unser Landesbußtag kann uns als Mittel dienen, uns die Buße zu ersparen; dann gehört er in die Rumpelkammer, wohin aller Ablaß und alle Beichterei gehört. Nicht daß wir uns die Buße schenken, sondern daß wir sie vollbringen, das ist die große Freude und das selige Geschäft.

Warum fürchten wir die Buße? Wir fürchten sie wegen ihres Anfangs; denn sie tut weh; und wir fürchten sie im Blick auf ihren Ausgang; ist sie wohl möglich? werden wir den Sieg gewinnen? Jesus bietet uns sowohl den Anfang als die Vollendung der Buße mit freudiger Gewißheit an.

1.

Wir wollen nicht heran an den Kampf mit dem, was in uns und in unserem Volk verwerflich ist, nicht, weil uns das gefiele. Kein Mensch in Jerusalem hat die jüdische Verlogenheit gerühmt, die alle ansteckte, den Pharisäer und den Zöllner, den Hohenpriester und den letzten Bettler, der sich im Tempelhof auf sein Antlitz niederwarf und tat, als ob er betete, als ob — der Schauspieler. Gefiel ihnen das? Nein. Die Wahrheit hat unseren Beifall, nicht die Lüge. Oder gefällt uns unsere Verlogenheit, die unser öffentliches Leben vergiftet, die unser Kirchentum und Christentum zerfrißt, die den Lebenslauf vieler tief beschattet und sie nicht froh werden läßt, weil du kein fröhliches Leben gewinnen kannst, wenn du dich stets in einen falschen Schein kleiden mußt? Nein, das gefällt uns nicht; wir möchten ehrlich werden, möchten aus aller Lüge heraus. Oder gefiel es den Männern in Jerusalem, daß ihnen ihre Stadt schmutzig wurde? Nein, sie legten ja auf jede Frau, die sich verging, die unauslöschliche Schmach. Gefällt es uns, wenn wir schmutzig werden? Nein, wir wissen, daß wir für unsere Kinder, für unsere Frauen, für unsere Männer, für alle ohne Ausnahme, reine Häuser und eine saubere Stadt nötig haben. Gefiel es den Juden, wenn Jerusalem in ein ungeheures Geldgeschäft versank, wenn aus dem Tempel das Kaufhaus wurde und aus dem Priester der geriebene Krämer? Nein, sie spürten, das sei ein fressender Schaden, ein gefährliches Ding. Es ist uns ebensowenig wohl dabei, wenn die Geldinteressen zur schrecklichen Fessel werden, die unser Volk nicht durchbrechen kann. Gefiel es

dem Juden, wenn er sich sagen mußte: dein ganzer Gottesdienst ist doch voll Gottlosigkeit; denn du dienst Gott, damit er dich bediene? Nein, sie sagten ja mit Eifer stets: Gottes Gesetz, Gottes Gesetz, das gilt. Oder ist unter uns jemand, der wirklich daran Freude hätte, daß wir in die Gottlosigkeit versinken? Glaubt denn ein einziger, die Gottlosigkeit mache uns gescheit? Nein, nicht einer glaubt das, sondern wir wissen alle: die Gottlosigkeit macht uns dumm, kreuzdumm, flach; das ist nicht ein Frühling, bei dem das Leben keimt, sondern ein Winter, bei dem wir finster werden, kalt und trübe.

Woran liegt es denn, daß wir die Buße fürchten, wenn wir doch vor Augen haben, daß uns all das, was uns unsere inwendige Not bereitet, niemals gefallen kann? Warum legen wir nicht tapfer die Hand an: fort mit dem Unrat! wirf doch die Sünde hinter dich! Ja, das sitzt so tief und der Schnitt, der hier nötig ist, tut so weh. Freilich, sagten sie in Jerusalem, möchten wir gern im Lichte wandeln und dem Lügen entgehen; aber, aber! wir können doch nicht auf unsere Ehre verzichten und brauchen notwendig den Schutz, den uns die Verlogenheit gewährt; jenes Interesse, dieses Interesse würde geschädigt, es geht nicht anders. Gern hätten sie eine saubere Stadt gehabt und ein reines Herz, frei von den Lüsten, die es beflecken; aber die Lust ist so süß und glüht so hell und so stark. Wie lustig ist doch der Karneval! Freilich empfanden sie, daß ein Tempel kein Geschäftshaus sei; aber wir brauchen doch das Geld, und je mehr Geld wir haben, desto besser. Freilich sahen sie ein, daß man Gott nur durch Gehorsam dient; aber es ist doch auch wunderschön, sich als den Größten zu wissen, wunderschön, sich der Ordnung zu entziehen und die eigenen Wege zu gehen, wunderschön, an allem zu zweifeln, wunderschön, da nein zu sagen, wo die andern ja sagen. Wir brauchen nicht nur die Ordnung, wir brauchen auch die Freiheit, sogar die Freiheit von Gott wegzulaufen; auch das ist ein tiefgewurzeltes Interesse, ein Bedürfnis, das in unserem Leben starke Gründe hat.

Woher nimmt nun Jesus den Mut, dennoch Jerusalem die Buße anzubieten? und zwar als den Tag seines Heils, als das, wonach er sich sehnt, mit Tränen sehnt als nach einem unaussprechlich großen Glück. Liebe Gemeinde! ein Wort spricht das ganze Geheimnis aus: Gott. Riesengroß steht das vor uns, was wir als verkehrt und verwerflich schelten müssen — Gott ist größer. Tief schneidet es und verletzt mächtige Triebe, gewaltige Begehrungen, wenn wir tapfer die Hand an unsere Sünde legen; was macht das? Gott! Nun weißt du, wo der Gewinn liegt und wo der Schaden, was klug ist und was töricht ist, wohin die richtige Wahl dich leitet. Lust gibst du her, wenn du der Sünde den Riegel vorschiebst; besinn dich nicht, hab keine Angst, mein lieber Freund! Gott — jetzt geht dir erst die rechte Lust auf; das ist erst die volle Freude, die warme Seligkeit. Ehre gibst du her, wenn du den Weg Gottes gehst und nicht den Weg der Sünde; hab keine Angst, sei nicht bang! Ehre kommt dir, die Ehre bei Gott. Du gibst deine Freiheit auf, wenn du nicht mehr selbstherrlich deine Gedanken ordnest, nicht mehr mit eigener Willkür deine Wege wählst, sondern fromm wirst, Gottes Knecht, und im Glauben und Gehorsam deine Tage vollbringst. Hab keine Angst! Diese Lust, daß du niemand mehr als dich ehren mußt, gibst du gern her, wenn du die Freundlichkeit dessen schmeckst, der dich zu sich beruft. Es ist ein herrliches Ding, unter Gott zu stehen. Uns erscheint die Einladung Jesu schrecklich und schwer, weil wir sie nicht verstehen. Buße, dabei sehen wir nur auf uns, auf den Zustand unseres Volks, auf das Elend, an dem wir Anteil haben. In Jesu Mund wird dieses Wort ein freudvolles Wort; denn er sieht auf Gott. Buße, das heißt Umkehr zu Gott, aus unserem Wahn zur Klarheit Gottes, aus unserer Schuld zur Gnade Gottes, aus unserem eigenen Willen zu Gottes Willen. Darum ist es ein freudiges Geschäft, Buße zu predigen, das seligste Geschäft, das einem

Menschen begegnen kann, und deshalb ist der Landesbußtag ein festlicher Tag. Wir sind berufen zur Umkehr zu Gott.

2.

Aber nun kommt die zweite Sorge, lastend, schwer: Können wir denn Buße tun? Bringen wir es fertig? wird es gelingen? Vor uns steht die Wucht der Tatsache und wir wissen, wie sie weiterrollt von Geschlecht zu Geschlecht als wirksame Macht. So sind wir nun einmal, so verlogen, wie wir sind, so weichlich und lüstern, wie wir sind, so verdummt durch Zweifel und Gottlosigkeit, wie wir sind. Wer kann das wenden? Das ist so und das bleibt so und das wächst so weiter. Woher sollen wir nun die Freudigkeit zur Umkehr holen, wenn wir nicht die Gewißheit haben, daß unser Anfang die Vollendung in sich schließt und wir etwas unternehmen, was sein Ziel und Ende finden kann? So standen sie auch in Jerusalem vor Jesus: wir sind nun einmal Pharisäer, da läßt sich nichts ändern; kann auch ein Mensch je wieder zurück in der Mutter Schoß und von neuem anfangen? hat Nikodemus zu Jesus gesagt. Was heißt das: umkehren? Was heißt das: Buße? Im besten Fall eine nutzlose Reue, die das, was geschehen ist, nicht ändern kann! Dann, Freunde, wäre der heutige Tag kein festlicher Tag und das, wozu wir jetzt berufen sind, nicht ein freudvolles Los.

Woher nimmt Jesus seine Zuversicht, Jerusalem die Buße anzubieten als ein seliges Geschenk? Das sagt uns noch einmal dasselbe Wort, das alles in sich schließt. Die freudige Gewißheit Jesu: ihr könnt frei werden, ihr dürft umkehren, hat ihren Grund in dem einen Satz: Gott. Ist er denn nicht der Allwissende? Ergreifen uns hier nicht neue Schrecken? Wer kann sich vor ihm verbergen? Und nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so bist du doch da! Gerade deshalb, nicht obschon Gott dich kennt, sondern deshalb, weil er dich kennt, darfst du umkehren

zu ihm und so umkehren, daß du rein wirst von allem, was dich entehrt. Eben weil er weiß, was wir sind, besteht unsere Buße nicht darin, daß wir unsere Sünde enthüllen, unser verwerfliches Wesen anschauen, betrachten, erklären, studieren, wie es wohl so kam; Gott weiß, was du bist. Zu dem wirst du berufen, der dich kennt, und darum kennt er dich, weil er dir helfen will. Gott; erfaßt uns nicht nochmals die Angst und der Zweifel? Ist denn nicht eben er der Stifter jener unzerbrechlichen Ordnung, deren Schwere wir im Lebensschicksal der Einzelnen und unseres Volkes spüren? Hat nicht er es geordnet, daß Schuld aus Schuld und Torheit aus Torheit und Haß aus Haß und Schmutz aus Schmutz hervorgeht mit einer nicht auszuschöpfenden Flut? Eben deshalb, weil er der Gerechte ist, der Stifter und Hüter des Rechts, der Wächter über der Ordnung, darum ruft er uns zu sich, nicht trotzdem, sondern weil er der Gerechte ist. Deshalb weil er uns in diese Ordnung stellt, wird die Buße uns gewährt, uns so gewährt, daß wir sie vollbringen dürfen. In diese heilige Majestät des göttlichen Rechts mit seiner Strafe und seinem Ernst sind wir hineingestellt, weil er die schöpferische Gnade hat. Wir müssen büßen, was wir sind und tun; denn er verzeiht. Wir müssen spüren, daß die Saat die Ernte reift; denn er erlöst. In schöpferischer Gnade gibt er uns den neuen Lebensanfang und bereitet uns den Tag der Heimsuchung, da wir in seinem Licht aufwachen zu seiner Gemeinschaft und seinem Dienst. Zu Gott werden wir berufen, das ist ein erfolgreicher Weg, eben weil er uns ruft, und er ruft so, daß in seinem Wort die Herrlichkeit seiner Gnade wirksam ist, die verheißt und vollbringt, anfängt und vollendet, Wollen und Vollbringen schafft.

Kampf ist es, wozu der heutige Tag uns beruft, Kampf mit uns selber, Kampf mit dem, was in unserem gemeinsamen und öffentlichen Leben eingewurzelt ist, ein tiefgehender Kampf. Die Verheißung kann uns niemand geben, daß wir

im nächsten Jahr den Landesbußtag nicht mehr nötig haben. Der Kampf, den wir heute beginnen, setzt sich fort, solange wir atmen, solange wir Menschen sind. Wir kämpfen ja gegen uns; das kann nicht enden, bis wir verwandelt werden in einen anderen Stand, und das ist das Geheimnis, das die Gegenwart noch überragt. Und doch, ob es auch ein Kampf ist mit bleibender Beharrlichkeit, kein Verzagen, kein Zweifel kann uns dabei anfechten. Nichts Erträumtes, nichts Unmögliches ist damit von uns verlangt. Was wir beginnen, werden wir vollenden; denn wir kämpfen mit Gott. Wir stehen auf Gottes Seite gegen uns selbst. Auf Gottes Seite treten gegen den eigenen Willen, gegen die eigene Lust, gegen unser eigenes Fleisch, das ist ein seliges Geschäft. Auf Gottes Seite stehen wider alle Sünde, Freunde, wer hat nicht dazu den Mut? Wer kommt nicht gern? Das ist Ehre, das ist Sieg, das ist Freude. Dazu lädt uns Jesus ein mit seliger Gewißheit und darum ist auch der Landesbußtag ein freudiger Tag. Wir stellen uns zu Gott gegen uns selbst. Das walte Gott in seiner Gnade. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Palmsonntag.

(31. März 1912.)

Matth. 26, 26–30.

Unter den Ereignissen, die den Abschied Jesu umgeben, tritt groß und feierlich die Tat hervor, die er durch die Stiftung des Abendmahls vollbracht hat. Das ist ja auch dasjenige Ereignis, das uns unmittelbar berührt, uns selbst erreicht und uns an jenen Vorgängen immer wieder neuen Anteil gibt. Er gab seinen Jüngern seinen Leib, sein Blut. Schlicht ist die Handlung; wir können sie leicht wiederholen und brauchen dazu keinen Apparat, keinen Altar, keine Kirche, keinen Beamten. Brot und Wein, wir haben das leicht bei der Hand, und solche, die Jesu gedenken. Nun feiern wir sein Mahl und empfangen seine Gabe. Aber diese schlichte Handlung, berghoch steht sie vor uns, wird zum Geheimnis, vor dem wir staunen; es ragt empor zum Himmel, nicht nur zu seinen Toren, sondern in das Allerheiligste hinein. Offenbar wird hier das Tiefste und Letzte, was wir je in Zeit und Ewigkeit schauen werden. Gottes Gnade wird hier offenbar. Größeres können wir nicht schauen, Herrlicheres nicht wissen; kein Engel, kein Mensch wird je ein größeres Wort aussprechen als: Gottes Gnade ward geschaut.

Wie macht sie Jesus offenbar? Arm ist er und hat alles, ein Sterbender und des Lebens gewiß, scheidend und bleibend, leidend und er vergibt.

1.

Habe ich mir ein geistreiches Wortspiel erlaubt, das die Gegensätze an einander bindet, um den Hörer zu reizen und

sein Ohr zu kitzeln? Nein, Freunde, diese Gegensätze sind im Ausgang Jesu ineinander gebunden durch Gottes eigene Hand mit einer Notwendigkeit, die uns allen deutlich werden kann. Uns Gottes Gnade zu zeigen, das ist Jesu Beruf. Darum wird hier nicht der Mensch verherrlicht, sondern Gott. Deshalb steht am Schluß des Lebens Jesu der ganze Verzicht, die völlige Beugung, die Armut, die nichts hat, das Sterben, durch das er seine Seele hergeben muß, das Leiden, unter das er sich beugt. Aber Gott wird hier offenbar; darum wird hier der Mensch nicht so in seiner Schuld und Schwachheit enthüllt, daß es dabei bliebe, sondern jetzt zeigt uns Gott, was er ist und will. Deshalb erscheint nun in der Armut der Reichtum, im Sterben das Leben, im Scheiden die Gemeinschaft, im Kreuz die Versöhnung. Denn Gott wird offenbar. Arm war er. Er wollte seinen Jüngern ein Abschiedsgeschenk reichen, ein Zeichen, das sie an ihn erinnerte, und er hatte nichts, gar nichts. Er kann ihnen nur das Eine geben, seinen Leib, sein Blut. Sonst kann er nichts verschenken, weil er nichts hat. So wird Gottes Gnade offenbar, gerade dadurch, daß er nichts hat, als allein Gott, auf nichts sich stützt als allein auf ihn. Aber in dieser Armut welch ein Reichtum! Mein Leib, nehmt, eßt; das ist die Gabe. Mein Blut, nehmt, trinkt; das macht euch lebendig. Wie kann er das sagen? Mit seinem Leib hat er Gott gedient, ihn für Gott geheiligt, sein Blut für Gott vergossen. Was Gottes ist, das ist heilig, das ist unvergänglich, das ist wirksam, nicht nur von außen, denn Gott rührt uns nicht nur von außen, sondern auch von innen an. Eben darum kann er sagen: Nehmt und esset das; es geht in euch ein und wird in euch zum Quell des Lebens. So arm und so reich tritt Jesus auch zu uns. Wenn er uns zu sich ruft, so sagt er uns: Ich bin für euch gestorben. Das ist das ganze Evangelium, die Summe aller christlichen Erkenntnis, das eine Wort aller christlichen Theologie, mit dem uns alles gesagt ist, was wir die christ-

liche Botschaft heißen, und in dieser Armut ist der ganze Reichtum Gottes beschlossen. „Ich bin für euch gestorben; nehmt meinen Leib; ich schenke ihn euch“: nun sind wir versöhnt mit Gott.

2.

Als der Sterbende hat Jesus das Abendmahl gestiftet. Er muß eilen; denn bald wird ihm auch das Letzte, was er hat, sein Leib genommen; dann fesseln ihn die Stricke und sein Leib zerbricht am Kreuz und sein Blut wird verschüttet. Ehe der Tod ihm seinen Leib zerstörte, machte er aus ihm die Gabe, die er in die Hand seiner Jünger legte. Ehe sein Blut vergossen wurde, schenkte er es den Seinen, daß sie es empfangen. Eben dadurch wird Gott für uns offenbar; denn er, nicht wir, ist der ewig Lebende. Wir sind die Sterbenden und das Leben kommt uns zu durch seine Gabe, nicht durch unsere Natur, nicht durch unser Verdienst. Darum tritt auch Jesus hinein ins Menschenlos, ins Los der Schuldigen; aber im Sterben erfaßt er das Leben als sein Eigentum. Indem er seinen Leib und sein Blut seinen Jüngern übergab, sagt er ihnen: das vergeht nicht, vertrocknet, verwest, verdirbt nicht. „Eßt es; trinkt es“; denn das ist Gott geheiligt, ist das Werkzeug, mit dem er Gott gedient und ihn verherrlicht hat. Das war das Mittel, mit dem er seinen Gehorsam vollbracht hat. Was Gottes ist, das verwelkt und verwest nicht, sondern schafft seine Wirkung in Ewigkeit. Darum wird sein Blut zum Quell des Lebens für alle. So naht sich Jesus auch zu uns, den Sterbenden, als der, der unser Los getragen hat mit uns und für uns, und nun ruft er uns und sagt: Sieh, ich starb für dich, damit du lebst.

3.

Abschied hält er. Er sagt es seinen Jüngern: Ich trinke den Becher nicht mehr mit euch, bis Gottes königliche Herrschaft uns aufs neue zueinander bringt. So muß es sein,

damit Gott offenbar werde und seine Gnade zu uns komme. Wir sagen mit Jesu Wort: Unser Vater, der du bist in den Himmeln. Nicht wir auf unserer dunklen Erde haben Gott bei uns. Droben ist sein Heiligtum. Darum sagte Jesus bei seinem Abschied: Ich verlasse die Welt und gehe zum Vater. Aber indem er scheidet, stiftet er gleichzeitig die vollkommene Gemeinschaft. Seinen Leib, sein Blut gibt er, das heißt: sich gibt er und er gibt sich ganz. Indem er seinen Jüngern seinen Leib gab, sagt er ihnen: wir bleiben miteinander verbunden, vereinigt in völliger Gemeinschaft; mit allem, was ich bin und habe, stehe ich zu euch, mit meiner Gottesherrlichkeit wie mit meinem Kreuzesleiden, mit meinem Geist wie mit meinem Leib, mit meinem königlichen Amt wie mit meiner Kreuzesgabe. Alles, was ich bin und habe, euch gehört es. Ich lasse euch nicht. Darum machte er aus seinem Leib sein Geschenk für sie. So tritt Jesus auch zu uns, als der Unsichtbare, als der Himmlische, der von uns geschieden ist wie der Himmel von der Erde und doch der bei uns Bleibende, der uns seine Gemeinschaft schenkt und uns mit sich vereint. Da geht das Geheimnis an, das wunderbare: Ein Auge, das von oben auf uns schaut und uns kennt, ein Herr im Himmel, der uns leitet, eine Gnade von oben, die uns umfaßt. Wir haben einen Herrn und Heiland, der beim Vater ist und bei uns ist. Wer kann hier reden? Anbeten, Freunde, das ist unser Amt.

4.

Als den Leidenden haben wir ihn heut vor Augen und dadurch hat er uns die Vergebung gebracht. Die Evangelien mengen in den Bericht über den Abschied Jesu keine Jammerrufe; kein einziges aufgeregtes Wort wird dabei hörbar. Jesus selbst war Herr über sich und er hat auch seine Jünger in seiner Zucht bewahrt. Dennoch ist es gewiß: ein schmerzvoller Ernst, ein echtes Leiden erfüllt die ganze Handlung Jesu. Es tat ihm weh, als er zum letzten Male Jerusalem

betrat, und weh, als er Judas mit der Majestät des göttlichen Gerichts zerbrach. Warum der Ernst, woher das Leiden, wenn Gott sich zeigt und seine Gnade uns besucht? Ist es wirklich Gott, der sich uns offenbart und uns seinen Willen zeigt, dann kann der Ernst nicht fehlen. Er ist Gottes Wahrzeichen und Merkmal, ohne das er sich uns niemals naht. Er ist der Gott, der für den, der sein Gebot zertrat Dornen und Disteln wachsen läßt, der den unstät und flüchtig macht, der ihn verläßt, der zur Sünde den Schmerz hinzutut und zur Schuld die Strafe mit unzerbrechlicher Festigkeit. Aber im Ernst des Gerichts und in der Tiefe des Leidens erscheint das göttliche Vergeben: „Nehmt meinen Leib, trinkt mein Blut; euch ist vergeben." Wenn uns die göttliche Wahrheit sichtbar macht, daß wir schuldig sind, so ist das niemals Gottes letztes Wort. Nun fängt er von neuem an, das heißt Verzeihen. Weg geht das, was uns von ihm scheidet; fort nimmt er das, was er an uns haßt und straft. Unser Vergehen macht er folgenlos: die Schöpferhand Gottes tut es weg und schafft ein Neues. Das hat uns Jesus erworben, als er starb. Nun schenkt er auch uns die Vergebung, indem er uns zu seinem Tisch beruft. Mit demselben Ernst, mit dem er von Jerusalem und von seinen Jüngern schied, tritt er auch vor uns und bringt Wahrheit in unser Verhältnis zu Gott. Jetzt wird die Schuld gestanden. Ernst und feierlich tönt es jedesmal am Tisch Jesu, wenn wir gefragt werden: Seid ihr schuldig? Ja. Ein wahres Wort, das wahrste, das wir Menschen sprechen. Aber nun hört es nicht auf und ist nicht aus. Denn jetzt fängt Er zu sprechen an: Ich gebe dir meinen Leib, ich gebe dir mein Blut; dir ist vergeben. Ueber dem, was du tust, steht das, was Gott dir deshalb tut, weil Jesus für dich gestorben ist. Gottes Gnade wird offenbar.

Wir feiern in diesen Tagen das Abendmahl als Danksagung. Dankend treten wir heran zu Jesu Tisch, nur so

feiern wir es recht. Das muß so sein, weil Gottes Gnade uns dort sichtbar wird. Wir wollen uns rüsten, Gott Dank zu sagen, und unsre Angst weglegen und unsre Furcht begraben, die nichts als unseren eigenen Zustand prüft, und dafür aufsehen zu ihm, der für uns gestorben ist, wollen ihm Recht geben, wenn er uns schuldig heißt, und Recht geben, wenn er uns Gottes Vergebung schenkt. Er hat, als er das Kreuz ergriff, Gott das Ja und uns das Nein gegeben. So ist es recht geteilt. Darum wird uns Jesu Tisch zum Tisch der Danksagung. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Kantate.

(5. Mai 1912.)

Gegenwärtig sind wir vielfach beschäftigt mit der Regelung unserer Lohnverhältnisse; Erhöhung der Löhne, Gehaltsaufbesserung, Lohnkämpfe, bei denen Tausende einträchtig auf das Schlachtfeld treten, um einen höheren Lohn zu erzwingen, bewegen gegenwärtig unsere Aufmerksamkeit fort und fort. Da klingt es überraschend, wie ein Wort aus einer anderen Welt, wenn Paulus uns daran erinnert, daß er sein Apostelamt ohne Besoldung ausgeführt hat. Er schreibt seinen Thessalonichern: Gedenket an meine Arbeit, mit der ich meinen Lebensunterhalt erwarb! Gleichzeitig tat er für sie die größte Arbeit; er brachte einem jeden von ihnen das Wort Jesu, bot ihnen die göttliche Gnade an, rief sie zu Gott, half ihnen, von ihrer Sünde sich zu lösen, und dann sammelte er sie, einigte sie zur Gemeinde und zeigte ihnen den Weg, wie sie Gottes würdig wandeln. Das war Arbeit, zu der Paulus beständig seine ganze Kraft nötig hatte und bei der er ihnen das Beste gab, was er besaß. Und nun bekommt er dafür keinen Lohn, nicht deshalb weil er ein reicher Mann gewesen wäre, der für seinen Lebensunterhalt die nötigen Mittel überflüssig besaß; im Gegenteil, er hatte Mühe, bis er das nötige Geld beisammen hatte, um Tag für Tag sein Brot und sein Zimmer zu bezahlen. Das begreifen wir leicht; wenn ein fremder Mann in eine Stadt kommt, findet er nicht gleich die Gelegenheit, die ihm den Erwerb der Lebensmittel verschafft. Und doch waren seine Christen so gern bereit, ihm alles darzubieten, was er nötig hatte. Er kam nach Thessalonich aus Philippi und dort hatte eine Christin, die Lydia, es fertig gebracht, daß er von seiner Regel abgewichen war; sie wollte es nicht

länger mitansehen, daß er in seinem gemieteten Zimmer wohne und selbst den Mietpreis erwerbe; sie zwang ihn, ihr Gast zu sein, verlangte, daß er glaube, daß sie ihm ohne Hintergedanken, ohne Nebenabsichten mit reinem Herzen die Liebe erweise. Sie haben in Thessalonich nicht anders gedacht. Wenn Paulus wollte, dann waren die Gaben für ihn reichlich da und er erhielt den Lohn ohne Sorge. Aber er ließ es nicht zu und tat seine Arbeit ohne Sold. Das klingt für uns recht seltsam, überraschend, und es lohnt sich, daß wir ihm einmal zusehen und erwägen, was er eigentlich im Sinn hatte, warum er schreibt: „Seid eingedenk meiner Arbeit!“ Es gibt gegenwärtig manchen, der sagt: wenn nur im Neuen Testament die Wunder nicht ständen, dann wäre ich mit ihm einverstanden. Sind wir wirklich einverstanden mit dem Handwerker, der Apostel ist, mit dem unbesoldeten Apostel, der Tag und Nacht sich abmüht, bis er den Lebensunterhalt hat? Vielleicht stößt das unsere Gedanken um.

Was hatte Paulus im Sinn? Er kämpft für die Liebe; denn er kämpft für Gott.

1.

Den Kampf um das Recht kennen wir; er füllt unser Leben. Denn das Recht ist die fundamentale Ordnung, die uns die Gemeinschaft miteinander gewährt. Leistung und Gegenleistung folgen einander; auf den Kauf folgt die Zahlung, auf den Dienst der Lohn. Das ist natürlich, und eben weil es natürlich ist, unverletzlich, göttliche Stiftung. Aber mit dieser Ordnung unseres Lebens sind wir noch nicht zur vollständigen Gemeinschaft gelangt; das ist noch nicht das Beste, das Höchste, das Heiligste. Wir sorgen durch das Recht für uns selbst. Gibt es nicht noch ein anderes Anliegen? Können wir nicht auch für die andern sorgen? Wir erhalten durch das Recht die Gemeinschaft da, wo sie ist; wenn sie besteht, dann beschirmen wir sie mit dem Recht gegen die, die sie brechen; am Unrecht geht sie zu Grund. Ist das das Einzige,

das Beste, was wir können? Können wir die Gemeinschaft nur da festhalten, wo sie schon besteht? Können wir sie nicht stiften, nicht herstellen, nicht schaffen auch da, wo sie bisher noch nicht bestand? Mit dem Recht stellen wir die Gleichheit zwischen uns her. Ist das das Einzige, was wir zu begehren haben? Kann ich nicht noch etwas anderes als das, daß ich den anderen emporhebe neben mich, zur Gleichheit mit mir? Ich kann mich unter ihn stellen, ihn tragen und heben. Mit dem Recht schützen wir den Starken; ihm wird sein Platz gesichert; der Schwache dagegen fällt. Können wir nicht noch etwas Anderes? Wir können helfen. Nach dem Recht geben wir, wenn der andere gibt, weil wir empfingen. Wir können auch geben, weil der andere es nötig hat, ohne daß wir zuerst selbst die Empfangenden waren. Wie wollen wir jenes Andere nennen, wo wir für die Anderen sorgen, die Gemeinschaft stiften, auch wenn sie nicht schon besteht, die Pflicht herstellen, auch wenn wir nicht schon verpflichtet sind, helfen und geben, weil das Bedürfnis ruft? Nicht wahr, liebe Freunde, darüber sind wir einverstanden, wie wir dieses andere Verfahren nennen: das ist die Liebe, und sie ist das Beste, das Größte, das Heiligste, das, was uns die vollendete Gemeinschaft gibt. Darum, weil Paulus im Kampf für die Liebe steht, gab er, ohne zu empfangen, frei, ohne Gegenleistung; so machte er allen offenbar, daß er nichts für sich begehrte, sondern durch die Regel der Liebe geleitet war.

Kampf für die Liebe, wieso braucht es denn auch dazu einen Kampf? Am Recht entsteht freilich beständig der Streit, eben weil wir dabei für uns selber sorgen; mein Recht, dein Recht — das prallt nun aufeinander und der Kampf ist da, oft mit gutem Grund, wenn er gegen ein hartes und drückendes Recht geführt wird für ein wohltätiges und heilsames Recht. Und doch zeigt sich immer wieder an diesem Kampf, daß uns das Recht allein noch nicht hilft, daß wir noch etwas Anderes brauchen und nach etwas Anderem zu verlangen

haben als nur nach dem Recht. Wieso kommt es aber auch bei der Liebe zu einem Kampf? Sie stiftet ja den Frieden; sie einigt uns; sie führt uns zusammen zu einem Sinn und Willen. Ja, wenn wir sie haben! Aber zunächst sträuben wir uns gegen sie, lehnen sie ab, heißen sie unvernünftig, unmöglich, unglaublich, und daran entsteht der Kampf.

Wenn Paulus in eine griechische Stadt wie Thessalonich kam, sahen sie alle auf ihn mit der Frage: was will wohl der für sich erhaschen? was hat er wohl für Absichten? Natürlich solche, die auf unseren Beutel zielen! was möchte wohl der für einen Vorteil erringen? Wenn er ihnen sagte: ich bringe euch das Größte, wie er es in unserem Text sagt, die Berufung zu Gottes Reich und Herrlichkeit, und ich bringe es euch, ohne daß ich etwas von euch begehre, dann sagten sie ihm: „Nie macht es ein Mensch so! das sollen wir dir glauben, daß du keine Nebenabsichten habest, die im Grunde doch die Hauptabsichten sind, daß du wirklich nichts für dich begehrst? kein Mensch kann es so machen; es gibt im menschlichen Herzen nur einen Trieb, der regiert, das ist der, der sich nach unsrem eigenen Wohl ausstreckt; das ist der Grund jeglicher menschlichen Tat, das das Gesetz jeden menschlichen Lebens; keiner kann das brechen, keiner sich diesem Herrscher entziehen; du bist nicht anders als wir, du lebst für dich!“ Eben darum war er als Handwerker der Apostel; denn so hat er es immer und immer wieder klar gemacht: „Ich komme nicht meinetwegen zu euch; nicht ihr seid die, die mich beschenken; ich bringe euch Gottes Gabe nach der Regel der Gnade, weil ihr sie bedürft, ohne sie arm, gefangen und blind bleibt, durch sie begnadet und begabt werdet mit Gottes seligem und herrlichem Ruf; darum bin ich da, nur darum“. Das machte er dadurch offenbar, daß er niemals ein Geschenk empfing.

Der Kampf um die Liebe geht vorwärts von Geschlecht zu Geschlecht und auf diesen Kampfplatz sind wir alle gestellt; in diese Streiterschar dürfen wir alle eintreten, Junge, so

jung sie sind, Alte, so alt sie sind, Frauen, Männer, alle mit demselben heiligen und seligen Beruf. Jedes von uns darf zeigen, daß die Liebe kein Geschwätz ist, kein Traum, daß sie Wahrheit und Wirklichkeit ist, das Vernünftige, das Göttliche. Die Einrede stirbt nicht aus, daß der Weg Jesu für uns ungangbar sei, daß nur Träumer sich auf ihn begeben. Wie wird dieser Streit geschlichtet? Nicht mit Worten; Worte entscheiden hier nicht; es handelt sich um eine Tatsache: gibt es wirklich noch etwas anderes, was dich bewegen kann, als dein eigenes Begehren? gibt es noch etwas anderes, woran du dein Leben setzen darfst, als deine eigene Lust? Wir fragen damit nach einer Wirklichkeit, nicht nach einer Theorie, nach einer Tatsache, nicht nach einem Gedanken; über Tatsachen entscheiden nur Tatsachen. Der Kampf für die Liebe wird nur dadurch geführt, daß wir sie haben, gewähren, vollbringen. Und das ist der Beruf der Christenheit, aller ihrer Glieder ohne Ausnahme; wir alle sind der großen Streiterschar zugezählt, die der in die Eigensucht gefesselten Menschheit zeigen soll: Seht, es gibt noch etwas anderes als Eigennutz, auch noch etwas anderes als das Recht, das den Eigennutz bändigt, aber nicht überwindet; denn von oben her durch Gottes Werk und Gnade erschien die Liebe in der Welt.

2.

Der Kampf für die Liebe ist der Kampf für Gott. Wir könnten nicht mehr von der Gegenwart Gottes, von der Offenbarung Gottes, von der Gemeinschaft mit Gott reden, wenn die Liebe aus unserem Leben verschwände und man sie nicht mehr auf Erden fände. Das wäre das Ende jeder Erinnerung an Gott, das Erlöschen jedes von ihm redenden Zeugnisses. Wir können den Verkehr mit Gott nicht auf dem Fuß der Gleichheit beginnen, können nicht sagen: ich und Gott, wir stehen neben einander, wie wir Menschen neben einander stehen, als gleichen Wesens, gleichen Rechts, fähig, unsere Gemeinschaft etwa durch einen Vertrag

herzustellen. Gott ist der Anfänger, der Schöpfer, der zuerst spricht und nun erst sprechen wir, der zuerst handelt und nun erst handeln wir. Wir stehen in der Gemeinschaft mit ihm nicht deshalb, weil wir uns aufmachen, ihn zu suchen, und ihn nun auch glücklich erwischen. Darum sind wir ihm verbunden, weil er uns gerufen hat, gerufen, wie es in unserem Text heißt, zu seinem Reich und zu seiner Herrlichkeit. Weil er uns gerufen hat, darum suchen wir ihn. Wir kennen ihn nicht deshalb, weil wir ihn erforschten; darum kennen wir ihn, weil er sich uns geoffenbart hat, weil sein Wort bei uns einkehrt und uns an ihn erinnert, weil er uns Jesus sendet, Jesus uns begegnet und wir in ihm den Vater hören. Und nun, weil wir ihn kennen, darum denken wir an ihn; jetzt, weil wir ihn dadurch kennen, daß er uns kennt und zu sich holt, begleitet uns das Andenken an Gott auf unserem ganzen Lebensweg. Wir einigen uns mit ihm nicht deshalb, weil wir ihn versöhnen, sondern weil er uns selbst mit sich versöhnt hat. Weil er uns werthält, darum sind wir wert vor ihm und haben ein Recht vor ihm. Das haben nicht wir uns selbst bereitet durch unsre Anstrengung mit unserer Willensmacht; er beginnt, er ruft, er gibt uns unser Recht vor ihm; nun sind wir eins mit ihm.

Eben darum, weil er der Anfänger ist, heißen wir ihn Gott; deshalb heißen wir auch Jesus unseren Herrn und Gott, weil er der Anfänger ist, der, der uns die Gabe darreicht, die wir selbst nicht haben, Anfänger unseres Glaubens, den wir nicht ohne ihn erlangen, Anfänger unseres Lebens, das wir von ihm empfangen, Anfänger unserer Heiligung, die sein Werk und seine Gabe ist; und weil er der Anfänger ist, darum ist er auch der Vollender und das ist das Merkmal der Göttlichkeit.

Warum fängt denn Gott an, kommt uns entgegen und reicht uns seine Gabe, ohne daß wir ihm zuvor etwas gegeben haben? Darum, weil wir sie nötig haben, weil er

alles das hat und ist, was wir brauchen. Weil er die Wahrheit ist und die Herrlichkeit ist und das Leben ist und das für uns ist, darum beginnt er unseren Verkehr mit ihm, stiftet die Gemeinschaft, in die er uns einsetzt, und reicht uns den Anteil an ihm dar, der uns mit dem begnadet, was uns unentbehrlich ist. Darum ist die Liebe das Kennzeichen der Gegenwart Gottes. Indem uns Gottes Liebe findet, bekommen wir sie auch für uns. Dadurch, daß wir sie bei Gott sehen, lernen wir sie kennen, und indem sie Jesus uns zeigt, wird sie in uns selbst gepflanzt. Verschwände sie, wer wollte noch von Gott reden? Was sollte das noch heißen: „Gott ist gegenwärtig", wenn sein Werk in uns verschwände, seine Liebe uns verließe? Was könnte es noch heißen, daß der Herr bei uns gegenwärtig sei alle Tage bis zum Ende der Welt, wenn uns seine Liebe nicht triebe? Der Kampf um die Liebe, das ist der Kampf um die Religion, der Kampf um Gottes Bezeugung mit wirksamer Macht; das ist das einzige Mittel, der einzige Weg, wie man es einem Menschen glaublich machen kann: du hast einen Gott, du hast einen Heiland, du bist nicht allein, bist nicht verschlossen und eingesperrt in dich! schau über dich! dort ist der Lebendige, dort ist der Herrliche. Wie sollten wir das jemand sagen, so sagen, daß er es glauben kann, wenn die Christenheit nicht mehr in der Liebe lebte, nicht mehr in der Liebe die Kraft hätte, die ihr ganzes Handeln trägt? Das ist unsere Waffe und das Mittel unseres Dienstes. Darum sind wir alle in die große Streiterschar hineingestellt, deren Beruf und Pflicht es ist zu zeigen, daß es Liebe gibt.

„Seid eingedenk", sagt Paulus, „meiner Arbeit", mit der er bewies, daß er im Namen Jesu die Liebe hatte und den Gemeinden brachte. Die Kirche hat nicht ganz gehorcht. Wenn wir den Blick durch die Geschlechter der Kirche wandern lassen, so finden wir bei ihnen das dankbare Andenken an das Ende des Paulus reichlich. An der Stelle, wo er sein Leben für Gott preisgab, steht in Rom die herrliche Paulus-

kirche, ein kunstreiches Denkmal seines Todes; und unsere Maler stellen ihn oft mit dem Schwert dar, zur Erinnerung an das letzte Opfer, mit dem er seinen Lauf vollendet hat. Wir preisen ihn auch als den Lehrer der Menschheit wegen der unerschöpflichen Fülle und Klarheit seines Worts. Aber der Handwerker, der der Arbeit nachging, um das nötige Geld zu verdienen, mit dem er sein Brot bezahle, war der Kirche nicht recht bequem; daran hat sie nicht gern gedacht. Wir denken auch dann an die Liebe des Paulus, wenn wir uns an das Opfer erinnern, mit dem er seine Arbeit schloß, auch dann an seine Liebe, wenn wir an die Herrlichkeit seines Lehramts denken, das uns alle in die Tiefen der Erkenntnis Gottes führt. Denn das Opfer des Lebens und der Reichtum der Erkenntnis stammt aus der Liebe Gottes. Aber die Liebe ist nicht nur dann göttlich und heilig, wenn sie das Große vollbringt und die glanzvolle Arbeit tut; sie hat ihre ganze Herrlichkeit und Heiligkeit auch im geringen Dienst. Gerade das verleiht ihr ihre Ehre und Krone, daß sie auch im geringen Dienst ihre Herkunft von oben offenbart. Es war ein unscheinbares, unansehnliches Mittel, mit dem Paulus seine Liebe kund tat, wenn er Tag und Nacht der Arbeit nachging. Aber eben damit hat er die Herrlichkeit seiner Sendung kund getan. Auch im geringen Dienst wird es sichtbar, daß uns Gott mit seiner Liebe begegnet ist und Jesus uns mit seiner Gnade zu seinem Reich und seiner Herrlichkeit berufen hat. Was ist das Herrliche in nie erbleichendem Glanz, was das Mächtige in unvergänglicher Herrschaft? Freunde, Gott ist die Liebe, und wer die Liebe hat, der kennt Gott, nur er, er aber in Wahrheit und Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Pfingsttag.

(26. Mai 1912.)

Apostelgesch. 2, 32—41.

Die erste Pfingstpredigt ist das Muster für alle späteren; auch unseren heutigen Gottesdienst wollen wir nach ihrer Regel ordnen. Sie sagt der Menschheit etwas Neues, Unerhörtes, Ueberraschendes: Gott sendet seinen Geist zu euch. Die Pfingstpredigt bezeichnet einen jener Tage Gottes, wo er in seiner schöpferischen Gnade der Menschheit etwas Neues bereitete. Zwar ist es vorbereitet durch die Verheißung, noch mehr vorbereitet durch die Geschichte, dadurch, daß Jesus aus dem Geist geboren wurde, durch den Geist bei seiner Taufe zum Werk gerüstet wurde, durch den Geist lebendig gemacht wurde nach seinem Kreuz, und doch, ob auch vorbereitet: neu, ungeahnt, von keinem Menschen je erdacht tritt der Pfingsttag ein mit seiner überraschenden Botschaft: Nun ist der Geist Gottes für euch da. Vor wenigen Wochen erst hatten sie Jesus gekreuzigt und nun sagt ihnen Petrus: Er schenkt euch das Beste, das Höchste, was noch nie jemand empfing, was der Mensch nie selbst erwirbt; jetzt kommt es zu euch; der Geist kehrt bei euch ein. So denkt nicht der Mensch, das erfindet niemand, so denkt und so handelt Gott allein. Wir freilich kennen die Pfingstpredigt; denn wir kommen mit ihr in Berührung, so oft wir das Neue Testament benützen, und können sie nie übersehen, wenn wir uns die christlichen Ueberzeugungen verdeutlichen. Und doch, ergreift nicht auch uns an jedem Pfingsttag wieder mächtig der Eindruck: wie neu, wie überraschend, wie unausdenkbar ist doch dieses Wort!

Wir und der Geist Gottes, wie kommen wir denn zusammen? Zagend fragten sie in Jerusalem den Petrus: Ist es denn auch wahr? Darfst du uns so viel anbieten, kannst du uns so Großes versprechen? Zagend fragen auch wir: Gilt die Pfingstfeier uns? sollen auch wir uns freuen? Die Antwort hat die erste Pfingstpredigt allen, die so fragen, gegeben: Jesus sendet den Geist; er ist erhöht, uns zum Herrn gemacht, und er offenbart seine Herrlichkeit und Herrschaft dadurch, daß er den Geist gibt. Weil Jesus da ist, darum ist der Geist da, und wir erfahren ihn dadurch, daß wir zu Jesus kommen.

1.

Weil Jesus da ist, darum ist der Geist bei uns. Wo er ist, da ist der Geist. Deshalb feiern wir das Pfingstfest nicht bei verschlossenen Türen, sammeln nicht in irgend einer Ecke eine Pfingstgemeinde; wer das tut, zeigt, daß er etwas anderes begehrt als Gottes Geist, etwas anderes als das, was uns Christus gibt. Wie wir am Weihnachtstag die Menschheit zur Freude berufen: euch ist Christus geboren, wie wir am Karfreitag alle laden, daß sie den anschauen, der für uns gestorben ist, wie wir am Ostertag allen die gute Botschaft sagen: Jesus lebt, genau ebenso feiern wir Pfingsten bei offenen Türen, laden die Menschheit ein, daß sie sich freue, sagen allen: der Geist Gottes ist da, auch für dich. Warum? Christus ist da. Und wo er ist, da ist der Geist.

Nicht einmal die Kinder schließen wir von unserer festlichen Gemeinde heute aus, laden auch sie, daß sie mit ihrer jugendlichen Stimme Gott ihren Dank darbringen für die Sendung seines Geistes. Was versteht ein Kind von dem, was Geist ist? Kann es begreifen, wie Gottes Geist sich mit unserer Seele verbindet? Braucht es denn den Geist, solange es noch keine Arbeit hat, noch keinen Dienst tut und keinen Beruf erfüllen muß? Wollen wir nicht wenigstens in dem Sinn die Türen schließen, daß wir nachsehen, ob keine Un-

mündigen unter uns seien, heute, wo das letzte Geheimnis ausgesprochen wird, das uns das Evangelium sagt, und die höchste Gabe verkündet wird, die Gott uns schenkt? Liebe Freunde, der Geist kommt nicht deshalb, weil wir begreifen, was er ist und was er macht, kommt auch nicht deshalb, weil wir durch unser großes Werk und unseren wichtigen Beruf Gott den Anlaß geben, ihn uns zu schicken: er kommt nicht für die, die sich auf einer besonderen Stufe der Frömmigkeit befinden und eine besondere Gemeinschaft mit Gott erlangt haben, sondern er ist deshalb da, nur deshalb, deshalb aber auch ganz gewiß, weil Christus da ist. Und darum, weil unser Herr Christus auch für die Kinder gekommen ist, darum ist Gottes Geist auch für die Kinder da. Ihr könnt Christum und den Geist nie trennen. Wo er ist, da ist der Geist.

Wir laden heute zur Feier und zur Freude auch alle weltlichen Leute, in deren Horizont noch nichts hineintrat als, was das Fleisch uns zuleitet, Essen und Trinken und Geld und Erwerb; sie haben noch nie gespürt, was der Geist Gottes ist und schafft. Aber eben deshalb sind sie in unsere Pfingstgemeinde berufen, sind sie zur freudigen Feier geladen. Ihr spürtet, was das Fleisch anrichtet, wie eng ein Menschenherz wird, wenn es seine Antriebe nur vom Fleisch bekommt, wie stark diese Ketten sind und wie ohnmächtig unser Wille ist, der sie nicht zerbrechen kann. Allein nicht deshalb ist der Geist da, weil wir ihn in uns erzeugen; ausgegossen wird er von dem, der zur Rechten Gottes ist; er kommt in der Sendung des Christus als seine Gabe, und er sendet ihn zu denen, die ihn nicht haben, zu denen, die noch im Dunkeln sitzen als des Fleisches Knechte, damit der Geist ihrer Knechtschaft das Ende bereite und der Tag Gottes auch für sie anbreche.

Wir laden auch mit herzlicher Einladung alle die zur Pfingstfeier, die uns sagen: in meinem Leben ging es ganz natürlich zu; ich habe noch nie ein Wunder an mir erlebt; in geordneter Bahn fügte sich ein Schritt an den andern, eine Erkennt-

nis an die andere, eine Handlung an die andere; so sieht meine Lebensgeschichte ganz natürlich aus; soll nun auch ich vom Geist Gottes reden? schafft er denn nicht das Wunder, so gewiß er heilig ist und das Werk Gottes wirkt? Wohl, wo Geist ist, da ist das Wunder in unausdenkbarer Herrlichkeit und Tiefe; aber das erste Wunder, durch das der Geist uns offenbar wird und sich bei uns gegenwärtig macht, das ist er, Christus. Christus ist da, das ist das Wunder, an dem die schöpferische Herrlichkeit des Geistes sich uns zeigt, und er ist für uns da und nimmt uns in seine Gemeinschaft; uns, nicht ohne unsere Natur, nicht ohne unsere menschliche Art; uns mit unserer natürlichen Art zieht er heran zu sich, reinigt er, leitet er, führt er empor zur ewigen Gemeinschaft mit ihm. Das ist das Werk des Geistes, daß Christus bei dir ist, das das Wunder, das du in deinem Leben vor Augen hast, und es ist unausdenklich tief.

Endlich noch ein Wort für die, die deshalb nicht recht zur Pfingstfreude kommen, weil sie den Druck ihrer Sünde spüren und sich vergeblich bemühen, von dem frei zu werden, was sie hassen und verwerfen müssen; es ist doch in ihrem Herzen und sie ringen und werden nicht frei. Sind nicht die wenigstens ausgeschlossen von unserer heutigen Feier? Wird nicht für sie das Pfingstlied zur Unwahrheit? Gewiß, wo Geist ist, heiliger Geist, Gottes Geist, da reißen die Stricke, die uns an die Sünde fesseln; durch den Geist werden wir befreit, werden wir erlöst. Allein für wen ist Christus gekommen? Und für die, für die Christus gekommen ist, ist der Geist da. „Das ist ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist, die Sünder selig zu machen.“ Das setzt sich heute am Pfingsttag in dem Wort fort: ein teuer wertes Wort ist es, daß Gottes Geist für die da ist, die ihre Gebundenheit spüren. Darum lautet die Pfingstpredigt, die das Muster für jede Verkündigung des heiligen Geistes ist: Lasset euch taufen und dann werdet ihr die Gabe des heiligen Geistes

empfangen. Was heißt das: lasset euch taufen? Petrus sagt ihnen: Jesus bietet euch seine Vergebung an, ihr habt sie nötig, ihr müßt gewaschen werden; so könnt ihr nicht vor Gottes Angesicht treten und habt so keinen Platz in seinem Reich; aber er macht euch rein; denn er versöhnt euch mit Gott und schenkt euch seine Verzeihung. Solchen, die die Vergebung bedürfen, wird der Geist geschenkt; zu solchen ist er gesendet, die gewaschen werden müssen und das festliche Kleid nicht selbst besitzen, das sie in der Nähe Gottes zu tragen haben, die es aber empfangen und deshalb empfangen, weil es uns Jesus erworben hat. Für die, für die Jesus gekommen ist als der, der uns verzeiht und versöhnt, ist Gottes Geist da und er vollbringt zu seiner Zeit sein Werk, durch das wir geheiligt und verklärt werden nach Gottes Willen.

2.

Woran spüren wir es denn aber, daß der Geist bei uns ist? Woher er kommt, das steht nun vor unserem Blick, daß er aus der Hand Jesu zu uns kommt, dadurch, daß uns Jesu Gegenwart verliehen ist. Aber Petrus fährt fort: Er hat ausgegossen von oben her, von Gottes Thron, was ihr seht und hört. Wie sehen wir, wie hören wir den Geist? Wir können diese Frage nicht umgehen; denn wenn wir vom Geist sprechen, so reden wir von der stärksten aller Kräfte, die die größte Wirkung schafft, von dem, was ganz deutlich, ganz gewiß, ganz sicher erkennbar ist, ungleich gewisser, ungleich deutlicher als alles, was uns die Natur vorhält. Woran merken wir es also, daß der Geist sein Werk in uns schafft und die Pfingstverheißung auch uns gehört? In der ersten Antwort ist uns auch die zweite gegeben, mit der ersten Erkenntnis auch die zweite gewonnen. Der Geist kommt dadurch, daß Christus da ist; sein Werk in uns besteht darin, daß wir bei Christus sind. Das, was christlich ist, das ist geist-

lich; das, was wir von Jesus haben, das ist Gottes Gabe, durch den Geist uns eingepflanzt.

Ihr seht es, sagt Petrus, daß der Geist vorhanden ist. Woran sahen sie es denn damals? Petrus bekennt sich zu Jesus, Petrus glaubt an Jesus, Petrus spricht im Dienst der Liebe Jesu, die vergeben hat. Er ruft die, die Jesus getötet haben, zu sich, zu Jesus, zu Gott, damit sie Gottes ganze Gabe empfangen. Petrus ist Christ, denkt und spricht nach Jesu Regel; das macht den Geist offenbar.

Woher kommt es denn, daß uns die Erinnerung an Jesus nicht nur ebensoviel bedeutet wie jede andere Erinnerung? Tausende von Menschen aus alter Zeit sind uns ihrem Namen und ihrer Geschichte nach bekannt und eine Fülle von Erinnerungen lenkt unseren Blick rückwärts in die Vergangenheit. Aber über allen diesen Erinnerungen steht uns die eine, die im Namen Jesu uns berührt: sie faßt uns, zieht uns zu ihm, wir glauben an ihn. Woher kommt das? Das ist das Werk des Geistes; er schafft Glauben.

Woher rührt es denn, daß die Erinnerung an Jesus uns immer und deutlich das Andenken an Gott verschafft? Wir können ihn nicht ansehen, ohne daß wir wissen: so macht es Gott, das ist Gottes Wille, so stellt er sich zu uns, so ist unser Verhältnis zu ihm nun geordnet. Immer wird uns Jesu Bild zur Offenbarung Gottes, immer gibt uns die Erinnerung an ihn die Gewißheit Gottes. Woher rührt das? Warum wird uns in diesem Menschen Gott deutlich? Wie können wir in dieser Geschichte das Werk Gottes, in diesem Wort den Willen Gottes spüren? Das macht der Geist; der Geist macht Gott offenbar.

Wie kommt es, daß uns das Wort Jesu regiert? Sogar dann, wenn es uns nicht in einer ausdrücklichen Anführung in unserem Sinn gegenwärtig ist, dennoch ist es bei uns, leitet uns, sagt uns, was recht ist und was wir nicht zu tun haben, zeigt uns den Weg, ist unsere Leuchte, gibt uns den

Trost, wird uns zur Quelle der Kraft. Wie kommt denn das Wort Jesu hinein in unsere Seele, daß es uns bewegt? Das schafft der Geist; er unterwirft uns unserem Herrn, er pflanzt das Wort hinein in unsere Seele, daß es uns bewegt.

Wie kommt es denn, daß wir uns in der Gemeinschaft Jesu von uns selber scheiden, unseren eigenen Willen brechen, unsere sündliche Lust von uns tun, nicht für uns leben, sondern für ihn? Das schafft der Geist; wo Liebe ist, Liebe Gottes, da tut der Geist sein Werk.

Seht, das ist das Maß, an dem wir zu unterscheiden haben, was geistlich ist und was menschlich ist. Wir sollen und dürfen das Maß nie aus unserer Art schöpfen. Wenn wir unsere eigene Art zum Maßstab machen, nach dem wir das Werk des Geistes von dem trennen, was menschlich ist, dann entsteht eine schlimme Gefahr; denn dann setzen wir Gottes Namen zu unserem eigenen Willen und heißen unsere blinden, kurzen Gedanken die göttliche Wahrheit. Das Maß, nach dem wir scheiden, was von oben kommt und was von unten stammt, was Geisteswerk und was Menschenwerk ist, ist uns damit gegeben: was Jesus dir schenkt, das ist vom Geist erzeugt; das Werk Jesu ist das Geisteswerk. Was wir als Christen sind, dazu hat uns der Geist gemacht.

Sie kamen, als Petrus seine Pfingstpredigt hielt, einer, dann noch einer, dann eine lange Reihe und es waren zuletzt dreitausend. Wollen wir das eine große Zahl heißen? Wenn wir an die zwölf Jünger denken, ja. Und doch ist es eine kleine Zahl, wenn wir an das große Jerusalem denken, an die große Menge, der die Botschaft gesagt wird: Geist, Gottes herrlichstes Geschenk, erschien; greift zu, kommt! Das gehört aber mit zur Freude des Pfingsttages und zum Segen, den uns der Geist Gottes schenkt, daß wir nicht mehr auf die Zahlen angewiesen sind. Dreitausend, ob das nach unserer Meinung eine kleine Zahl oder eine große sei: nur bei der Natur gilt die Zahl; da entsteht aus der kleinen Masse nur

die kleine Wirkung, aus der großen Masse dagegen der große Erfolg. Der Geist dagegen hat sein Merkmal nicht an der Zahl, sondern schafft auch im Kleinsten das Größte. Sind wir wenig, nicht das ist unsere Schwäche; sind wir viel, nicht das ist unsere Stärke. Der Geist wirkt es: das macht uns frei von der Zahl; denn das bedeutet: nicht wir, sondern er, unser Heiland und Herr, nicht der Mensch, sondern Gott schafft unser Heil. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Dritter Sonntag nach Trinitatis.

(23. Juni 1912.)

Apostelgesch. 5, 34—42.

Der Herr regiert! er heißt nicht nur Herr, sondern er ist es. Das sagen wir froh, wenn wir jetzt miteinander unsern Text betrachten. Wenn wir in eine menschliche Ratsversammlung hineinsehen, einerlei wie sie heiße: Landtag, Reichstag, Synode, Konsistorium, Ministerium, dann erfaßt uns schwarz und schwer die Sorge: so viel Macht und so viel Torheit sind in solchen Versammlungen beisammen, so wie es uns der Hohe Rat von Jerusalem zeigt, wo sich die Führer des Volks, die durch Amt, Gelehrsamkeit und Reichtum ausgezeichnet waren, berieten, ob sie nicht den Aposteln die Köpfe abschlagen wollten. Dennoch lesen wir unsren Text froh und machen ihn zum Grund unsres Gottesdienstes in herzlicher Anbetung Gottes und unsres Heilands Jesu; denn er regiert. Wir sagen mit den Worten des Kirchenlieds: Dein Werk kann niemand hindern; denn Weg hast du allerwegen.

1.

Niemand kann sein Werk hindern, obwohl uns große Macht gegeben ist. Wenn wir unsern Text erwägen, so kommt uns das mächtig zum Bewußtsein. Hätte das Urteil des Rats gelautet: Tod, dann gingen Petrus, Johannes, Matthäus und die andern alle den Todesweg und die Gemeinde hatte keine Führer mehr und das Wort Jesu war zertreten. Wir können uns nicht ausdenken, was in die Hände jener Ver-

sammlung gelegt war. Jene Abstimmung trug eine Macht in sich, die — das ist keine Uebertreibung — den gesamten Weltlauf bewegt hat. Bei uns würde heute alles ganz anders aussehen, wenn sich bei jener Abstimmung die Stimmenzahl verändert hätte und für das Todesurteil über die Apostel eine Mehrheit entstanden wäre. Denselben Eindruck haben wir mit vollem Recht immer, nicht nur wenn wir auf das Verhalten derer achten, die das Regiment verwalten, sondern auch wenn wir unsre eigenen Entscheidungen und Beschlüsse erwägen. Wie viel Macht ist uns gegeben, so daß von unsrer Entscheidung der ganze weitere Gang unsres Lebens abhängig ist! Und wenn es nur das wäre, wenn wir nur über uns selbst verfügten und mit unsern Beschlüssen nur unser eigenes Schicksal schüfen. Aber auch das Leben der andern ist von unsrer Entscheidung abhängig bis hinaus in unberechenbare Weiten, ohne daß wir übersehen und ermessen könnten, was unser Entschluß ihnen bereiten wird. Das ist ja gerade das Beängstigende, was uns mit gutem Grund oft schwer erschüttert: so viel Macht und so viel Blindheit sind unser Eigentum; so kurzsichtig und doch so gewaltig entscheiden und beschließen wir.

Aber so groß die Macht ist, die in unsre Hände gelegt ist, „sein Werk kann niemand hindern." Nicht so regiert Gott, daß er alles neben ihm fesselte, nichtig und leer machte, sondern so, daß er uns Macht verleiht, uns die Entscheidung übergibt und uns an der Herrschaft Anteil gibt. So suchen wir Menschen oft genug uns die Macht zu sichern; aber Gottes Art ist das nicht. Wenn der Mann im Haus regieren will, so meint er leicht, es gelinge ihm dann am besten, wenn er allein alles entscheide und mache. Wenn ein Parteihaupt die Macht für sich in Anspruch nimmt, dann drängt es alle andern auf die Seite und handelt allein, oder wenn ein Führer in einer religiösen Gemeinschaft die Leitung in seiner Hand behalten will, dann heißt er alle schweigen und redet einzig selbst.

Gott regiert nicht so, daß er uns entrechtete und in Ohnmacht bände und allein alles machte, sondern erweist seine Herrlichkeit dadurch, daß er uns diese große Macht der Entscheidung und Wirkung verleiht. So regiert er die Natur, daß er ihr die Kraft und das Gesetz einpflanzte, und so regiert er über die Menschen, daß er uns den Willen gibt, der sich entscheiden kann, uns die Augen gibt, die selber sehen sollen, wohin uns unser Weg führt, uns die Kraft gibt, das Werk zu vollenden, durch das wir uns und andere bewegen und unser Schicksal formen. In jener Art zu herrschen, mit der wir uns die Gewalt erhalten und vermehren wollen, findet sich immer die Furcht. Wenn andre auch Anteil an der Macht haben, so fürchten wir, das verringere und schwäche unser eigenes Recht. Im Regiment Gottes ist keine Furcht. Darum darf der Hohe Rat zusammentreten und die Priester dürfen heiße Köpfe bekommen und dürfen sagen: Schuldig sind sie, sterben müssen sie! und Gamaliel darf schwanken, so konfus und schwächlich, wie er ist. Keine Furcht naht sich dem Throne Gottes und Jesus erschrickt vor niemand. Und deshalb, weil er ohne Furcht regiert, gewinnen auch wir die Freiheit von der Angst und erheben uns über die Sorge, die uns unsere Macht sonst bereitete. Darum wird es für uns zum frohlockenden Jubelruf der Anbetung: Du regierst.

2.

„Denn Weg hast du allerwegen.“ Wer hätte je gedacht, daß ein Pharisäer die Jünger Jesu retten müßte? Gamaliel war ein Haupt der Pharisäer und hat den ganzen heißen Kampf, den Jesus gegen sie geführt hat, miterlebt. Er ist wahrscheinlich im Tempel dabei gewesen, als der Herr sein Wehe rief, mit dem er die Herrlichkeit der Pharisäer beendet hat. Daraus war ihre Feindschaft entstanden, Entzweiung und Haß. Dennoch wird der Pharisäer das Mittel, durch das Gott die Apostel schützt. Er mußte dafür sorgen, daß

das Evangelium Jerusalem und uns erhalten blieb. Später haben auch die Pharisäer den Kampf gegen die Christenheit aufgenommen und haben es dann freilich bewirkt, daß die Gemeinde von Jerusalem zerstreut und verwüstet wurde. Aber im Anfang, ehe das Wort Jesu dort zu festem Bestand gepflanzt war, dürfen sie die Hände nicht gegen ihn erheben, sondern sie sind es, durch die Gott die Seinen in einer schwierigen Stunde rettete, nach seinem wunderbarem Rat; denn „Weg hast du allerwegen".

Es ist auch heute so. Gott regiert auch über Deutschland nach derselben Ordnung. Er benützt uns heute ebenfalls alle: Freunde und Feinde, Theologen und Philosophen, Christen und Sozialdemokraten. Jeder hat innerhalb der göttlichen Regierung sein Aemtchen und Geschäftlein und das Werk, das er tut, wird von Gott zu seinem Ziel benützt. Dabei entsteht nun freilich ein tiefer Unterschied. Der eine dient ihm mit Willen und der andere gegen seinen Willen. Der eine dient ihm dadurch, daß er im Kampf gegen Gott offenbar macht, daß Gott im Streit mit dem Bösen den Sieg behält; der andere dient ihm dadurch, daß er ihm Leib und Leben zur Verfügung stellt, damit seine Gnade gepriesen sei. Der eine macht ihm zwar die Bahn bereit und räumt Hindernisse weg, kann aber nicht selber in Gottes Lob einstimmen; der andere darf sein Wort sagen und bekommt den Dienst, den die Zeugen Jesu verwalten. Das stellt zwischen uns einen großen Unterschied her und doch sind wir alle unter Gottes Führung gestellt und werden durch sein Regiment gebraucht. Wo wollen wir uns hinstellen? Der Dienst, den wir in Gottes Ordnung zu vollbringen haben, kann uns zur Beschämung oder zur Freude werden, zur Beschämung, wenn wir ihn gegen unsern Willen tun, zur Freude, wenn wir ihn nach Gottes Willen mit Gehorsam und Liebe vollbringen. Dies ist der fröhliche Dienst, den die Apostel ausrichteten, die aus der Ratsversammlung froh nach Hause giengen, weil

sie würdig waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden. Trotz dieser Schmach, vielmehr durch diese Schmach wurde es für sie ein frohlockendes Loblied: Du regierst.

3.

Was war es denn bei Gamaliel, was Gott zur Fortführung seines Werks benutzt hat? Er zweifelte, nicht ob Jesus recht habe, mit Jesus ist er fertig, da er ihn ja neben die andern Schwärmer stellt, deren Untergang bewiesen hat, daß Gott menschlichen Hochmut zu Fall bringen kann; aber er zweifelte, ob es richtig sei, das Bluturteil zu unterschreiben. Unter dieses Urteil seinen Namen zu setzen, davor hatte er Angst. Vielleicht, sagte er, ist es doch nicht nach Gottes Sinn; es könnte so doch ein Streit gegen Gott entstehen. So schwankt er unentschlossen und stellt sich in die Mitte zwischen die beiden miteinander ringenden Gruppen, von denen jede weiß, was sie will, dort die Priester, die die Apostel töten wollen, hier die Apostel, die sich zu Jesus bekennen. Beide wissen, was sie sollen, haben einen fertigen Willen und zwischen ihnen steht der Pharisäer, unentschlossen, schwankend, schwach. Und gerade die Schwachheit des Gamaliel hat Gott gebraucht. Ohne diese Erkenntnis könnten wir uns nicht fröhlich und völlig zum Lob Gottes erheben. Wenn es nur so wäre, daß Gott nur durch unsre Kraft regierte, unsre Schwachheit dagegen ihn hinderte, so kämen wir nicht aus der Sorge heraus. Denn wir spüren unsre Schwachheit deutlich. Aber Gottes Mittel besteht nicht nur in dem, was wir für unsre Ehre und Größe halten, sondern er braucht auch unsre Schwachheit zu seinem Ziel und Werk nach der Regel: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark". Denn er fügt zu unserer Schwachheit seine Stärke und durch diesen Bund wird auch unsre Schwachheit zum Mittel, wodurch der Wille Gottes geschieht. Denn so wird es deutlich, wessen die Ehre ist und wem die Herrschaft zusteht, wessen Wille regiert, nicht der des Schwachen, der nichts

vermag, sondern der des Starken, der unsre Schwachheit in seiner Gnade nach seinem Willen braucht. Jetzt, weil wir sagen dürfen: auch unsre Schwachheit hindert dich nicht! tun wir unsern Dienst mit Freuden und sagen ihm von ganzer Seele Dank: Du regierst!

4.

Die Priester und Lehrer des Hohen Rats wollten doch wenigstens zeigen, daß sie die Herren seien. Darum wurden die Apostel geschlagen. Die Diener banden sie an die Säulen an; die Kleider wurden ihnen weggerissen; die Schläge fielen und höhnend standen die Herrn dabei und zählten. Dann lief die Nachricht durch die ganze Stadt und jedes christliche Weib, jedes christliche Kind wurde darauf hin angesprochen: „Habt ihr es gehört? Eure Apostel sind geschlagen worden, diese Ketzer!" Gehört das auch zu Gottes Regiment? Regiert er so? Ja! Unser Text zeigt uns das in voller Deutlichkeit. „Sie hörten nicht auf, zu lehren und zu predigen das Evangelium von Jesu Christo". So endet er und zu diesem Ende kommt er deshalb, weil die Apostel froh vom Angesicht des Rats weggegangen sind als die, „die gewürdigt worden sind, Schmach um Jesu willen zu leiden". So wurde aus ihrer Bestrafung ihr Sieg, aus ihrer Schändung ihre Ehre. War es bloß bei Petrus so und bei denen, die damals mit ihm die Gemeinde leiteten? Freunde, in jener Stunde ist eine Quelle der Kraft entsprungen, die sich durch alle Zeiten ergießt. Man kann diesen Text nie vorlesen, ohne daß das Herz an ihm warm wird. Habt ihr es nicht gespürt? Er weckt auch in uns die Bitte: Herr, mach mich würdig, um deines Namens willen Schmach zu leiden.

Wir sehen: Weg hat er allerwegen; denn er hat es fertig gebracht, auch jene bittere Stunde mit Heil und Gerechtigkeit zu füllen. Denn er regiert durch den Geist und darum hat er Weg allerwegen. Geist ist hier am Werk. Denn es ist der Geist, der uns den Namen Jesu teuer macht und seine

Jünger dazu bereitet, daß sie ihn als ihr Heil bekennen und seinetwegen mit Freude leiden. Und es ist die Kraft des Geistes, die sie dazu bringt, sich von sich selber zu lösen, nicht auf ihre Wünsche zu lauschen, sondern auf ihren Beruf zu sehen, auch wenn er ihnen Schmach und Schläge bringt.

Wenn es in unsrem Text hieße: Zornig gingen sie vom Rat weg und sagten das Wort Jesu keinem mehr, dann wäre damals Schaden entstanden, nicht Gewinn. Aber der Herr hat ihre Herzen regiert, er, der den Zugang zu ihrem Willen hat, und ihre Liebe stark gemacht, daß sie froh vom Rat weggehen und das Evangelium behalten als die Anbietung der Versöhnung auch für die, die sie schlugen. Wenn Lukas berichten müßte, daß die Apostel, aus dem Rat bekümmert fortgingen mit Groll gegen Gott: „Warum regst du dich nicht, schützest uns nicht, lässest uns geschlagen werden und führst uns in einen Kampf hinein, dessen Ausgang wir nicht ermessen können? Wir zweifeln deshalb, schelten dich und lehnen uns auf," dann hätte ihnen jene Stunde nicht Sieg und Gewinn, sondern Verlust und Ohnmacht gebracht. Nun aber regiert Jesus durch den Geist und der Geist schafft Glauben, nicht Verzagtheit, Gewißheit, nicht Unschlüssigkeit, Bereitschaft, sich führen zu lassen, nicht Ungehorsam, der den Wegen Gottes widerstrebt, und weil Jesus durch den Geist regiert, hat er Weg allerwegen und behält das Feld.

Auch für uns in unsrer heutigen Lage ist dies der große Trost, der es uns verschafft, Gottes Reich und Jesu Herrschaft fröhlich zu preisen. Wir liegen in seinen Händen. Ob unser Blick dunkel ist, er ist das Licht. Ob unser Leib müde zusammenbricht, er ist der Geist, der Leben schafft. Ob sich unser Glaube leicht bewegen und erschüttern läßt, er setzt uns in seine Zuversicht hinein. Alles macht er sich dienstbar, braucht alles, um uns in seiner Gemeinschaft zu befestigen, und verwandelt alles für uns in einen Segen, so daß es uns in seiner Wahrheit und in seinem Recht erhält. Darum preisen

wir ihn als unsern Feldherrn. Weil er seine Herrschaft unsichtbar vollführt, gerade darum ist sie siegreich; denn er vollbringt sein Werk im Geist. Sehen wir auf das, was um uns her geschieht, so mag es uns scheinen, wir unterliegen. Aber er ist da und das heißt: wir siegen. Du regierst. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Siebenter Sonntag nach Trinitatis.

(21. Juli 1912.)

Hebräerbr. 12, 5—11.

Sind wir wohl so stark und so tapfer, daß wir unseren Text hören mögen? Gott züchtigt uns, sagt er; er verkündet den strafenden Gott. Wollen wir das hören oder sagen wir, das sei eine harte Rede, veraltet, ganz ungeeignet für unser gegenwärtiges Geschlecht in seiner Kultur und Bildung? Woher rührt denn der Aufruhr, der unserem Text den Eingang in unsere Seele verwehrt? Unser Geschmack ist verletzt; der Vater, der den Knaben schlägt, dient hier dem Apostel als Bild und Gleichnis für Gott. Welch ein unschönes Gleichnis, das gegen den guten Geschmack verstößt! An die Züchtigungen heften sich immer peinliche Erinnerungen. Aber der Grund, der unseren Widerspruch erregt, entsteht nicht nur am Geschmack, nicht nur an der künstlerischen Form unseres Worts. Ist denn nicht die Strafe immer eine häßliche Sache, an die wir nie ohne Ekel denken? Können wir denn das wirklich aufnehmen in unser Andenken an Gott und uns sagen lassen: Gott züchtigt uns? Wir stehen vor einem wichtigen Punkt und wir wollen ihn uns merken: Was ist Strafe, Züchtigung?

Aber die Einrede unseres Herzens geht weiter. Warum sagt unser Text das der Gemeinde? Weil sie leidet; sie steht unter einem Druck und muß die schweren Opfer bringen, die weh tun. Warum tröstet er sie denn nicht? Das tut er doch eben durch diese Worte. Gerade dazu schreibt er so, damit sie den Trost bekommen. Aber nun sagen wir: was ist

denn das für eine Art zu trösten, wenn er ihnen schreibt: Gott züchtigt euch? Ist denn damit das Leid verscheucht? ist es nicht vielmehr vertieft? Wieder ein wichtiger Punkt: was ist Trost?

Aber noch einmal lehnt sich unser Herz gegen unseren Text auf: Gott züchtigt uns — das ist doch nicht erbaulich, nicht der Ausdruck einer reinen Frömmigkeit. Erbaulich ist es, wenn du uns die Liebe Gottes verkündigst, nicht den strafenden Gott; das gehört in die alttestamentliche Zeit, gehört auf eine katholische Kanzel, gibt aber nicht den Inhalt einer evangelischen Predigt. Du hast uns Gottes Liebe zu zeigen; das gibt Trost, das gibt die sonntägliche Feier, das erbaut. Wir stehen noch einmal vor einer großen herrlichen Frage: was ist Liebe?

Aber nun, l. Fr., wollen wir nicht weiter Fragen sammeln. Was ist Strafe? Was ist Trost? Was ist Liebe? Wenn unser Text uns darauf die Antwort gibt, gehen wir reichbeschenkt heim.

1.

Strafe, Züchtigung gewährt euch Gott; das ruft uns unser Text zu. Peinliche Erinnerungen heften sich für uns an dieses Wort, und wenn wir an die Weise denken, wie wir in der Verwaltung unseres Volks Züchtigung und Strafe üben, dann wird uns das Herz wund. Wir denken nur mit tiefster Scham und heißem Schmerz an all die Hunderte, die wir jedes Jahr ins Zuchthaus schicken müssen, und sie kommen uns zurück so arm, wie sie gingen, so gefesselt, ja noch mehr als damals, da wir sie straften. Scham und Schmerz, das sind die Mittel, mit denen wir die Strafe und Züchtigung vollziehen; wie sich das im Einzelnen macht, das kann verschieden sein. Immer ist bei der Strafe die Hauptsache: nicht geehrt, sondern geschändet wird der, der Böses tut; es wird ihm nicht Vergnügen und Lust gewährt, sondern Schmerz

angetan. Liegt darin das Peinliche? Natürlich, Scham und Schmerz sind nicht süß; sie sollen brennen; aber sie werden dazu benützt, um den Willen vom Bösen wegzuwenden. An die Uebeltat werden sie geheftet, weil Scham und Schmerz unser Begehren von dem wegwenden, was verwerflich ist. Wie wäre es denn, wenn das Böse uns Ehre einträge und Vergnügen verschaffte? Das ist die schlimmste Mißhandlung, die man einem Menschen antun kann. Man kann ein Kind nicht härter behandeln, als wenn man über seine Lüge und seine Bosheit lacht und daraus ihm eine Ehre und ein Vergnügen bereitet. Es kann auch uns Erwachsenen kein härteres Mißgeschick zu teil werden, als wenn uns unsere Versündigung Freude, Gewinn, Ehre einträgt. Denn das macht das Böse in uns stark; so kommen wir von ihm nicht los, sondern werden von ihm gefesselt. Darum ist die Strafe eine Wohltat; denn sie wendet uns weg von dem, was sündlich und verwerflich ist.

Und dennoch wird uns in der Erinnerung an die Züchtigung und Strafe das Herz immer wund und der Gedanke an sie bereitet uns Pein. Woher kommt das? die Strafe, gehört in den Kampf gegen das Böse; sie ist die Waffe im Streit mit der Sünde. Der Kampf mit dem Bösen ist aber die schwerste Aufgabe, an die wir die Hand zu legen haben. Nie kommen wir hier ganz unverletzt davon. Im Kampf mit der Sünde erliegen wir gleich der Ansteckung; sie schlägt gleich auch hinüber in unser eigenes Herz; dort entzündet sich der Zorn, der Haß. Wir wollen nicht das Böse treffen, sondern den, der es tat. So nehmen wir ihm die Ehre, damit er geschändet sei und bleibe. So fesseln wir ihn, nicht damit er die echten Gaben und Güter Gottes gewinne, sondern damit er vernichtet sei, weggetan, hinabgestoßen in die Finsternis. Darum überwinden wir auch in diesem Streit unseren Widersacher nicht. Wir strafen so, daß wir verhärten, und das Ende der Züchtigung ist die erneute und verstärkte Versündigung.

Nun wollen wir in unseren Text hineinsehen. Wie darf er Gottes Werk beschreiben? was kann er uns zeigen als Gottes Art? Der Vater züchtigt euch. Da richtet sich die Strafe nicht gegen uns, sondern nur und völlig gegen unsere Sünde. Er straft, damit die friedsame Frucht der Gerechtigkeit entstehe. Er erliegt in diesem Kampf nicht, schafft nicht mit seiner Züchtigung die Vermehrung des Falls, sondern er überwindet, kann uns lösen von aller verwerflichen Begier, schenkt uns Freiheit, eben durch die Zucht. Darum richtet sich auch Gottes Strafe nicht gegen die oder jene einzelne Unart. In der jüdischen Zeit haben sie es sich so gedacht und alle jene Nebel schleichen ja immer wieder durch die Kirche hindurch, decken auch unseren Blick und versperen uns den Aufblick zum hellen Himmel. Da haben sie gesagt: diese Unart, jener Fehltritt, das bringt dir die Strafe; wurden sie krank, so suchten sie eine besondere Sünde, die daran schuld sei; mußten sie sterben, so dachten sie: wo hast du dich verfehlt, daß dir das Todeslos auferlegt wird? So freilich gibt es dunkle Gedanken, die die Tiefe der Sünde nicht kennen und darum auch die Herrlichkeit der göttlichen Züchtigung nicht verstehen. Gott reinigt uns nicht nur von einzelnen Unarten, kämpft nicht nur gegen diesen oder jenen Fehler; ihm liegt es an allem, was seinem heiligen Willen widerspricht, an unserem ganzen Streit und Aufruhr wider ihn; der muß weg und wird ganz gebrochen, all unsere Hoffart, mit der wir uns gegen ihn auflehnen, all unsere Selbstgenugsamkeit, die sich gottlos an uns selber klammert. Darum folgen einander im Menschenlos Schlag auf Schlag, ein Eingriff in unser Glück nach dem andern. Darum führt er uns zuletzt den Todesweg. Sein Recht wird offenbar, unser Unrecht klar, damit wir frei werden und zu seiner Heiligung gelangen und die friedsame Frucht der Gerechtigkeit empfangen. Gott wird Meister; so straft er, nur so, so aber jeden von uns.

2.

Damit ist uns der Trost gegeben und wir haben ihn nötig. Denn wir stehen im Lauf des Lebens fortwährend in Berührung mit tiefer Not und schwerem Geschick. Dazu brauchen wir die starke Waffenrüstung, die den Stich aushält und das Herz deckt. Freilich, unser Text tröstet anders, als wir Menschen es tun. Wir scheuchen die drückenden, peinigenden Schmerzen möglichst von uns weg; der Apostel hält dagegen den Blick der Gemeinde fest bei ihrem Kampf. Er verscheucht das, was sie quält, nicht. Wenn wir das nicht wegwischen können, was als Druck und Schmerz uns anficht, dann fangen wir an zu studieren, woher das wohl komme, studieren die natürlichen Ursachen, die uns diese Not bereiteten, studieren das Verhalten der Menschen, die uns zu nahe traten und unser Glück verkürzten. Das ist nicht nutzlos; denn wir sollen uns gegen Not und Druck wehren und sind zum Streit gegen das berufen, was als Schmerz und Qual an uns herantritt. Zum Streit ist es nützlich, wenn wir wissen, wo der Gegner steht, wenn wir begreifen, woher das kommt, was uns weh tut und schwach macht. Aber den Trost haben wir damit noch nicht, noch nicht das helle Herz; auch bei tapferem Widerstand gegen das Unglück kann uns inwendig tiefe Nacht bedecken. Wenn wir recht gut wissen: welches natürliche Gesetz macht dich jetzt sterben? welche Bakterien zehren an deinem Leben?, wenn wir sie im Mikroskop ganz deutlich sehen und vollständig klar wissen, wie es zugeht, wenn wir uns ganz genau verdeutlichen, welche Menschen unser Leben antasten und wie es kam, daß sich unser Schicksal so wendete, das ist noch längst nicht Trost. Aufwärts müssen wir sehen, dahin, wohin unser Text den Blick richtet, empor zur göttlichen Hand, zu der Hand, die uns schlägt, damit wir gezüchtigt werden zur Gerechtigkeit. So gibt es Trost, der nicht flieht, sondern standhält, der uns vom Leid, das uns faßt nicht wegreißt, sondern uns für dasselbe offen macht, aber

so, daß wir es zu tragen vermögen, aufrecht, mit Entschlossenheit. Nehmen wir es aus Gottes Hand, dann ist ein Segen darin. Tut es bloß die Natur, da kann man sich nur fügen und schicken; tun es bloß die Menschen, da kann man sich ärgern und ergrimmen; bereiten es uns Gottes gnädige Ordnungen, dann kann man danken, kann auch das Leid begehren und sagen: du gehörst hinein in mein Herz und in mein Leben und kommst als Bote des Lichts zu mir. Denn er züchtigt uns, damit wir seine Kinder seien, als der Vater, der uns nicht wegstößt und verwirft, sondern zu sich zieht, als der, der uns vom sündlichen Verlangen trennt und unsere unreine Art von uns nimmt, damit wir an seiner Heiligkeit teil haben, als der, der uns hinaufführen will zur Gerechtigkeit, daß wir in seinem Wohlgefallen ewiglich leben als die Glieder seines Hauses und die Kinder seines Reiches. Das ist der Segen in jeder Not, die aus Gottes Hand genommen wird, die Frucht jeder Züchtigung, in der sich Gott als Vater zu uns hält.

3.

Nun kommen wir zur dritten Frage: wie steht es denn mit der Liebe? Ist das Wort, das uns der Apostel sagt, erbaulich oder verdüstert es uns das Antlitz Gottes? Die Liebe verzeiht. Aber das steht nicht bloß in anderen Worten der Bibel, sondern steht auch in unserem Text gewaltig, so gewaltig, daß es jeder hören kann. Der Vater, der seinem Kinde hilft, Herr zu werden über seine kranke Laune, verzeiht; er hebt die Gemeinschaft nicht auf, umgekehrt, er macht sie gerade dadurch fest, dadurch völlig, daß er seinem Kinde die Zucht gewährt. Sollen wir nun sagen: das stimmt doch nicht? wenn er verzeiht, wozu straft er dann? Gerade weil er verzeiht, darum straft er. Weil er wirklich verzeiht, wirklich das Böse wegnimmt, das uns aus seiner Gemeinschaft wegtreibt, darum stehen wir unter Gottes treuer, beständiger Zucht. Wir wollen bloß von der Strafe weg, bloß von den Folgen

unserer verkehrten Schritte entbunden sein; Gott soll zufrieden sein. O er ist zufrieden mit uns, aber nicht mit unserer Sünde, nicht mit unserer Torheit, nie mit unserer Bosheit, nie mit unserer Gottlosigkeit. Soll er auch damit zufrieden sein? Damit ist der Teufel zufrieden, nicht Gott. Nie könnt ihr den euren Gott heißen, dem ihr zumutet, zufrieden zu sein mit dem, was schlecht und verwerflich ist an euch. Er ist nie mit der Lüge zufrieden, sondern immer nur mit der Wahrheit, nie mit Unrecht zufrieden, sondern immer mit dem Recht, wird nie eins mit der harten Lieblosigkeit, sondern ist immer nur mit der Liebe eins, mit ihr einverstanden und einträchtig. So verzeiht er, daß er uns heiligt; so gibt er uns seine Vergebung, daß er uns frei macht von allem, was gegen seinen Willen ist; so stiftet er die Gemeinschaft zwischen ihm und uns, daß er unseren Willen in seine Ordnungen einführt und mit seiner heiligen Regel einträchtig macht. Eben darum stimmt es völlig: Gott verzeiht ganz, jedem, trägt dir nichts nach, hält dir nichts vor, rechnet nicht mit dir nach deinen Werken, und: die Zucht wird sichtbar und die Last wird aufgelegt und der Zügel macht sich spürbar, der mit kräftigem Ruck unsren Eigensinn hinüberlenkt zu Gottes Weg und unsre kranke Begier dem göttlichen Recht unterwirft. Nicht deshalb, weil wir an Gottes Vergeben zweifeln, reden wir von Gottes Züchtigung; sondern darum, weil wir Gottes Vergebung begehren und mit Jesus beten: vergib uns unsere Schulden, nehmen wir unsere Schmerzen aus Gottes Hand und sprechen: einen jeglichen Sohn, den du lieb hast, züchtigest du.

Darum bleiben wir auch im Kampf, in den uns unsre schweren Erfahrungen stellen, im Frieden Gottes. Friedsam ist die Frucht der Gerechtigkeit. Der Friede, von dem hier die Rede ist, ist Gottes Friede mit uns, das Kleinod, auf das wir nicht verzichten können, der Schatz, den Jesus den großen Schatz nannte, herrlicher als jedes andere Gut. Wie könnten wir noch beten, noch singen, noch glauben, noch

handeln, wenn wir nicht wüßten: Gott ist für uns, nicht wider uns; er führt nicht mit uns Krieg; er steht im Frieden mit uns? Das ist der Grund jedes Anteils an Gott. Daher kommt auch unser Text und der Trost, den er uns gibt, und die Kraft, die er uns schenkt. Wir freilich, wir denken in unseren Nöten leicht: nun hast du Gott gegen dich; er vertritt dir den Weg; denn er hat dein Gebet nicht erhört und dich hineingesetzt in die schwere Not. Nicht du hast Gott gegen dich; nur deine Sünde steht unter Gottes Urteil und Gericht. Du hast Gott für dich und sein Friede lenkt und begleitet dich; jedoch wir ohne unser Unrecht, wir ohne unsere Schuld stehen im Frieden Gottes. Dazu hilft und führt uns Gottes uns züchtigende Hand.

Es ist nicht so, daß mit jedem Jahr die Erlebnisse, die uns bewegen, süßer, goldener, glückstrahlender würden. Im Gegenteil, wir haben viel Schweres vor Augen. Schon die Oeffentlichkeit, die unser Leben gegenwärtig hat, legt auf uns alle einen beständigen Druck. Wir können ja keine Zeitung lesen, ohne daß darin ein langer Katalog schwersten Unglücks steht, das Tag für Tag an unseren Augen vorübergeht. Und wenn wir uns auf das beschränken, was uns selbst unmittelbar angeht, und die Zeitung beiseite legen, so geschieht auch in diesem kleinen Kreis viel Schweres. Wir müssen uns rüsten, wollen uns wappnen mit jenem Trost und jener Kraft, die unser Text uns gibt. Wir sind gerüstet, wenn wir bei jedem Schlage, der uns trifft, sagen können: näher, mein Gott, zu Dir! Lasset uns an das Gleichnis Jesu denken: Ich bin der Weinstock und mein Vater der Weingärtner; einen jeglichen Reben an mir, der Frucht bringt, reinigt er, damit er mehr Frucht bringe. Das gebe uns Gottes herrliche Gnade. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Date Due

AUG 1			

Library Bureau Cat. no. 1137

1852-
er stiftskirche zu
07.
oll Library
more info.
1903
252 S338P 202095
School of Religion

Duke University Libraries
D02459921W